
Princeton University Library
32101 068361045




Dei
Sub Numine
Viget



EMIL·LUDWIG

MEERESSTILLE · UND GLÜCKLICHE · FAHRT

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN

VOM GLEICHEN VERFASSER
ERSCHIEN 1918
DIANA
ROMAN

MEERESSTILLE UND GLÜCKLICHE FAHRT

ROMAN

VON

EMIL LUDWIG

1 9 2 1

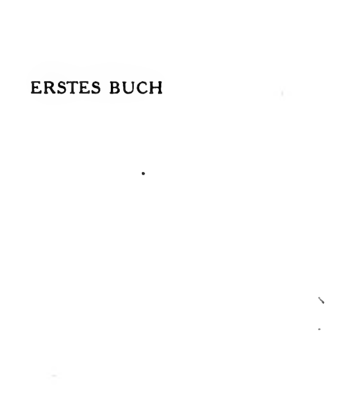
OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN

GESCHRIEBEN IN MOSCIA, SOMMER 1918
UMSCHLAGZEICHNUNG VON EMIL PIRCHAN
DRUCK: MÄNICKE UND JAHN IN RUDOLSTADT

ERSTE BIS DRITTE AUFLAGE

ALFRED HIRSCH-FABER
IN ZÜRICH
ZUGEEIGNET

ERSTES BUCH



ERSTES KAPITEL

Zum zweiten Male rauschte der Vorhang nieder. Raubgierig stürzte sich das Orchester auf die Beute der Leidenschaft, in tragischem Epiloge heulte es die Motive der zarten und der wilden Liebe Manon Lescaut und ihren Figuranten nach. Dann wurde es hell, Salven brachen durch die Erstarrung, man drängte von den Plätzen, aus den Logen, wie um nur rascher diese brausenden Tränke kühner Passionen in die Limonade des Büfettes aufzulösen.

Prinz Eduard stand an der Logentür, still schien er unter sich in den brodelnden Abgrund zu blicken, in dem die Menschen wogten, doch sah er sie kaum: gestaltlos brandeten Töne des Abenteuers durch sein Herz, wilder, als er sie eben in Pariser Formung vernommen, die Phantasmagorie von Freiheit und Schicksal, die immer in ihm auf und nieder stieg, wechselnd gegen die Ebbe seiner Gewohnheiten. Musik war ihm seit Knabentagen Aufruf in hellere Welt, und wenn vor ihm das Abenteuer lebendig wurde, schwieg sogar die Kritik dieses zarten Ohres, als ein willig naiver Zuschauer saß er vor dem Vorhang. Eine altkluge Mädchenstimme weckte ihn:

„Warum opfert diese Manon den Dichter, wenn sie ihn doch liebt, und läßt ihn vom Offizier verhaften?“ Die Stimme schlängelte sich an dem langen Vetter hinauf, mit lautem Fragezeichen endend; denn da er immer närrische Antworten gab, mußte er wohl viel wissen und noch mehr verschweigen.

Eduard, aus der Sphäre seiner Seele in die seiner Familie gezogen, ergab sich stets mit einer sachten Bosheit und ging von dieser einen in jene andere Lebensform wie durch eine Klapptür, so daß auf beiden Seiten Wind entstand. Er sah das hilflos neugierige Wesen vor sich, das ihn für ihresgleichen halten durfte, wippte ganz wenig auf den Lackschuhen und schnarrte in seinem Paradetone:

„Offizier neben Dichter, cara Matilda! denk' dir nur, der Mann, der diesen Trauerscherz hier ausgedacht hat, wäre dein Schwarm, aber dann käme Herbert herein, in Full-dress, Totenkopf am Tschako, fabelhafte Stiefeletten: wohin schlägt dann dein Herzchen?"

— Muß das sein? dachte er mit den Blicken schweifend und setzte das Glas bald wieder ab. Galt man dazu als Sonderling der Familie, daß man jede Woche einen Abend die Naivitäten der Cousine . . . Viel radikaler sollte man werden . . .

Seit Prinz Eduard, nach einigen Jahren bei fernen Gesandtschaften, Berlin wieder besuchte, war ihm die Weltstadt enger erschienen als draußen der kleine Kreis intriganter Diplomaten, die doch wenigstens etwas vom europäischen Abenteuer schlucken konnten. Wie stark ihn heut abend Manon an diese balkanische Welt mahnte, die er vor kurzem verlassen! Was für Dinge waren dort noch möglich, was vermochten da unten die Frauen! Noch alte Zeit war dort mit Raffinements und Kühnheiten, die sich gar west-östlich durch diese zerbröckelnde Welt schwangen.

„Du glaubst also, sie bleibt nun bei ihrem Offizier," bohrte wieder die Mädchenstimme.

„Après minuit," schnarrte Eduard, und da sie sich beleidigt abwandte, dachte er: — Werde dir diese selbstgerechten Sottisen schon abgewöhnen. Errötet bis unter die uninteressanten Dessous und schnappt nach Luft. Und das wird dann unser Züchtungsmaterial. Hättet ihr lieber lasterhafte Träume, ihr

jungen Kühe! Ah, warum hat sich so eine anarchische Seele wie meine in die Wochenstube eines Schlosses verirrt!

Die Komtesse hatte Bekannte entdeckt, sie nickte und machte Zeichen, sie nötigte auch Eduard, sich zu verbeugen und war glücklich. — Sich wiederfinden, immer wieder sich: das ist die Absicht, dachte er und spitzte die Lippen, wie um seinen Spott unhörbar wegzupfeifen. Manon dagegen — solche Frauen, die vor dem Wagen der Freiheit sich tummelten wie jene Sais, die man in Ägypten den vornehmen Equipagen vorauslaufen sah... Wie sie sich immer schenken wollen, immer weg von sich, taumlig, zuchtlos, hingerissen, diese Rothäute des Gefühls! Blicke der Freiheit, aus Strahlenaugen geworfen — wo man solche Blicke außer der Bühne noch erlebt! — Die Eine, ja, an jenem Morgen: jetzt tränenschwer nach der Todesbotschaft, wie keiner von uns es an Staatsleichen aufbringt — und nach zehn Minuten lebensvoll, einzig auf Rettung gerichtet, auf Flucht . . . Dann verschwand ihr braunes Segel im Bosporus und schien immer röter zu werden wie die Feuerlilie . . .

Ein Ton zerschrillte ihm die schwankende Erinnerung an ein Erlebnis, eigensinnig warf sich die Bühnenglocke auf den Raum, lang und bleich wie ein Flächenblitz, man kam und saß und rückte: alles bereitete sich, als ob man nun erst recht aktiv werden müßte. Eduard trat hinter den Stuhl, um dann zum Zuhören in seine Ecke zu fliehen, hüftenlos stand der lange junge Mann in seinem Frack, kaum an den Stuhl gelehnt, und hielt aufs neue das Glas vor die Augen, ziellos suchend.

Plötzlich raffte seine Hand das Glas, er reckte sich, die Linke faßte den Stuhl, als ginge plötzlich ein Wagen los, auf dem er stände, zweimal zuckte sein bartloser Mund, die nervöse Nase zog ihre Flügel heran, über der Stirnmitte zuckten die Schatten der schmalen Brauen; es war ein Zug von Gespanntheit, fast von Bestürzung, wie bei Menschen, die sich plötzlich ratlos ihren Erfüllungen gegenüber finden.

Nah, zum Greifen — und doch durch das Rund des geschliffenen Glases gerahmt wie ein fernes Bild, sah er in diesem Augenblick eine Gestalt drüben an der Brüstung, ihm allzu bekannt, in ihrer Loge stehen: sie mochte eben ein- und vorgetreten sein, denn noch hielt ihr linker Fuß die letzte flache Stufe halb gefaßt, und als streifte sie ein Zugwind aus den offenen Logentüren, so drückte sich das Orange ihrer fließenden Seide um den Busen, und sie schien, das kühn strahlende Profil hochgerichtet, in allem jener Nike zu gleichen, die vor zwei Jahrtausenden auf einem griechischen Schiffsschnabel ragte. Selbst das kurze Lockenhaar hatte etwas in sich von Fahrtwind, denn es flackerte in der Richtung des Kleides, den gebräunten Hals mit spielender Welle schlagend. So, mit handschuhlosen Fingern die nackten Arme gegen die tiefe Brüstung wie gegen einen Bugspriet stützend, stand sie und schien in diesem Augenblick ihre Freiheit, ihre Jugend stärker zu fühlen als das Drängen der klappernden, suchenden, schwirrenden Menge unter sich, die ihr Blick nur überhuschte.

Sie war's, sie war es, deren letzter Blick ihm eben wieder vor die Seele getaucht war, sie, deren Gestalt ihm Manons Stimme und Schicksal neu belebt hatte. Eduard stand und schaute und fand, was er nicht gesucht, dennoch wie ein Ersehntes mit einem Gefühl wieder, das aus Staunen sich rasch in Erkennen ebnet und in Sekunden das beansprucht, was eben noch Traum war. Schon trieb es ihn, neben sie zu treten, schon begriff er nicht, warum er sie nicht vor einer Stunde gesehn, schon zürnte er sich und seiner Begleiterin, der Oper und der Sitte, und wie ein Knabe brennend und befangen, furchtsam und begehrend stand er und verlangte nach der Erscheinung am andern Ufer der Bucht, ohne sich zu rühren.

Mit einem Male fiel Nacht herein, in der erleuchteten Unterwelt vor dem Vorhang erschien ein Schatten, der hob den magischen Stab, klagend sangen die Geigen, eine fremde Szene

tat sich auf, und Eduard, der in diesen Augenblicken Stunden des Schauens umfaßt hatte und doch ihrer Kürze grollte, sah sich zu einer halben Stunde verurteilt, in der er voll Unruhe das opalene Halblicht des Raumes zu durchdringen, Logen abzuzählen, den Zeitpunkt ihres Kommens zu bestimmen, den Grund ihres Alleinseins zu finden suchte, — Gedanken, immer gekreuzt von dem schimmernden Bilde jener Sekunden, von Manons Passionen und ihren Tönen, bis sich alles in einer Wirrnis von Weltlichkeit und Phantasie verschlang.

Sie war in der Stadt, das wußte er seit ein paar Wochen, ihren Chef hätte er fragen können, an dessen Seite sie täglich arbeitete, er konnte sie aufsuchen. Doch ein Zögern, in den angeerbten Zügen seines Wesens begründet, hatte ihn gehindert, auch nur die Wohnung zu erfragen — und doch war sein Blick, wie er's jetzt recht bedachte, wenn er auf Raub ausging, in Straßen, Sälen, Konzerten, im Grunde immer ihrer Erscheinung auf der Spur gewesen oder er hatte fremde Frauen unbewußt an ihrem Bild gemessen. Aber nun war Manon da drüben, liebte und lachte, trog voll Unschuld, weinte wie über Schuld, und unsichtbar fühlte der junge Mann, der auch seinem Innern nur selten die Freiheit gönnte, zu schwärmen, sich im Winkel eines magischen Dreiecks, das ihn, dritten Sohn eines regierenden Fürsten mit der Abenteurerin auf der Bühne und mit der Frau in der Loge verband.

Und er verglich sie. Mit all der phantastischen Gewalt, die, auf dem Meeresgrunde dieser hochüberstauten Seele ein unwirkliches Wesen trieb, vermochte dieser Zyniker im Fluge jene Sängerin in ihrem Rokoko als Dame des zwanzigsten Jahrhunderts in Dianas Loge, Diana aber auf die Szene zu versetzen — und sogleich fühlte er Freiheit und Tempo, Liebeskraft und Jugend in Manon verdoppelt, ihm war, als schleppte das Orchester nach — doch rasch verwischten sich Bild und Erinnerung, wieder sah er ihr Lachen einen Sommer

lang, ihre Tränen einen Morgen lang für einen andern in diesen bronzenen Zügen erblühen. Mitten in seinen Phantasien fiel ihm ein, wie fremd sie ihm im Grunde war, diese Diana de Wassilko, und daß er sich selber niemals neben ihr, mit ihr verbunden gedacht hatte, nicht auf einen Monat, nicht auf einen Abend. Nur verglichen — ja, verglichen hatte er seit einem Jahre viele Menschen und Dinge mit ihr.

Da, wie das Tutti im Chor und Orchester ihn zur Besinnung rief, der Akt gehe zu Ende, raffte er sich, klinkte, um seiner Dame nicht Bescheid zu geben, leise auf, und stand, als das Geprassel der Hände zugleich mit dem Lichte hervorstürzte, als Türen gingen, Menschen drängten, schon in Dianas Loge.

Sie sah ihn zwei Sekunden lang nicht, noch minder mochte sie ihn fühlen, und er zögerte mit einem letzten Raffinement, das Bild der Unbewußten aufzuwecken. Wie sie da vor seinem Blicke saß, unberührt von Aufbruch, Licht und Brausen ringsum, noch zurückgelehnt, den Arm noch auf den Sesselrand gebreitet, noch halb hohl die Hand an Ohr und Stirne, schien sie, vollkommen verwandelt, einer lauschenden Nymphe ähnlich, denn was von ihr nun im Lichte des Saales lag, Hals, Schulter, Arm und dies Profil, vorhin so kühn, nun demutvoll und mit geschlossenem Auge die Töne nachsaugend: all dies schien dieser Zeit, schien diesem Saale nicht zu gehören, und so stand er, schweigend, wartend.

Aber da war der Augenblick des ersten Nachgenusses, feinste Schwingungen der Lust, in ihr vorüber, sie erwachte, blickte auf und sah den Prinzen plötzlich vor sich stehn, dem sie vor einem Jahre das herzklopfende Adieu der Flüchtenden zugeworfen: genau so stand er, nur befrackt, nun wieder vor ihr, wie er sich in ganzer, etwas hagerer Länge verbeugte, lächelnd und die Vollkommenheit seiner Gebärden wie etwas Gestriges ganz leise parodierend. Diana erschrak, mehr weil

ein Mann als weil dieser plötzlich vor ihr stand, doch als sich hinter ihm sogleich die Schatten des Vergangenen aufbauen wollten, das sie unter seinen Augen erlebt, verbannte sie alles entschlossen und löste wie mit einem einzigen Griffe die Gestalt von ihren Hintergründen ab. Doch dies war alles sekundenschnell geschehn, denn eben als er nach seiner Art mit einem Aperçu die Spannung köpfen wollte, da hatte sie sich schon ganz gefaßt und erhoben und reichte ihm die lange kräftige Hand hinauf, denn er blieb noch auf der oberen Stufe.

„Guten Abend, Durchlaucht," sagte sie sicher, hell, formelhaft, und er fühlte weit hinter diesen uniformen drei Worten, wie eine sehr ferne Violinpassage ein freundliches Staunen, eine holde Begrüßung, als ob ihn Rechte oder Neigungen mit ihr verbänden. Er hatte die Hand gefaßt, sah auf sie nieder, sein Blick folgte dem bläulichen Geäder, er vergaß alle Einfälle und während er diese Hand, statt sie zu küssen, freigab und nur ein Stückchen mit der seinen ihr zu folgen schien, sagte er, völlig verlegen, ganz leise:

„Danke, danke . . ."

Sie stand überrascht. Statt eines Bonmots, wie es ihm überall gelang, Verwirrung — und ein leise gestammelter Dank, wofür? Sie fühlte, nun war es an ihr, ihm zu helfen, und wie sie ihm mit voller Heiterkeit ins Auge sah, rief sie leise:

„Ja, wie wär' es, Sie wagten den Sprung, dort stehn Sie mir ein bißchen zu hoch . . ."

Er war ihr dankbar für diese Glätte, zu der sie sich, er wußt' es wohl, überwinden mußte, kam herab, nun lachte er auch, er sagte:

„Als ich Gnädigste nirgends mehr aufzutreiben wußte, schloß ich auf Manon."

„Wie zart Sie so eine Lüge auftischen! Ich weiß von Scherer, Sie sind seit Wochen da."

„Schmeckte aber für den Moment angenehm bittersüß wie Quitteneis. Oder hab' ich diese Spezialität soeben erfunden?"

„Für Manon, Prinz," und sie setzte sich wieder.

„Wünschte wohl, aber keinerlei Aussichten. Unsre edlen Väter gingen in solcher Lage des Herzens auf die Bühne und entführten."

„— Ah," sagte Diana gedehnt und überschlug die Knie und hängte die Arme rückwärts in die Kurven der Lehne, daß sie plötzlich aussah wie ein junger Mann, und fuhr wie unter kleinen Peitschenknallen fort: „Sie würde nach Schminke duften und über ihren Direktor zetern. Theater ist gut für diese da, die — ohne Mut — die Träume kaufen wollen!"

„Und wir?" fragte Eduard — und bereute das voreilige Wort. Diana zog die Brauen, zog den schwarzen Schal vom Sessel empor, hob ihm die Schultern entgegen, schlug ihn um. Sie schien sich zu isolieren, das eine Wort war ihr schon zuviel, doch hielt sie ihm seine Verwirrung zugute und sagte ruhig: „Wir? Ich weiß nicht, wie Sie leben . . ."

„Außen räsonnabel, innen Kreuzzug," schnarrte der Prinz in seiner Art.

„Nach Atlantis?" spottete sie zurück.

„Ins Heilige Land, gnädiges Fräulein."

Zum zweitenmal war sie betroffen. Prinz Eduard, der sonst stets eine Wagenburg von Spöttereien vor die Pforte seines Herzens zu türmen suchte — und gab heut in ernsten Dingen ernsten Bescheid? Sie öffnete den Schal, wie um sich ihm zu versöhnen, ein wenig am Halse, und wie sie nun sein werbendes Auge sah, fühlte sie plötzlich die ganze Einsamkeit dieses Lebens, ahnte sie plötzlich, daß ihn ihr Bild begleitet haben könnte, und um ihm den Rückblick zu öffnen, den sie zuerst verbaut hatte, sagte sie, wie unvermittelt:

„Ich habe die Gräfin Oliva neulich wiedergesehen."

„Ist sie hier?"

„Sie war hier."

Die Erinnerung an ihre Rivalin bei jenem Liebeshandel, in dem vor einem Jahre der Prinz stumm mitfühlender Zeuge gewesen war, befreite die ganze Kette von gemeinsam gefühlten Stunden, und wie durch Schleusen fluteten Erinnerungen in voller Breite durch beide Herzen. Wie in einem alten Geheimnis fühlten sich beide, das doch nie zwischen ihnen wirksam gewesen, mit klar gefaßten Blicken beteuerten sie sich stumm eine Art von Freundschaft, die sich aus den fast versiegten Quellen der alten Ereignisse mit erotischen Wellen speiste. Dianas Gedanken schweiften in großen Kurven zwischen den Vergangenheiten ihres fünfundzwanzigjährigen Lebens, Eduards jagten zwischen Wünschen und Ironien, Kühnheiten und Entsagungen umher und konkludierten am Ende das Unmögliche.

Wieder schrillte es durch das runde Haus. Eduard nahm die Haltung des Leutnants in Zivil an, klappte mit den Lackschuhen, wölbte die rechte Augenhöhlung ums Monokel, schnarrte:

„Darf ich indessen, mit drei Compliments prolongés, als Abkomme eines kleinen Kalifen, um Ihr Mutabor, das heißt Telephonnummer bitten, um Sie wieder aufzufinden? Und wann dürfte ich gehorsamst —"

„Immer," sagte sie leicht, aber er fühlte, dies Wort von ihren Lippen war nur eine Allgemeinheit, und er sagte:

„Immer, heißt das — immerfort?"

Sie lachte: „Immer heißt immerwieder! Aber nun heißt es sogar immerfort; denn es wird dunkel, Sie sind der Gefangene in meiner Höhle, und der Zauberer im Abgrund klopft schon."

Im selben Augenblicke schlug über dem ganz gefesselten jungen Manne die Welle seiner Erziehung zusammen, er fühlte nichts mehr als die Kavalierspflicht gegen seine in der Loge wartende Dame, die Uhr seines Wesens ging automatisch ins achtzehnte Jahrhundert seiner Ahnen zurück, und wie Diana

enttäuscht ihn stehenbleiben sah, schnarrte er nur: „Cousine in gefährdeter Einsamkeit wartend, könnte im Dunkel von den Übergriffen dämonischer Logennachbarn —“

„Gehn Sie nur,“ sagte sie leicht und wandte sich ab. Die ersten Akkorde rauschten auf. Er ging stumm.

— Wie sich der tönende Wald bewegt, dachte Diana allein. — Wenn der Prinz spielt, verrät er sich, er spielt immerfort. Dann ist er wie die kleinen Negerinnen, die die Arme oben über die Brüste drücken, ganz eng, denn er fühlt, wie nackt seine Seele ist . . . Warum wir immer spielen müssen, um das Beste zu verhehlen . . . Ah, nein! Er sollte so eine Cousine nehmen und in das alte Hochzeitsbette seines Geschlechtes tragen . . . Da ist sie, Manon, verströmt sich, taumelt! Solche Liebeskräfte — und doch wird sie am Straßenrande sterben . . . Jetzt singt das Cello, als ob es das Schicksal wäre . . .

— Freiheit! dachte der Prinz, hinter seiner Dame in die Logenecke gedrückt. Und wäre sie nur so schön und wär' sie nur so heiter und wär' sie nur so weise wie sie ist: sie wäre schon ein Genie der Freiheit! . . . Bronzen, als wär' es Sommer und wir lägen noch im Süden! . . . Unsäglich, wie unsereiner sich durch Berge von Familienreis fressen muß, um in so blaue Hochtäler zu gelangen. Halte sie! Halte dich an sie, Eduard . . .

ZWEITES KAPITEL

Als Scherer im Vestibül des Ministeriums seinen Mantel ablegte, drang das wohlerzogene Gesumme vieler auf einen Ton abgestimmter Menschen zu ihm herunter, aber ein Blick in die Garderobe zeigte ihm, daß nur wenig Damen dabei sein konnten. Seit die Baronin Mühlwerth endlich dies Haus ihrer Sehnsucht hatte beziehen dürfen, führte sie eine neue Art des Empfanges ein, ähnlich einem Bierabend für Herren, bei dem ihr aber einige Damen die Möglichkeit des Erscheinens gewährten. Diese Kunst der Mischung hatte sie mit der instinktiven Präzision einer hervorragenden Köchin ausgebildet, sie wußte, indem sie Witwer, Junggesellen, Durchreisende bevorzugte, wieviel und welche Frauen dazu auszuwählen wären, um ihr den Ruf der streng modernen Frau zu lassen, ohne ihr für einen solchen Abend Konkurrenzen an Geist oder Schönheit aufzubauen.

Scheinbar besaß sie beides, aber beides war zweiter Klasse, und als Scherer ihr jetzt die Hand küßte, fiel ihm wieder deren Größe und Gewöhnlichkeit auf, obwohl er sie nach seiner Gewohnheit nur in die Nähe eines symbolischen Kusses heranführte.

„Sie sind spät," sagte die große, gelbgekleidete Ministersfrau, die unter einem Kronleuchter die Mitte des dunkelgrünen Saales hielt und vielleicht nicht ganz zufällig neben der Büste des Monarchen stand. „Und wenn Sie sagen wollen, daß Sie

mich längst suchen, so stimmt es nicht, denn erst vor zwei Minuten haben wir, mein Mann und ich, die traditionelle Aufstellung als Torlöwen verlassen, die ja auch wir beziehen, als wären wir noch immer dieselben Menschen wie vor fünfzig Jahren. Oder soll man empfangende Wirte lieber als Sphinxe bezeichnen?"

„Wenn Ihre Salons Ihnen weniger Rätsel aufgeben als Sie Ihrem Salon, Baronin, so müßte ich die Wirte beklagen und die Gäste beleidigen. Guten Abend, Durchlaucht."

Scherer gab diese Antwort in einem öligen Tone, und als er im nächsten Augenblick dem Prinzen Eduard die Hand reichte, den die Baronin noch nicht losließ, sagte ihm sein stummer Blick: „Verzeihen Sie diese Antwort eines Coiffeurs!"

Der Prinz, immer zu Bosheiten aufgelegt, die er bis an die Grenze einer retablierbaren Zweideutigkeit vorschob, sagte, während er der Baronin von rückwärts in den tiefen Ausschnitt blickte und diesen Blick nur Scherer kundgab:

„Die schönsten Rätsel liegen bereits gelöst und hell im Licht dieser elektrischen Krone!"

Die Baronin drehte sich rasch zu dem langen Prinzen um, der nun aber seinen pointierten Blick von ihrem schönen Busen nicht schnell genug erhob und nur durch die natürliche Eitelkeit der Frau gerettet wurde. Denn sie nahm es für ein etwas laszives Kompliment, das zurückzuweisen sie ihr modernes Bestreben hinderte, und so, in leichter Verwirrung, nahm sie die Arme der beiden Herren und sagte ganz sinnlos, konventioneller als sie wußte: „Sie werden hungrig sein!"

Mit erstarrtem Lächeln geleiteten diese beiden Skeptiker die Dame ans Büfett, bis es ihnen gelang, sie hinter zwei aus Fracks gesteiften Kulissen zu verlieren. Dies war nicht schwer, denn hier drang alle Welt vorwärts und wer sich nach siegreicher Eroberung mit seinem über die Köpfe der Kämpfenden jonglierten Teller zurückzog, wurde von den Vorwärtsstrebenden

wie ein mit großem Stern entlassener Vordermann willig durchgelassen. Denn Hunger und Wille, dicht an die Tafel heranzukommen, waren bei solchen abendlichen Empfängen in den altmodisch verblaßten Salons des Ministeriums nicht geringer, als tagaus tagein und so durch die Jahrzehnte in den Hunderten papierwütiger Bureaus, kleiner Stuben und Kanzleien, wo zwischen Doppeltüren, Seitenstiegen, Haustelephonen, machthungrig und beutegierig eine Generation nach der anderen sich in Stellendurst von Staats wegen abnützte. Niemals aber trat das Drängen, Überholen, Beiseiteschieben unter den gesitteten Bewohnern dieses kleinen politischen Raubtierhauses so sichtbar zutage, wie bei solch einem Sturm aufs Büfett, wo an Stelle lautloser Intrige der alte Offensivgeist die Nachfahren tapferer Offiziere ergriff.

„Und nun hätten wir uns eine Gänsebrust redlich verdient," sagte der Prinz um eine Nuance zu laut und bediente Scherer, der ihn bei dieser Zweideutigkeit mit stillem Humor ansah. Dieser sagte nachdenklich:

„Warum wünschen gesunde Frauen sich durchaus anders auszuzeichnen als durch ihre Hüften! Wieviel Kinder hat diese Frau?"

„Kaum genug, um ihren Busen zu beruhigen," sagte der Prinz und zerbrach eine Salzstange, „und keinesfalls einen ordentlichen Mann! Wenn diese Leute gottlob nicht stark genug sind, den Staat durch ihren roten Dilettantismus zwischen Rouge und Noir zu schädigen, so sind sie doch zu schwach, um ihre Narrheiten gegenseitig zu paralysieren." Er äugte hinüber zu der lebhaft empfangenden Wirtin. „Diese Spielhagensche Frau im Sezessionsumschlag, dieser Burgtheater-Minister, der immer denkt: Wir Pioniere! — sagen Sie, Herr Scherer, wäre dergleichen in Ihren Betrieben möglich? Ich werde immer etwas seekrank, wenn ich die gezuckerte Salzluft falscher Modernität spüre!"

Scherer zog den Prinzen mit den Augen in eine Ecke, wo sie, ihre Teller in Brusthöhe haltend, ungefährdet weitersprachen.

„— Und doch", erwiderte er, „scheint der gegenwärtige Pächter dieses Hauses das Maximum dessen, was unser stets nur schrittweise Wandel schaffender Geist von oben sich leisten und uns bieten kann. Sehen Sie nicht dort die beiden Sozialisten?"

„Kolossal!" sagte der Prinz mit ironischem Staunen. „Man hat die zahmsten gewählt, instinktiv ziehen sie sich auch schon in den blauen Salon zurück und um elf werden sie dort mittels Mimikri bereits unkenntlich sein. Übrigens stehen sie in bemerkenswerter Distanz vom Büfett, das dort von den Agrariern symbolisch bedrängt wird. Ja, heute abend kann mein hoher Chef zu seiner etwas echauffierten Gattin sagen" — und er kopierte eine hohe bewegliche Stimme —: „Eine neue Zeit, Gertrude! Zwei Sozialisten, eine expressionistische Malerin, ein staatsfeindlicher Nationalökonom und — wie sagte Goethe bei Valmy?: Wir sind dabei gewesen!"

„— Immer retiré, die Hochfinanz!" sagte die hohe bewegliche Stimme wie ein Echo, und ein glatter Herr mit vielen Orden schüttelte Scherer mit übertriebener Kordialität beide Hände. Mit gewandter Schnelligkeit hatte sich der Minister von rückwärts zu den beiden durchgeschlängelt, vielleicht um eine Kritik zu unterbrechen, die er über den Saal hinweg in diesen vier Augen sah, doch ohne im Herankommen etwas zu bemerken.

„Unbestechlich, ordens- und titellos, unabhängig an Gut und Gedanken, ein König ohne die Last einer Krone: das nenn' ich die wahre Freiheit des zwanzigsten Jahrhunderts! Wie? Oder soll ich die spöttisch gekräuselte Oberlippe des Prinzen als eine Aufforderung ansehen, vom einundzwanzigsten zu sprechen? Ja," fuhr er lauter fort, denn ein Wandspiegel hatte ihm

verraten, daß dicht hinter ihm eine Gruppe linker Parlamentarier stand, „es kommt eine Renaissance in Preußen und wie wäre ich glücklich, könnte ich solche Köpfe zur Mitarbeit bestimmen!"

„Eure Exzellenz wissen," sagte Scherer kalt, „daß ich unsere Unternehmungen nie überschätzt habe. Vorläufig aber bin ich dort noch nötig."

„Unpatriotisch, Teuerster, und im höheren Sinne sogar unsozial! Was meinen Sie?"

„Je unsozialer," sagte der Prinz, „wenn ich widersprechen darf, um so unabhängiger bei Erprobung zukünftiger Ideen, die man mit gekräuselter Oberlippe begrüßt."

„Sagen Sie das nicht bloß, weil Ihnen die Mühe des Regierens für alle Zeiten von älteren Brüdern abgenommen wird?"

„Hätte mich eine unglückliche Erstgeburt zum Thronerben bestimmt, ich würde Herrn Scherers Rat meinem kleinen Lande nicht dadurch verdünnen, daß ich ihm ein Portefeuille aufhalste oder ein Mandat. Finanzmännern und anderen dichterischen Naturen sollte man die Kreise ihrer Phantasie nicht durch Ämter stören."

„Immer paradox und somit immer produktiv! Was aber diese dichterischen Naturen in der Realität betrifft, gleich hör' ich einen auf dem Gange, wie Mephisto sagt. Haben Sie schon Franklin gesehen, den Seefahrer, Konsul, Physiognomisten, österreichischen Dichter und Denker, der dort bei meiner Frau steht?"

„Er lacht," sagte Scherer leise und blickte aufmerksam hinüber.

„Er ist grau und gebräunt," sagte der Prinz.

Franklin, der von der Baronin los wollte und Scherers Kopf entdeckt hatte, sah mit vollem Blick zu ihm hinüber, und eine Welle freundlicher Gesinnung schien aus diesen schwarzen Augen über die gezehrten Wangen bis in den gestutzten Spitz-

bart zu verrieseln. Er war hager und braun, wie Menschen, die viel im Freien leben, und sah, wenn er nachdachte, klüger aus, als Gott ihn gewollt haben mochte. Mit Furchen, Buchten, Kurven hatte ein reiches Leben sich in seine Wangen gezeichnet, aber der milde Brand dieser Feueraugen ließ auf keine Entsagungen schließen, auch wo man Kämpfe verloren hatte.

„Sie sehen zu Prinz Eduard hinüber," sagte die Baronin, die immer falsch riet. „Kennen Sie ihn aus dem Orient?"

„Er steht bei Seiner Exzellenz," klang Franklins dunkler Bariton zurück.

„Ja, und bei Scherer."

„Wer ist das, bitte?"

„Scherer kennen Sie nicht? Dann fehlt Ihnen ja ein Stern in Ihrer Sammlung!"

„— Ein Humanist?" fragte Franklin leise, doch deutlich zu sich selbst, als stände er allein. „Sieht aus wie von Holbein — Hornbrille schadet nichts, scheint eingewachsen — und doch, deutlich ein Mann der Tat. Da — wie er sich gegen den langen jungen Mann wendet, dessen Lippen nur eine Bosheit so gekräuselt haben kann, und quittiert, offenbar ernsthafter als die Stunde vorschreibt . . ." Und schauend, schließend, vergaß er, daß er mit der gastgebenden Ministerin sprach, vergaß Saal und Exzellenzen, seine Absichten und Interessen an diesem Abend; er sah nur, erforschte, erdrang sich das verschlossene Wesen dieses Fremden und hörte kaum mehr das flackernde Auf Wiedersehn der Dame.

Aber da hatte ihn der Minister schon geholt und mit der Lauheit vorgestellt, die seinen Besuchern nicht Zeit ließ, sondern beständig den geistigen Mittler machte:

„Ecco!" sagte er nach Nennung der drei Namen. „Ein afrikanisches Beispiel gegen die These des Prinzen, daß man bei originalem Geiste unsozial wird. Oder mögen Sie in der Cella dieses Tempels von jenem Edleren nichts hören?"

„Hier", sagte Franklin ungeniert, „ist doch wohl eher die Krippe der Priester. Übrigens trete ich für alle meine Sonette ein, auch für die alten, die nicht so original sind als sie sollten."

„Stolz bescheiden wie der Tempelherr," sagte der Minister mit falscher Herzlichkeit, und schien, auf eine andere Gruppe steuernd, auf den Schienen seiner glatten Banalitäten weiterzufahren. Mit schweigendem Spotte blickten ihm die drei Männer nach, ohne sich zu verraten.

„Sind wir uns nicht in Zanzibar begegnet?" fragte Franklin den Prinzen in seiner unmittelbaren Art.

„Leider nein. Bin äquatorial völlige Jungfrau. Müßte mein Bruder Stephan gewesen sein."

„Gewiß, ich glaubte —"

Scherer beobachtete ihn und meinte zu spüren, daß die Frage mit Absicht falsch gestellt und nur eine etwas grobe Anknüpfung war. Doch Franklin war einfacher, als Scherer dachte und bei aller Schlauheit ganz ehrlich. Nur war in ihm bei jener zynischen Antwort ein Mißtrauen gegen den Prinzen aufgestiegen, das in seinem Anblick sich schon vorbereitet hatte, er nahm ihm seine eigene Verwechselung übel, Stimme und Tonfall waren ihm verdrießlich, verstimmt blickte er zu Scherer hinüber, der dann auch half:

„Dann dürfen wir, nach Ihren Worten, also von alten auf neue Verse hoffen? Oder bringen Sie nur Kokosnüsse und k. k. Verordnungen mit?"

Sein gutwilliges Lächeln gefiel Franklin, und nur ein Wettspiel wollte er eröffnen, als er widersprach: „Nur Verse, leider."

„Warum sprechen Sie so?" sagte Scherer noch lächelnd.

„Als Dichter darf ich wohl die Handlung überschätzen, genau wie Sie als Handelnder offenbar die Dichtung — oder mindestens meine."

„Weder Ihre, noch eine," sagte Scherer ernster. „Alles in der Welt kommt auf vollkommene Sonette an."

„Auf vollkommene Kokosnüsse, sollt' ich meinen."

Sie lachten, aber nur wie zu einer kleinen Pause, bis Scherer sich mit Laune an Eduard wandte:

„Und wer hat nun recht? Verkünden Sie, Pythia, die Wahrheit. Ich unterwerfe mich."

„Ich nicht," sagte Franklin kurz, doch ohne Feindschaft.

„Hören Sie?" sagte Eduard und wippte ganz leise. „Recht hat offenbar, wer das Orakel ablehnt, denn der ruht in sich."

„Ich lebe zwischen Orakeln," sagte Franklin, „und stelle alle Tage ein halbes Dutzend Fragen, — allerdings an die Götter . . ."

Scherer lachte: „Sie weichen vergebens aus, denn der Prinz führt seine Familie gewiß auf Thor oder Wotan zurück."

„Pas trop mal," sagte Eduard, der sich in seinem anarchistischen Empfinden doppelt getroffen fühlte. „Dergleichen macht immer nur der jüngere Adel, der nicht regiert, etwa Lord Byron. Wir Älteren rechnen nur nach Jahrhunderten."

Der Prinz brachte das so spöttisch heraus, daß es in keinem Sinne hochmütig wirken konnte, aber Scherer griff ihn beim Worte:

„Also ginge die Linie von den Göttern über den Edelmann zum Dichter?"

„Und vom Dichter wieder zu den Göttern," schnarrte der Prinz in seiner Art. „Kurve nach unten mit Schwung nach oben. Looping the loop als Mythologie. Herr Franklin hat auf alle Fälle gewonnen."

DRITTES KAPITEL

Langsam las Diana in ihrem Bureau den Brief des Agenten aus Bombay zum zweiten Male durch; denn eine Umständlichkeit, die ihr unenglisch vorkam, verschleierte die Absichten des Schreibenden. Wollte er sich für den neuen Nachrichtendienst verpflichten, den Scherer größten Stiles für Deutschland plante, oder wollte er, mit seinen Andeutungen über konkurrierende Pläne, Berlin auf seine Absichten aushorchen und dann gegen die Firma agitieren?

Diana, der der alltägliche Geschäftsbrief nicht lag und die sich doppelt solange beim Diktat einer stereotypen Mitteilung aufhielt wie ihre Sekretärin, wünschte sich doch möglichst einfache Antworten, und wenn sie im Gespräch von unerwarteten Wendungen des Gegenredners nur angespornt wurde, so fühlte sie sich in der Korrespondenz von persönlichem Stil doch eher irritiert; denn sie vermochte nach Art schlagfertiger und feuriger Naturen besser Auge in Auge, als auf der Lauer, aus dem Hinterhalt geschossener Briefe zu kämpfen. Sie ging, um diesem Engländer auf die Spur zu kommen, an ihre Registratur, suchte sich die vorangegangenen Briefe heraus und las darin, stehend, am Fenster.

So, mit dem Rücken halb zur Tür gewendet, halb vom Schneelicht durch das breite Fenster bestrahlt, im dunklen Jackenkleid an der weißen Wand ihres Bureaus, erschien sie Scherer, als er leise eintrat. Auch er hielt einen Bogen in der

Hand, und als er einige Sekunden auf der Stelle zögerte, sah er sich selbst, wie er Diana sah, und schaute, wie erleuchtet, die produktive Kameradschaft ihres Umgangs.

Von Scherer aus einer pseudonymen Sekretärin entdeckt, als die sie sich an einer Lebenswende voriges Jahr vermietet hatte, war Diana rasch zu einer hochdotierten Gehilfin dieses großen Verlegers und Unternehmers aufgestiegen. Während sie seine Pläne durch eingeborene Menschenerkenntnis und durch die Weite eines stufenlosen Weltlebens zu fördern wußte, gab ihr wiederum der heitere Lebensernst des tätigen Mannes Fassung und Stoff, worin sie Intelligenz und Intuition federnd ermüden konnte. Keine erotische Unruhe schien diese wunderlich improvisierte Zusammenarbeit zu stören.

„Nun?" fragte sie ruhig und blickte auf, ohne ihren Platz zu verlassen.

„Ich störe?" fragte er zurück und schaute prüfend durch die große Hornbrille. Von beiden schien keiner gesonnen, als erster mitzuteilen, was ihn beschäftigte. Scherer war zu wenig herrisch oder nervös, um wie ein überarbeiteter Chef einem Beamten mit einer plötzlichen Frage dreinzufahren, vollends Diana pflegte er zu schonen; diese wiederum war in den Begegnungen des Tages zu vorsichtig und überhaupt zu kämpferisch, um ihre Position durch überflüssige Mitteilungen zu schwächen, und so standen auch heute diese beiden starken Naturen in dieser täglichen Begegnung für einen Augenblick wie Gegner voreinander, die sich messen wollen. Nun lächelte die Frau, ließ den Brief sinken, sah Scherer ein wenig mutwillig an. Der Mann ergab sich gern in diesen leichten Zweikämpfen, die in der Luft und wie mit Luft ausgefochten wurden, und sagte, indem er näher kam und sein Papier zeigte:

„Pardon. Entsinnen Sie sich zufällig eines gewissen Said Bey, der Kontrolleur an der anatolischen Bahn war?"

„Gewiß. Aber erst müssen Sie mir sagen, ob man diesen Henry S. Jackson in Bombay —"

„Wer soll das sein?"

„Der zukünftige Vertreter in Indien für Ihren Nachrichtendienst. Kann man dem Manne schlimmstenfalls mehr bieten?"

„Warum?"

„Seine Referenzen sind gut, und er scheint mit Ihrer Konkurrenz zu kokettieren."

„Mit unserer Konkurrenz?"

„Ja, mit Ihrer," sagte sie nochmals, denn sie wollte nie als Teil des Unternehmens gelten, zu dem sich doch jeder Austräger durch den vertraulich eitlen Gebrauch von Wir und Unser zählte. Scherer kannte diese Empfindlichkeit, die aus Stolz und Zurückhaltung zu gleichen Teilen kam, und lenkte mit den Worten, er müßte erst die Vorakten sehen, das Gespräch ab, das er heute um Said Bey keineswegs angesponnen hätte. Indem er nach einem Übergang suchte, — denn zum Plaudern pflegte er ihr Bureau nie zu betreten — überhob ihn dieser Mühe die Glocke des Telephons.

„Ja, ich bin selbst am Apparat," hörte er Diana sagen und schloß aus den kurz lachenden Zwischenworten, die sie ihrem Gegenüber zuwarf, auf ein privates Gespräch, bei dem er nicht stören wollte. Aber Diana winkte ihm über die Muschel weg, rief nur noch: „Kommen Sie Samstag!" hing ab und sagte: „Nicht doch. Es war nur Prinz Eduard, den Sie ja wohl kennen."

„Ich sah ihn gestern beim Minister," sagte Scherer und stellte sich so ans Fenster, daß er Diana ins volle Licht zwang, denn er wollte ihre Züge beobachten.

Sie blieb völlig unbewegt; denn sie erriet seine Absicht, sie dachte: — Wie wenig versteht er im Grunde von Frauen, jedenfalls von mir. Nun bildet er sich ein, mich zu verwirren und denkt nicht, daß man längst alles gruppiert hat. Aber sie sagte,

interessiert, um ihn nicht durch gespielte Negligeanc zu reizen: „So? Treffen Sie zuweilen den Prinzen?"

„Er ist seit ein paar Wochen zurück."

„Und so lang wie früher! Neulich trat er plötzlich in meine Loge, wie Hamlets Vater." Durch keine Spalte ließ sie Scherer blicken, glatt lief die Kette ihrer Worte fort.

— Schwer zu ergründen, dachte Scherer, der von Dianas Bekanntschaft mit Prinz Eduard nur gelegentlich gehört, doch aber den steten Trieb hatte, ihren privaten Wegen aufzupassen, ohne eigentlich eifersüchtig zu sein. Sie wußte es und hatte sich's zugeschworen, die Ruhe ihres Freundes und Vorgesetzten durch keinerlei töchterliche Konfessionen zu stören. Er aber konnte, als ein Mann, nicht lassen, ihren Typus immer wieder in heimlichen Vergleichen aufzuspüren, und fing deshalb gleich wieder an: „Da war gestern übrigens ein Fremder, der fiel durch Bräune und Gradheit auf, hätte vielleicht auch Ihnen gefallen, obwohl schon grau. Franklin, der Dichter, Konsul, Forscher, wissen Sie?"

„Franklin ist hier?" Diana wurde lebhaft.

„Sie kennen ihn?"

„Das ist ja der Mann mit der schönen Stimme, mit dem ich als Backfisch im British Museum phönizische Gläser studierte. Meines Vaters Schüler, erzählte ich's Ihnen nie?"

In solchen Augenblicken beneidete Scherer den Reichtum dieses jungen Lebens und fühlte seine eigene erfolgreiche Bahn zu grade, ja banal und alltäglich. Diana aber dachte zugleich, wie allein sie im Grunde dastand: wie Scherer bei solchen Empfängen Franklin traf und den langen Prinzen, sie aber, ohne Kreis, ohne Rückwelt, zwar in voller Freiheit, doch immer in der Luft schwebte, morgen vielleicht in fremden Städten, Schichten, Klimaten erwachte, oder doch nächsten Sommer. Beide verglichen und maßen ihre Lebensform, einer am andern, und wußten es nicht.

„— Ihr Brunnen ist tief," sagte Scherer nach einem Schweigen. „Da zieht man immer neue Seltenheiten ans Licht."

Sie lachte: „Und da sitzen Sie auf Ihrem Fensterbrett und glauben, man ließe Sie angeln, was Sie mögen!"

„Haben Sie mich je neugierig gefunden?"

„Ich habe Sie immer vornehm gefunden, Herr Scherer."

— Schade, dachte Scherer. Es bleibt eine Wand zwischen uns, auch wenn es eine Glaswand ist.

— Schade, dachte Diana. Er ist gut und ich wünschte ihm meine Schwester zur Geliebten, wenn ich eine hätte. Sonderbar bleibt dies frauenlose Dasein.

„Wünschen Sie Herrn Franklin zu sehen?" fragte er und schien nur höflich.

„Danke sehr. Er kommt gewiß von selbst zu mir. Wollen Sie ihn dann bei mir treffen?" Sie gab die Frage ganz leicht, wie unbefangen zurück, aber Scherer, der Diana lange genug studiert hatte, spürte ihren Stolz in dieser Gegenfrage, mit der sie sich ihm gesellschaftlich gleichstellte. Diese stummen Wettkämpfe, die dem Weltmann mit seinen vielfältigen Mitteln doch immer wieder alles rauben wollten, was er vor dieser freien Natur besaß, erfrischten Scherer, und das war Dianas unbewußter Zweck, denn vom ersten Tage hatte sie diese auflockernde Wirkung auf sein gemessenes Temperament, auf das zielvolle System seines Lebens gespürt und selbst als produktiv erkannt. So wirkte Diana überall wie ein Gärstoff, wo sich Begegnungen zu Schicksalen vertieften.

Frage und Gegenfrage waren indes in der Luft hängengeblieben, und da Scherer seinen Bogen wieder vornahm, kam sie ihm rasch zuvor und sagte: „Dieser — Said Bey, nach dem Sie fragten, lebte also damals, wie ich unten war, als Kontrolleur der Bahn in voller morgenländischer Untätigkeit in Konia, galt für fromm, konspirierte mit dem französischen Konsul, dessen Frau seine Freundin war . . ." Sie kniete halb auf einem

Stuhl, den sie hin und her wippen ließ, während sie weitersprach. Er hörte kaum. Blick und Gedanken schwankten zwischen ihren schmalgeschwungenen Lippen, die so ruhig und hell sprachen, und ihren feinen Knöcheln, die sich im Spiele des bewegten Stuhles aus ihren niedrigen Schuhen bogen. —

Eine Stunde später ging Diana durch die verlassenen Fußwege des Rauhreif tragenden Tiergartens. Wie große kandierte Attrappen, so stand, so hob jeder Baum das zarte Astwerk hinauf ins blauweiße Winterlicht, kristallen und doch leicht, bewegungslos und dennoch ohne Starrheit, wie berührt von einem Geisterhauche, der ihn zugleich befreit und gebunden, in süßer Frische, erlöst von Winterwind und Schneelast, wie in einem unwirklich blätterlosen Frühling mit zahllos weißen Blüten. Diana, leichten Schrittes, ohne Gedanken, wunschlos, kühl und heiter, wie dieser mittägliche Zauberwald, den sie durchschritt, lächelte vor sich hin, und wie sie sah, daß ein ganz feiner Wind ein paar von diesen zarten Blüten locker von den Bäumen blies, konnte sie nicht anders, mutwillig und mit einem kleinen Anlauf lief sie gegen den nächsten Stamm und ließ sich, in leichtem Anprall, weiß beschneien. Sie blickte empor, kinderhaft mit halboffenem Munde, als wünschte sie im Spiel einen Tropfen mit den Lippen zu fangen. Wie sie dann sich wiederfand, sich putzte, die Mütze zurechtrückte, erschrak sie, denn ein Mensch, drei Schritte entfernt, auf seinen Stock gestützt, schien ihr ruhig zugesehen zu haben.

„Ja, haben Sie — stehen Sie schon lange? Guten Tag, Herr — Guten Tag, Wilhelm!"

Mit großen Augen, die, man sah es, immer staunten, stand der blonde, junge Mann, die langen Glieder in einem langen Ulster und mit großem Hut, ein bißchen ungelenk vor der eng und kurz gekleideten jungen Frau und, verlegen, sogar traurig lächelnd, sagte er, ohne näher zu kommen:

„Ganz heimlich dachte ich mir, Sie könnten heute durch den

Tiergarten mir querlaufen, und so hab' ich's auf alle Fälle versucht."

„Gehen wir, sonst wird man kalt!" und sie setzte sich in ziemlich schnellen Schritt. „Hopp, hopp," sagte sie neckend und fing einen kleinen Trab an, „sonst träumt man!"

„Aber der Wald träumt ja! Was können Sie dawider tun!" Und er stapfte hinter ihr drein, fing mit der Krücke des Stockes die Schnalle ihres Jacketts und zwang sie nachzugeben. Nun schien auch er beweglicher zu werden und, während sie zog und er ihre Hand fing, sagte er nun in leise bittendem Tone: „Schöne zarte Handschuhe! Die sitzen wohl sehr fest?"

„Angefroren!" rief sie, zog die Hände zurück und hakte sich frei. „Sentimentale Wünsche mitten in Sonne und Rauhreif! Und was treiben Sie?"

„Nichts. Wie immer, nichts," sagte er und hielt nun in mäßiger Schnelle gleichen Tritt mit ihr. „Aber gestern abend habe ich die schönste Laute meines Lebens gesehen, die zweitschönste, fast wie die aus Pieve di Cadore!"

„Erzählen Sie! Ist sie alt?"

„Alt? Hat Luther nicht so um das siebzehnte Jahrhundert gelebt? Oder war das schon der alte Fritz? Sie wissen ja alles. Kurzum, es ist eine Theorbe: so groß! wie bronzen von Patina, gebaucht wie, ja, wissen Sie, wie diese indische Frucht, von der Sie mir den dreieckigen Kern gezeigt haben, und klingt mit einem vollen Ton, der halb herbe schmeckt, wie der Burgunder, von dem ich Ihnen damals erzählt habe — ja —"

„Hm. Teuer?"

„So teuer wie ein Schloß. Vollkommen unerschwinglich, auch für solche Leute wie Sie. Vielleicht — könnte sie dieser Herr Scherer erstehen, wenn er sich ein Jahr lang einschränkte —"

„Und wo liegt sie?"

„Wo? Bei meinem Antiquar natürlich, unten in der Wil-

helmstraße, wo wir damals die blaue Schumann-Tasse fanden, die Sie dann doch verschenkt haben und nicht einmal mir!"

— Was für wunderliche Dichter, dachte Diana. Gestern abend stand dieser alte Franklin im Frack im Salon des Ministeriums und spähte durch die neue politische Welt, ganz oben in der Wilhelmstraße, und ganz unten stand Wilhelm und spähte zwischen alten Lauten umher — und sind doch im Grunde beide Spieler, abwechselnd Herren und Diener ihrer Phantasie. — „Wissen Sie was," sagte sie dann. „Nächstens lad' ich Sie mit einem Mann ein, der kommt aus Afrika und ist sogar auch ein Dichter wie Sie!"

„Oh, der wird was zu erzählen haben! Wo wohnt er denn? Den möchte ich besuchen! Der war bei den Palmen? Und die Kamele! Und die Negermädchen mit den kleinen festen Brüsten! Und die Reiher! Und dann natürlich die Elefanten! Ja, ich möchte gleich zu ihm gehen! Und Sie?"

„Ich möchte euch beide zusammenspannen — und loslassen — und ihr könntet mich ein Stück durch die Welt ziehen!" rief sie ausgelassen und schüttelte einen Baum über ihm aus.

„Diana! Sie schütteln ja die Träume!" rief Wilhelm und trocknete sich den Hals.

„Euch möcht' ich durcheinanderschütteln, Sie mehr nach oben und den Alten mehr nach unten! Verstehen Sie denn nicht?"

Doch nochmals rief er, als sie ungeduldig den Rasenzaun mit der Fußspitze abschüttelte, halb klagend hinter ihr her: „Sie meinen, in der Welt?"

„In der Wilhelmstraße!" rief sie zurück und nun lachten sie beide.

VIERTES KAPITEL

Dunstig, vom Zigarrenqualm schwer, stieg die von tausend Leibern erwärmte Luft an das Tonnengewölbe des grauen Saales, und wie in einer feuchten Wolke schien der Redner auf seinem steilen Podium zu stehn. Auch seine Stimme war von dieser Dumpfheit umnebelt, ein Hilferufender mehr als ein Volksführer schrie von da oben ins Gewölke nieder, und wenn er eine zukünftige Welt malte und seine Hörer, die grau und stumpf vom Biere aufblickten, in einen wünschenswerten Zustand verzauberte, so blieben die Augen der Leute dennoch ohne Blick, ohne Glauben.

„Wollen Sie gehn?" fragte Scherer leise, denn er sah Dianas Augen gerötet.

„Vielleicht wird die Diskussion besser," sagte sie und ergriff sogleich, wie um bei den Umsitzenden den Eindruck ihrer gepflegten Stimme zu verlöschen, das große Bierglas, aus dem sie während solcher Abende trank, als schmeckte es ihr. Nur Scherer, den sie zum Besuche der sozialistischen Versammlung bewogen, fühlte, wie dies alles dennoch ein Opfer war, für ihre Augen, Kehle, Haut, obwohl sie öfter hingehen mochte, als er wußte. Nach ihrer Kleidung konnten sie beide für Kleinbürger gelten, doch ihre Köpfe zeigten jedem Arbeiter unverhüllbar, daß sie nicht hier im Osten der Hauptstadt lebten.

Solch einen Blick fing Scherer bald danach auf, als er, bei völliger Aufmerksamkeit seiner fünf oder sechs Tischnachbarn,

ruhig im Kreise herumschaute. Ein junger Mensch in Rock und Weste, doch ohne Kragen, mit Zügen blaß und gespannt, hatte den Beobachter als einen solchen erkannt und antwortete mit einem Flackerblick, als hätte er in Scherers Hauptbuch die Schlußzahl seines Vermögens gelesen. Er kannte ihn gar nicht, aber der englisch geschnittene Schnurrbart, Scheitel, Brille dieses Menschen genügten dem Arbeiter, um ihn wie einen Spitzel zu hassen. Diana, der ein Spiel solcher Blicke sonst nie entging, bemerkte nichts, wurde auch nicht bemerkt, denn während ihr Körper gepeinigt dasaß, schlug ihr Herz dieser grauen Welt so verwandt entgegen, daß sie unbefangen wirkte wie in gewohntem Elemente.

Mit einigen Anrufen zum Ausharren endete der Redner, kurz, geschäftsmäßig wurde geklatscht, die Glocke klang, ein kalter Dank vom Vorsitzenden folgte, man trat in die Debatte ein. Eine kleine Frau von Anfang Dreißig, mit lächerlichem Hute, versuchte über das Pult wegzureden, die hohe ungeschulte Stimme erweckte Gelächter, einige riefen Ruhe, mit einem Male war es still, man konnte sie verstehen, und da sie aus den Schlagworten des Hauptredners in die gegenständliche Welt der allen gemeinsamen Not führte, hatte sie nach zwei Minuten den Saal gefesselt:

„Und ich sage" — rief sie in erzwungenem Hochdeutsch, daß der Dialekt immer wieder durchbrach —, „was nutzen uns die schönen Reden, wenn keiner was macht. Da hat er vom Generalstreik gesprochen, und wenn wir durchhalten, steht alles still und wir befehlen und wird alles wie ins Märchen, haste nicht gesehn! Wie im März die Setzer von Großmüller in den Ausstand gegangen sind und mein Mann ist nach Hause gekommen und hat gesagt: Lene, sagt er, morgen brauchst du keine Zeitung austragen, weil wir heute keine setzen, da habe ich gerufen: Gott sei Dank, na, nun werdet ihr die Markfünfzig Zulage kriegen und ich brauch' nicht mehr Ecke stehn! Und

was ist gewesen? Bei Scherers haben sie nicht mitgemacht, weil ihnen der Herr Chef 'ne schöne Rede gehalten hat und fünfundsiebzig Zulage bewilligt, und die Großmüllerischen, was mein Mann ist, die haben müssen bei fünfundsiebzig kleinbeigeben und nicht mal die Streiktage haben sie bekommen. Und das nennt sich dann Generalstreik. Da sage ich nee, und ich glaub's nicht mehr, und wir können lange warten, wenn wir so gute Manieren machen, und was meine Kleine ist, die wird in fünfzehn Jahren auch noch Zeitung stehen — und eure auch, und es ist 'ne Schande!"

Ihr Hut, der bei den Pointen immer genickt hatte wie ein Helmbusch, machte eine letzte komische Bewegung, die kleine Gestalt verschwand, aber der Saal schien verwandelt; denn der Beifall, den sie nur durch ihr schnelles Weiterreden gedämmt hatte, brach nun vor, alle fühlten sich getroffen, sie riefen sich's über die Tische zu, sie standen auf, manche lachten leise, ein paar Männerfäuste drohten, sie wußten nicht wohin.

Scherer saß ruhig, beobachtend. — Sie hat vollkommen recht, dachte er, denn woher soll sie wissen, daß bei doppelter Zulage die Zeitung in sechs Monaten eingeht. Aber gleich darauf fragte er sich: — Geht sie denn ein?

Diana saß wieder in sich gekehrt, sie schwieg in sich hinein, sie dachte: — Meine Kleine und eure auch und es ist 'ne Schande . . . Dann blickte sie ruhig um sich und wie sie Kopf bei Kopf, grau, bleich, von uniformer Färbung vor sich sah, plötzlich verschwammen ihr diese Formen, in dunklen Langwellen dehnte sich ein See von Menschenköpfen, schwerflüssig gehoben, dumpf sich senkend, und sie hörte, sie fühlte den matten Aufschlag dieser halbschlafenden Wasser ans Ufer der Saalwände. Ihr war, wie sie in diese gefärbte Masse blickte, selbst von ihr gedrängt, als lebten stumme Kräfte in dem weißgetünchten Bierkeller, das Gewölbe, von dem ein paar Fahnen vom gestrigen Tanze dumpf und verfaltet niederhingen, schien

ihr mit einem Male die Katakombe der Verfolgten, bei denen sich die Wahrheit versteckt hält, und wie sie sich wieder zu ihrem Bierglase wandte, wie zum Kelche der Bitternis und streifte dabei Scherers Züge: da schien ihr alle kluge Güte dieser Augen aus und hin, nur Schärfe, nur Feindschaft las sie aus seinem beobachtenden Wesen, das sich hier durchaus nicht hingeben wollte. Sie blickte fort, vor sich hin, in sich hinein.

Ein paar Redner ohne Bedeutung folgten einander.

Da sah Scherer einen schöngewachsenen, breitschultrigen Mann von Ende Zwanzig, slawisch und blond von Typus, sorgsam in Jackettanzug gekleidet, beim Vorstande verhandeln, als melde er sich zum Worte. Bald stieg er wirklich aufs Katheder und Scherer hörte dicht nach der Glocke: „Unser Genosse aus Moskau, Dr. . . . hat das Wort," dazwischen ging ein schief ausgesprochener russischer Name verloren.

Ein großer dunkler Bariton, doch auch die leicht gebrochene Aussprache des Fremden erzwangen sich im ersten Momente volle Ruhe. Auch Diana war aus dunklen Gedanken von diesem Tonfall wie geweckt und faßte nun Gestalt und Stimme in einem einzigen Eindruck auf. Sonderbare Wirkung, fast erschreckend: denn sie, immer spürsam, wach, kämpferisch, wenn ein Neues vor ihre Sinne trat, wurde nur selten von dem rein Männlichen erfaßt, das sie im Anhören und im Anblick dieses Menschen fühlte. Ihr Gedächtnis, elastisch und produktiv wie ihre Hingabe und ihre Feindschaft, wie ihre Glieder und ihr Wesen, hielt alle möglichen Typen von Männern bereit, um neue an ihnen zu messen: nun flatterte es umher, als suchte es eine Gestalt zum Vergleiche, blieb bei einem Amerikaner haften, der sie auf See bei den Bordspielen im Laufen geschlagen hatte, flog wieder fort, suchte, schwand zurück und ließ dem gegenwärtigen Eindruck Raum.

Der Russe sprach, Diana hörte kaum zu. — Südrusse, dachte sie. Solche griechischen Körper mit Breitschädel darauf wach-

sen sonst kaum in Europa, und wenn deine Augen noch so nordisch blau blicken, nach unten zu sind sie doch ganz wenig geschlitzt. Stimme von unten. Mit dieser Stimme hast du sicher Pferde angerufen und Weiber. Könntest du wohl eine Uraleiche schultern? Da — spricht er nicht eben vom südrussischen Bauern?

Der Fremde sprach, als hätte er seine Vorredner nicht gehört, hakte in eine Abschweifung des Hauptredners ein und war nach fünf Sätzen beim Konservatismus des deutschen Bauern. Scharf und böse sprach er, und gewohnt an Schlagworte glaubte die Menge nur die übliche Anklage des Arbeiterführers gegen die Bauern zu hören. Doch da wurde es unruhig, vorn um den Redner war Lärm aufgeschlagen, hell und plötzlich wie eine Flamme, rasch wuchs er nach hinten, ein paar Männer standen auf, um Dianas Tisch herum fragte man, was los sei, Glockentöne schwankten, Unruhe beschwichtigte sich, grob und metallen wie ein Hammer fiel die Stimme des Vorsitzenden:

„Unser russischer Genosse ist mißverstanden, er hat nicht die Arbeit unserer deutschen Partei kritisieren wollen —"

„Die deutsche Bruderpartei!" unterbrach lebhaft der Russe, der abgewartet hatte, trotzig, und es wurde ganz still. „Ich habe gesagt und wiederhole es: ihr macht dieselben Fehler wie alle! In Rußland, der Bauer ist nicht unser Feind, der hat sich schon mehr genommen als wir und ist doch unser Bruder. Aber hier, es geht nicht von selbst und noch weniger im Kampfe! Den Bauern müßt ihr zu — wie sagt man, kaptivieren suchen, ihn müßt ihr gewinnen, aufs Land müßt ihr die Idee tragen. Der Bauer ist unser glücklicher Bruder, doch arm genug, um gegen die Reichen mit uns zu ziehen. Verstehen lernt ihn, und kommt ihr Sonntags heraus, dann wütet und spottet nicht über ihn, sondern macht ihm klar, daß wir einen Feind haben und das —"

„Schluß mit 'm Ruß," rief eine hohe halbwüchsige Stimme und befreite die Menge, die nur noch mißtrauisch zugehört hatte. Alles lachte, wiederholte das Wort, der Lärm, behaglicher als vorher, doch ebenso entschieden, kam dem Vorsitzenden gelegen, der klingelte und schnarrte: „Bitte zum Thema zurückkehren!" Und es klang wie der Befehl eines Polizisten.

„Zum Thema!" rief es aus der Menge. Der Russe aber erhob zum erstenmal seine großen flachen starkfingerigen Hände und erreichte mit dieser einzigen feierlichen Geste noch einmal volles Verstummen.

„Was ist der Thema!" rief er dröhnend und verfehlte im Eifer den Artikel. „Die Befreiung ist der Thema! Ist nicht Europa von Elend voll, und wir reden bloß immer von einer Klasse? Müssen wir die Fehler der Regierenden nachmachen? Ist der Bauer kein Proletarier, so müssen wir ihn lehren, einer zu werden! Auf dem russischen Lande —"

„Geh doch aufs Land als Zuchtbulle!" schrie ein heftiger Tenor. Jetzt lachten alle, riefen: „Schluß! Wir sind Arbeiter!" und der Vorsitzende, froh, den unbequemen Theoretiker loszuwerden, nötigte mit bedauernder Geste den Redner, zu gehn, worauf sogleich ein anderer in gewohnte Formen zurücklenkte.

Diana war im Beginn der Unruhe aufgestanden und wußte kaum, daß sie noch immer stand. Pathos, Verständnis, Paradoxie, jene Bewegung der Arme vor allem hatten ihr den Fremden mit einem Schlage vertraut gemacht: sie fühlte in Zucht gehaltene Anarchie, Hingabe ohne Partei, revolutionäres Blut unter der Macht trotziger Gedanken: Freiheit und Form in einem Wechsel, der ihr eigenes Wesen bestimmte. Und doch gab sie der Menge schweigend recht, die diesen Idealisten als Fremden empfand und fühlte zugleich sich selber dieser Menge verbundener, deren Dumpfheit ihrer Freiheit doch ganz fremd sein mußte,

„Die Todsünde verzeihen sie keinem," sagte leise Scherer neben ihr. „Parteipolitik ist sakrosankt, so ist's hier und bei allen. Wunder genug, daß sie den sonderbaren Schwärmer reden ließen. Was der sich wohl dachte, als er anfing . . ."

„Er dachte an den Bauernhof im Kaukasus oder wo er sonst aufgewachsen ist," sagte Diana ruhig.

Scherer sah sie mit einem Blicke an, in dem er das Erstaunen verschwieg. Immer wieder überraschte ihn Präzision und Schnelle ihrer Schlüsse, und widersprach er dann, so war's am Ende, um sich von ihrem Jünglingsgeiste schlagen zu lassen.

„Könnte das kein ideologisch abgesprungener Bürgerssohn sein?"

„Ich würde auf einen realistisch abgesprungenen Bauern wetten, der irgendwie unter städtische Anarchisten kam. Sahen Sie nicht sein Skelett? Wollen wir gehen?"

Schweigend ging Scherer neben ihr im tauigen Winterabend durch die grauen langen Straßen, er dachte: — Wie Reinhold sagte sie dies letzte Wort, wenn er von seinen Modellen sprach, handwerklich kalt. Wahrscheinlich um sich dahinter zu verbergen . . . Doch sie unterbrach seine Vermutungen in unerwarteter Richtung:

„Gewiß hat er die Parteigötter überrascht, glauben Sie nicht?"

„Solche Typen sind sie hier nicht gewöhnt, das gibt's nur drüben und lebt auch dort nur angefochten in der Partei."

Sie sah ihn plötzlich von der Seite an und suchte sich kühl zu fassen: „Warum Typen? Lassen Sie doch den Einzelnen gelten. Und warum drüben? Das Beste stammt doch aus einem glühenden Kessel, wo Feuer mit vielen Kräutern brennt, und gibt's schon keine reine Rasse mehr in Europa, so dürfen wenigstens wir Mischlinge eure Rassentheorie verlachen."

Scherer lächelte listig, er war gelaunt, ihr das Gefühl einer

Verwandtschaft mit dem Fremden zu stören. Langsam drehte er den Blick nach rechts zu ihr hin, er sagte:

„Der ist nun aber reine Essenz gewesen!"

„Und eben drum kein Typus!" rief sie lebhaft und warf den Kopf mit der kurzen Mütze in einer ihr ganz eigentümlichen Schnelle herum. „Laßt uns zufrieden mit eurer Züchtung: der Zuchtlose hat den stärksten Instinkt für Rasse!"

Er schwieg, er dachte: — Also zuweilen läßt sich dies klare Wesen los, und dann springt all ihre Logik in einem Hexenkreis um sie herum. Mit solchem Männerkopfe bleibt sie doch ein Weib . . .

„Halten Sie diesen Mann für unpraktisch?" fing sie wieder ruhig an.

„Wie —?"

„Würden Sie ihm einen Auftrag anvertrauen?"

Scherer lächelte. Bei solchen plötzlichen, feurig naiven Fragen Dianas — und nur dann — dachte er zuweilen, ein junger Sohn fragte ihn aus. „Ich habe ja auch bei Ihnen vorher ein paar Wochen beobachtet."

Sie lachte. „Wochen? Da verstellen Sie sich, Herr Scherer. Sie sind wie alle Kenner in zehn Minuten klar, ob Ihnen einer taugen kann. — Nein, fahren wir nicht, bitte. Im Gehen streitet man besser. Die Bahnen sind muffig und düster." Sie beschleunigte den Schritt, wie um Scherer anzuspornen.

„Sie wünschten also einen solchen Mann auf einer unserer Stellen im Auslande zu sehen?"

Sie sah ihn spöttisch an: „Dazu sind diese Leute gegen kein Botschaftergehalt zu haben. Ich frage mich nur, ob solche Glut, wie sie aus diesem Tonfall, diesem Gestus sprach, im Gefüge einer Bewegung wahrhaft produktiv werden kann."

„Warum nicht?"

„Weil er von Grund aus anders ist als die, denen er helfen will."

„Das sind oft die besten Führer, Kohle treibt auch den Motor an, der dann Elektrizität erzeugt."

„Ob aber solche Elektrizität so dumpfe Kohle ‚antreiben' könnte?"

„Ist sie so dumpf?"

„Ah —," rief Diana leidenschaftlich leise. „Was für schwerflüssige Gesichte! Wie muß man alles Herzblut strömen lassen, um Menschen nicht dafür zu hassen, daß sie solch ein Leben noch immer ertragen! Ich war auch unten wie oben, — aber ich wollte lieber verrecken oder morden, eh' ich mich so anketten ließe, wie diese guten, bösen, brütenden Sklaven!"

„Und doch locken Sie mich hierher. Was sollt' ich denn nun lernen?"

Sie sah ihm in die reifen Züge, sie fragte ruhig: „Würden Sie ihnen die Einsfünfzig spontan bewilligen?"

„Spontan wäre unklug," sagte Scherer und schlug den Kragen hoch, denn es tropfte von den Dächern. Diana mißfiel die Bewegung, als wollte er sich schützen, es zuckte leise um ihren Mund, als sie sagte:

„Verzeihen Sie die Frage. Es geht oder es geht nicht, das müssen freilich Sie entscheiden. Sollt' es aber gehn, so würden Sie eine große Eroberung machen bei Ihren Leuten: die hören ja auf Sie, manche glauben sogar an Sie. Die größte mögliche Eroberung, Herr Scherer!"

„Man kann es ja nochmals durchrechnen."

Sie sah ihn plötzlich so liebenswürdig an, als wollte sie ein Geschenk, und fragte: „— Morgen?"

„Gut. Morgen."

„Kürzen Sie mir ein Viertel von meinem Gehalt, wenn es dann besser geht."

„Wie Sie befehlen."

„Das heißt, erst ab Juli, diesmal muß ich eine monumentale Schneiderrechnung zahlen!"

Er lachte: „Ist das so hoch?"

Zweifelnd sah sie zu ihm herüber: „Soviel als Ihr Setzer in einem Quartal verdient und Ihr Direktor an einem Abend verspielt."

Scherer lachte nicht mehr. Diana steckte den Kopf in den warmen Kragen des Mantels, vergrub ihre Hände in ihren großen Männertaschen, ihrem Herzen rief sie stumm das Wort zu: „Meine Kleine und eure Kleine, und es ist 'ne Schande . . ."

FÜNFTES KAPITEL

In Dianas breitem Wohnzimmer lag in einem Fauteuil versunken, mit hochübergeschlagenen Beinen, elegant und müde, ihr Bruder Sidney, während Prinz Eduard an einem flachen Glasschrank stand, die langen Beine etwas vorgestreckt. Beide rauchten, schwiegen, horchten mit der nervösen Ungeduld von Leuten, die ihres peinlichen Alleinseins überhoben sein möchten, auf die Tritte nebenan, in denen sie Dianens Fuß erkannten.

Sie mochten einander nicht, und nachdem Diana sie einmal zusammengeführt, suchten beide vergebens nach Gründen, warum sie's heut ein zweites Mal versuchte. Von außen schien sie manches zu verbinden. Als junge Leute, Anfangs und Ende Zwanzig, denselben Zerstreuungen in befreundeten Klubs hingegeben, beide artig, ironisch, verschlossen, hätten sie Jahre nebeneinander zubringen können, ohne sich zu reiben.

Aber obwohl zuerst keiner vom andern mehr wußte, als was er sah, hatte ein erster Blick genügt, um beide mißtrauisch zu machen. War es Sidneys knabenhafte Schönheit, mit der er stand und eine zögernde Hand halb hinreichte? War es Eduards gespielte Straffheit, mit der er die natürliche Melodie seines Wesens überdeckte? Eduard erkannte ein gefährliches, Sidney ein hochmütiges Verschweigen im andern, und Vorbehalte, tiefer als üblich, fielen ihnen auf. Als sie dann einander nachdachten und forschten, fühlten sich ihre Instinkte bestätigt. Der

Bruder erkannte in Eduard nur einen Prinzen, der eine schöne und elegante Mätresse suchte, Eduard in Sidney einen Bruder, dessen durch Spiel und unterirdisches Leben schon erschütterter Name Dianas Hause mehr schaden konnte als volle Isoliertheit. Heut abend tauschten sie einen erfrorenen Gruß.

Obwohl es Sidney war, der die verspätete Hausfrau als Bruder ersetzen sollte, nahm schließlich Eduard das Wort und sagte, mit dem Hacken seines Lackschuhs auf den Glasschrank deutend, an dem er stand:

„Sehr gutes Stück. Simplizität ist doch immer der beste Vorwand, sich eines Stiles zu enthalten. Wie angenehm dieser Raum, mit seinen paar Fauteuils, seinen zwei flachen Tischen, den vielen Blumen und wenigen Bildern, es vermeidet, seinen Bewohner zu kommentieren."

„Gott sei Dank," sagte Sidney langsam, erhob sich und sah rundum. „Stil ist, was zusammenpaßt, und ich darf Eurer Durchlaucht beipflichten, daß nichts intolerabler scheint als diese stilisierten Wohnungen, in denen man wie ein Marquis eintreten, wie Raffael essen, wie Napoleon Musik anhören und schließlich wie ein Biedermeier verdauen muß. — Es ist eben englisch," fügte er leise hinzu.

„Sie waren lange dort?"

„Wir sind dort erzogen, mindestens ich. Mein Vater lebt in London."

„Fräulein de Wassilko sprach noch nie von ihm."

„Nein, sie spricht selten von ihm. Sie liebt ihn sehr."

— . . . Wie schön, dachte Eduard, ohne der Schärfe dieser Wendung nachzugehen, und ein alter Neid stieg wieder in ihm hoch, auf alle privaten Menschen, deren Leben und Stamm nicht im Lichte lag.

— Das ist ihm peinlich, dachte Sidney zugleich. Einen Vater sieht er ungern auftauchen, da er hier mit dem Bruder leichtes Spiel zu haben meint. Und wie um sich an diesem

Sohn eines regierenden Hauses zu rächen, von dem er Hochmut und Verrat erwartete und der doch umgekehrt nur zu verschwinden wünschte, sagte er: „Neulich war mir, ich sähe Sie mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten sprechen. Doch schien er mir älter als seine Bilder."

„Mein Vater ist etwas leidend," sagte der Prinz und war froh, als Diana eintrat.

„Verzeihn Sie — was treibst du, Sidney, hast du die Hausfrau vertreten? Ist es spät?"

Sie trug sich einfach und schmückte das fallende Hauskleid nur durch eine lange Ambrakette, die ihr fast bis zum Knie hing, obwohl sie sie doppelt um den Hals geschlungen hatte.

„Gut, daß Sie en famille sind," sagte Eduard. „Habe Auftrag abzuladen."

„So feierlich?"

„Gnädige werden höflichst ersucht, eine Göttin darzustellen. Eine göttliche Jägerin."

„Eine südliche?" fragte Sidney feindlich. „Wir haben preußischen Februar!"

„Und doch komm' ich eben aus einem Bienenkorb summender Damen," sagte der Prinz, „versammelt zur Hebung oder Besserung oder Erziehung, kurz Frauenverein. Ehrenvorsitz meine hohe Chefin Mühlwerth, immer für den Fortschritt der Menschheit mit dem ganzen Gewicht ihrer . . . ihrer Stellung eintretend. Sinnspruch: Hinweg mit allen Vorurteilen! Heut also Komiteesitzung zur Abhaltung eines Propagandafestes. Eintritt ohne Kuvert, Herren dreißig Mark, Damen zwanzig. Habe diese Differenzierungen der Geschlechter im Entrée nie begriffen. Reinerlös für uneheliche Kinder, daher Ball mit lebenden Bildern. Thema: Galerie bedeutender Frauen. Natürlich nicht die wirklichen, die ja höchstens in Memoiren vorkommen, sondern die legitimen, nach Jahrhunderten aufge-

schichtet wie Baumkuchen, von Semiramis bis Sonja Kowalewska."

„Wieviel Billetts soll man zeichnen?" fragte Diana.

„Weit gefehlt, gnädiges Fräulein! Bienenkorb fleht Sie durch meinen Mund ergebenst an, als Nummer 4 oder 5 Bild zu stehen. Damen stürmten mein Herz: Sie kennen doch Fräulein Wassilko! Sie ist doch so schön! Sie müssen sie bewegen! Sie allein kann Atalanta darstellen!"

Sidney zog die Braunen hoch, die Unterlippe etwas beiseite, wie Windhunde tun, ehe sie böse werden, und sagte leise, indem er sich etwas entfernte: „Sonderbarer Einfall!"

Diana liebte nicht, daß man ihr Urteil vorwegnahm, ihre trotzige Natur mußte in diesem Augenblick eher für den Plan optieren, bevor ihre Bedenken dagegen reden konnten.

Mißbilligend sah sie ihrem Bruder nach. Sie wippte dabei auf den Spitzen ihrer Schuhe wie ein junger Mann. — „Atalanta?" sagte sie dann leise und ging durch das große Zimmer langsam auf eine kleine Bronze zu, die auf dem flachen Schreibtische stand. Es war Diana, Nachbildung jener geschürzten Statue des Louvre, die sich recht wunderlich am Geweih des Hirsches festzuhalten scheint, den sie erst jagen soll. Vor der kleinen Statuette blieb sie stehen, sie hielt die Hände auf dem Rücken, wie um die Linien dieses vollkommenen Körpers nicht nachzufahren, aber ihr Blick, kalt, forschend, umstrich die bronzene Gestalt.

Wie lange sie so vor ihrem vergöttlichten Ebenbilde stand, wußte sie nicht. Sidney, rauchend wie immer, schielte aus einer Gardinenecke schräg hinüber. Eduard aber, der stehngeblieben war, sah mit verdoppelten Pulsen von rückwärts dem stummen Zwiegespräche zu, das seine Phantasie zu bestätigen schien und wiederum zu beleben vermochte. Wie sie dort, vor der fast nackten Schwester, in ihrem faltenreichen langen Kleide stand, die Hände rückwärts gebunden, in dies metallene Abbild

ihres Selbst vertieft, sah er zum ersten Male mit leiblichem Auge ihre doppelte Gestalt: die sinnende und die befreite, die feurige und die musische, dies zwiefache Wesen, das erst seine Instinkte, dann seine Bildung in ihr erkannt hatten und das dann in diesen Wochen aufs neue sein Instinkt ergriff, kühner, betörter, jugendlicher, als er es je zu erleben hoffte.

Als er den pädagogischen Plan der Damen hörte, war's ihm nur peinlich; doch als dann die ernste Vorsitzende den Namen Atalanta aus der Liste vorlas, kalt wie aus unumstößlichen Annalen, erhob sich ihm vor diesem Namen sogleich Dianens Bild, und so konnte ihn der Auftrag nicht überraschen. Würde sie annehmen, fragte er sich auf dem Wege. Für drei Sekunden würde er sie von ferne sehen. Aber — mußte es leiblich, vor tausend Augen geschehen? War denn nicht, eben jetzt auf diesem abendlichen Wege zu ihr alles längst in seiner Phantasie erfüllt und schon Erinnerung geworden? Mißtraute er etwa und wollte mit eigenem Auge, mit einem Opernglas bewaffnet, aus einer dunklen Loge prüfen, was er längst erkannt hatte?

Das fiel ihm jetzt wieder ein, und schon reute ihn der überbrachte Auftrag, als sich Diana umwendete, kurz, wie nach einem Entschluß, und, während sie nun die Hände rückwärts auf die Tischplatte stützte, auf der die Göttin stand, mit undurchdringlich kalter Miene in ihrem klaren Tone sagte:

„Einverstanden!"

Sidney zog die Brauen, Eduard verbeugte sich leicht, schien aber auf einen Kommentar zu warten.

„Aber sagen Sie den Damen," fügte sie schroff an und kam wie drohend auf ihn zu, „ich spielte kein provinzielles Griechentum, ich hasse Trikots, und niemand dürfte mir mit irgendeinem Worte wegen meines Kostüms raten oder abraten! — Guten Abend!" Und sie reichte den eben Eintretenden die Hand: erst Scherer, dann Franklin, die sich im Kommen begegnet waren.

Franklin hatte sie bei seinem ersten Besuche leicht befremdet:

etwas Forschendes lag in seinem Wesen, und brach es auch bei seiner Frische in offenen Fragen durch, so war sie doch nicht mehr gewohnt, gefragt zu sein: Seine Natürlichkeit konnte ihre Freiheit nicht bestechen. In den vielen Jahren, seit sie sich nicht gesehn, war Diana sie selbst geworden, Franklin aber gesetzter, wenn auch immer noch jugendlicher als seine Haare, und so erschien sie nun als eine Jüngere, Feurigere, nach mannigfachen Proben des Lebens, er aber noch halb im Wahne, man könnte die Hand über ein Wesen halten, das längst in Freiheit schwebte.

Vielleicht wirkte in ihm trotz seines wunderlichen, der Welt stationsweise abgetrotzten Lebensganges, der Weltmann und Künstler vereinigen wollte, ein liebender Neid auf dieses Mädchen, die im Getümmel des Weltlebens ihm dennoch künstlerisch zu wirken schien. Dazu kamen Argwohn und Neugier des Kenners, wie denn nun ein Mann aussehen würde, dem dieses Kind — so fühlte er sie noch immer — ihre Gunst schenkte; denn eine mehr väterliche Neigung, die auch aus seiner Beziehung zu ihrem Vater quoll, ließ in dem Frauenfreunde jeden Gedanken an Eifersucht in diesem besonderen Falle schlafen.

Diana, die Franklins Stimmungen um so leichter erriet, als sie ihn schon mit dem Instinkt erster Begegnungen erfaßt hatte, war gesonnen, ihm alles gesellig wegzuspielen, was er ihr etwa allzu offen abfragen mochte, — und so schnitt sie ihn auch jetzt gleich von ihrem Bruder ab, dem Franklins reine Natur seine Geheimnisse ablesen wollte. Sie fühlte die leicht befangenen Blicke dieser vier Männer, die sich alle kannten, die alle schon in diesem Raum, doch nie zusammen hier gestanden hatten, wie Mahnungen, als besten Ausgleich den runden Tisch rasch aufzusuchen, und so kam Wilhelm als der letzte recht erlösend:

„Nein, es ist nicht meine Schuld," sagte er in seiner vertraulich kunterbunten Art, „denn was kann ich dagegen tun,

wenn ein Apfelschimmelgespann, ganz langsam, wie es immer bei Einzügen heißt, à la Dumont oder so ähnlich, an mir vorbeigleitet und eine Himmelskönigin darin lächelt, wirklich wie in den Hofberichten, lächelt voller Huld mir zu!"

„Das ist Wilhelm!" sagte Diana, ohne seinen Nachnamen zu nennen, und er hat sich ja mit seinen Apfelschimmeln selbst als Dichter vorgestellt. Gehn wir zu Tische?"

Rasch wurden alle wärmer, niemand wollte glänzen, jeder bei dem Spiele einer leichten Unterhaltung helfen, und während das Gespräch ihrer fünf Gäste von der Überfütterung auf den Ozeandampfern zu ungarischen Rouladen und wieder zu Delphinen und fliegenden Fischen zurückging, dachte Diana, die an ihrem Tisch sich immer zurückhielt: — Weltleute und Künstler, aber ich wäre in Verlegenheit, wenn ich, außer Wilhelm, einen genau identifizieren wollte, denn Scherer ist doch auch Philosoph und der Prinz vielleicht heimlicher Dichter.

„Entscheiden Sie, Herr Doktor," hörte sie jetzt den Prinzen zu Franklin sagen, „denn in so honorabler Klemme zwischen zwei Dichtern bleibt mir als Diplomaten nur das alte Mittel, einen gegen den andern zu hetzen. Rechter Hand" — er umschiffte den Namen, denn den jungen Menschen kannte er nur als Wilhelm — „schwärmt man nämlich von der Romantik Ihres Konsulates. Würden Sie nun, obwohl Sie da waren, kalten Blutes beeiden, daß dieses Zanzibar, Exportplatz dritten Ranges, gottlob gegen Helgoland ausgetauscht, eine notorisch im Meer schwimmende Insel ist, nicht nur auf der Karte, wo das Wasser sich immer so sehr blau gebärdet; daß Palmenwälder, sprich: Wälder, so wie etwa die Kiefern unseres Grunewaldes meilenweit, das heißt wie etwa bei Potsdam, in einen ewig blauen Himmel wachsen? Daß ferner Kokosnüsse von der Größe eines ausgewachsenen Säuglings drohend über den Köpfen der Eingeborenen hängen, wobei dann, wenn sie her-

unterfallen, nicht der Kopf springt, sondern die vom Kopfe getroffene Nuß?"

„Was tun Sie, — Prinz Durchlaucht!" rief Wilhelm. „Wollen Sie nicht auch noch den Nelkenduft wegblasen? Herr Doktor? Riecht es nach Nelken auf dieser Zauberinsel, nach Nelken in endlosen Vollmondnächten — oder nicht? Bitte! Ich habe zwar alles längst ganz genau in einer Beschreibung gelesen und will Sie keineswegs beeinflussen!"

„Und nun," sagte Scherer lächelnd, „werden Sie als Dichter antworten oder als Weltmann?"

„Beide Darstellungen sind richtig," fing Franklin höflich an, aber er konnte nicht weiterreden, denn alles brach in herzliches Gelächter aus.

„Als Diplomat!" rief Diana, — „aber wenn Sie k. u. k. Minister des Äußern sind, lieber Franklin, dann machen Sie wieder Gedichte auf Zanzibar!"

„Vielleicht — nach Tisch," rief Wilhelm, der sonst stets gutwillig war, in naivem Autorenneide. „Jetzt ist die Frage des Prinzen offen!"

„Ja, lieber Herr Wilhelm," sagte nun Franklin, „Zanzibar ist eine Phantasmagorie indischer Edelsteine, von Seiden, Intarsien, Dolchen, eine Wildnis von Phönixpalmen, eine Insel im Ozean, die Mond und Sonne auffängt wie die verzauberte Muschel, eine Szene schlanker Araber und dunkler angeketteter Paläste, mit hohen offenen Dächern, auf denen sich abends braune fürstliche Frauen fächeln, und keine Grotte der Sage duftet betörender als diese Nelkeninsel. Aber Zanzibar ist auch ein Stapelplatz dritten oder — jetzt vielleicht schon zweiten Ranges, ein Exporthafen mit tranigen Schuppen, mit brüllenden Negern, mit schwarzen Weibern, an deren Hängebrüsten runzlige Kinder saugen, ein Nest boshafter Intrigen zwischen den Mächten, die dort vertreten sind, ein verkommenes Land von Raubbau treibenden Arabern, heißhungrigen Halfcasts, tücki-

schen Indern — und so ist wohl die Welt, Herr Wilhelm, und Staaten und Ministerien und Geschäfte duften wie Zanzibar, nach Nelken und nach Schweiß."

„Ich bin für die Nelken," sagte Wilhelm entschlossen.

„Aber da hört' ich neulich einen Redner," sagte Scherer, ohne Diana anzusehen. „Er wollte das Rechte für seine Brüder und wurde doch von ihnen niedergeschrien, weil er es auf seine Weise wollte, nicht auf ihre. Wofür ist nun der gewesen: für die Nelken oder für den Schweiß?"

„Fürs Kreuz," sagte Eduard.

„Vielleicht für die Macht," sagte Diana nach links zum Prinzen und sah ihn an. Eduard antwortete nicht: in solchen Augenblicken verhallte Dianas Stimme vor seinem Ohr, er sah nur den Strahl ihres falkenbraunen Auges.

„Machte Ihnen der Russe diesen Eindruck?" fragte Scherer. Diana, nun auch von rechts attackiert, sah nicht zu ihm hin, sie hob langsam den Löffel und sagte scheinbar ruhig: „Wir sprechen ja wohl im Gleichnis, Herr Scherer. Und hat nicht Bonaparte seinen achtzehnten Brumaire mit einem Kollaps angefangen?"

„Was ist Kollaps und Brumaire?" fragte Wilhelm herüber und rettete die Stimmung.

Als sie später im Wohnzimmer saßen, sagte der Prinz leise zu Diana:

„Neue Form der öffentlichen Betätigung, dieser Konsul. Überspringt sozusagen die Enttäuschungen des Idealisten. Und doch werde ich einen letzten Zweifel nicht los, ob Aufwand an Zeit, Kraft, Talent im Verhältnis zu gehabter Erkenntnis steht, ob Gleichgewichte gut einstehn, wie bei der alten ehrlichen Kuckucksuhr in unserem Spielzimmer, die zwanzig Jahre ging und offenbar nur von Gott aufgezogen wurde."

„Dieser Kuckuck hier", sagte Sidney kalt und starrte mit

dem Blick nach Franklin, „wird offenbar allmorgendlich sorgsam aufgezogen."

Er traf mit diesen Worten den ihm allzu väterlichen Freund gern, selbst auf die Gefahr, mit dem Prinzen beinah übereinzustimmen, denn gegen keinen ihrer Verehrer konnte er ein Mißgefühl überwinden: so eifersüchtig war er auf die Schwester, ohne sie doch zu lieben, während Dianas Freunde ihn meist haßten, ohne eifersüchtig zu sein.

Nur Scherer, der sich diesen Abend sehr zurückhielt, sagte langsam: „Herr Franklin ist doch ein Dichter."

„Und deshalb", sagte Diana, „gönne man ihm seine Exportziffern."

Indessen stand Franklin mit Wilhelm im Erker, der junge mußte dem älteren Dichter gefallen, Natürlichkeit und das volle Vertrauen auf alles, was gesagt wurde, ließen ihn seine eigene Jugend mit jener vergleichen, und wie er sich in der Erinnerung viel ehrgeiziger fand, freute ihn der Glaube dieses halben Knaben an die Welt, die er selbst in jenen Jahren erst zu untersuchen beschlossen hatte.

„Möchten Sie auch reisen?"

„Sie sind mir unheimlich," sagte Wilhelm versonnen. „Hört man Sie, dann denkt man an Ritter, die unter Stahlpanzern seidene Hemden tragen."

„Keinen Panzer," sagte Franklin lachend. „Nur einen Operngucker trage ich bei mir, durch den ich abwechselnd richtig und verkehrt schaue: die Welt ganz nah', die Welt ganz weit, das ist so eine hygienische Abwechselung für die Augen der Seele."

Er lenkte zur andern Gruppe hinüber, denn er wollte Scherer auf eine Idee zurückbringen, von der er neulich mit ihm im politischen Klub gesprochen: den englischen Nachrichtendienst, der alle Ereignisse ohne Kommentar aufzeichnet, den ‚Tape', nach dem Kontinent zu importieren. Scherer nickte:

„Freilich müßte in Berlin möglich sein, was in London jedes große Hotel in seiner Halle stehn hat. Es ist ja so einleuchtend."

„Ich liebe den elektrischen Funken und wünschte ihn bis in den Urwald," sagte Franklin plötzlich, beinah mit rhapsodischer Stimme. „Das blaublitzende Gleichnis dieser Epoche: immer wieder reißt mich der Gedanke hin, daß mein Wille aus einem kleinen Ministerialzimmer in Sekunden durch die Meere fließt und drüben kommt er ganz trocken an und prägt sich als Gesetz dem staunenden Negerhäuptling auf!"

„Trocken ist recht gut," sagte Eduard, „besonders wenn solche Depeschen aus der Wilhelmstraße kommen."

Wilhelm, der zuhörte, verstand nicht, warum sie lachten, und fragte.

„Denken Sie sich", sagte Franklin, während Diana herankam, um den Kaffee zu reichen, „also einen langen Papierbogen, der unter einer kleinen Glasplatte immerzu um eine Stange läuft und immerzu von einem unheimlichen Stift beschrieben wird, Tag und Nacht, während Sie davorstehen."

„Was schreibt er? Einen Roman?"

„Etwas viel Kostbareres," sagte Diana, die Scherers neue Unternehmung mit vorbereiten half. „Das Spannendste, was es gibt, denn dieses Band weiß selbst nicht, was es in zwei Minuten schreiben soll."

„Hm," sagte Wilhelm und blickte mißtrauisch auf diese Menschen, ob sie sich einen Spaß mit seiner Weltfremdheit machten. „Wer diktiert denn?"

„Das Leben, Wilhelm," sagte Diana. Die Art, wie sie dies Wort wählte und wie sie es aussprach, still und mit Ehrfurcht, ergriff Eduard und er trat leise aus dem Kreis.

Franklin lauschte Dianas Stimme nach, er dachte unbestimmte Dinge. Wilhelm stutzte, doch kam Scherer sogleich dem Dichter zu Hilfe:

„Auf einer Telegraphenzentrale, müssen Sie wissen, laufen dauernd und aus aller Welt tausend Nachrichten ein."

„Freilich!"

„Nun. Und vermittelst eines Fernschreibers", so dozierte er höflich weiter, „werden diese Nachrichten tausend Apparaten diktiert, die Sie in Hotels, Klubs oder zu Hause verfolgen. Und so schreibt der Stift auf diesen Bogen, der immer weiter rückt, alle wichtigen Dinge auf, die gleichzeitig in Peking, Washington, Hamburg und Zanzibar passieren, immer im gleichen Tempo, im gleichen Druck, ohne Unterbrechung, ohne System, wie sie eben geschehen und gemeldet sind."

„. . . Wundervoll!" sagte Wilhelm leise. „Das ist ja ein Gobelin."

„Ein Spiegel," sagte Diana.

„Eine Rhapsodie!" sagte Franklin und alle sahen auf den versonnenen Wilhelm.

Da sie nun verstummten und nur ihre letzten Worte nachklangen, trat der Prinz hinzu und sagte: „Das klang eher wie eine Fuge!"

„Es ist auch eine Fuge," sagten Diana und Franklin gleichzeitig und nun lachten sie. Der Prinz ward unruhig. War sie mit diesem ergrauten Jüngling einig oder war ein altes Einvernehmen so groß, daß sie, nach langer Pause, unvorbereitet dasselbe zu denken vermochten?

Da wurde eine Tür geklinkt und alle blickten auf. Die Klinke ging herunter, aber niemand kam.

„Doreville!" rief Diana. Die Tür wurde ein wenig aufgeklemmt und hellgrau schob sich unten eine spitze Schnauze dazwischen, dann ging die Tür ganz auf, und ein großer rauher Greyhound kam herein, dem Windhund an Länge und Aufbau der Beine, der Dogge an Kahlheit und Muskulatur ähnlich. Sidney war wie verwandelt. Das Tier, das erst zu ihm hinlief, bohrte seinen spitzen Kopf, der immer gekraut sein wollte, ge-

gen seine Knie. Nur wenig herabgebeugt, lachend und leise das Tier mit Stimme, Knien und Händen liebkosend, war Sidney in diesem Augenblick so schön, daß alle schweigend zusahen, obwohl ihn keiner der vier Männer leiden mochte.

Als aber der Hund dann zu Diana kam, und sie, mit einer kühnen Bewegung aufgereckt, den Hund plötzlich an sich drückend, nach der bronzenen Göttin hinübersah, wie zu einer Probe und einem Vergleich, da sah nicht nur der Prinz in ihr jene Diana, die sie bei seinem Kommen, im stummen Anschauen der Göttin ihm vorgespiegelt.

— Auf Pferderücken sollte das Mädchen sitzen, dachte Franklin, statt auf einem Bureaustuhl, und auf den großen Seen ihrer mazedonischen Heimat rudern, statt auf den Teichen dieser Stadtgespräche.

— Fremd und fürstlich, dachte Scherer, wie kommt ein solches Wesen in die Versammlung vom letzten Sonnabend?

— Vielleicht für die Macht —, wiederholte sich Eduard, denn Dianas Ton hatte ihn gezwungen, dies Wort auf sich selber anzuwenden.

Sidney und Wilhelm sahen sich über den Raum weg an. — Schön ist er ja, dachte Wilhelm. Aber ob er wirklich zeichnen kann?

— Hätte man die Naivität dieses Boys, dachte Sidney: man wäre ein Genie . . .

SECHSTES KAPITEL

„Nur daß du dir noch immer diese Monstresäle aussuchst, lieber Papa!“ sagte Eduard. „Man hat jetzt so hübsche Weinstuben, niedrig, wie sich's ehedem nur die Bourgeoisie und die Künstler erlauben durften, und dabei doch passabel. Diese alten Lindenhotels belasten einen immer gleich mit Bismarckischen Dimensionen.“

„Eben deshalb“, sagte der alte Herr, „werde ich sie mir von meinen Söhnen nicht mehr ausreden lassen. Hier sind Leute genug, daß man verschwindet, andererseits ermöglichen diese vielen Spiegel manche Beobachtungen. Oder werden diese Mittel unserer alten Diplomatie auch schon als Metternichsche Schule verworfen?“

Der Fürst, dessen leidend verfallender, grauer Musikerkopf über dem altmodisch eleganten Frack doppelt geistig wirkte, zeigte sich äußerlich kaum als der Vater des jungen Mannes an, dessen länglicher, sorgsam gescheitelter Blondkopf der Familie der Mutter nachgeraten schien, und nur in einigen ironischen Wendungen gab er eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem jüngsten Sohne kund, den indessen die Verschlossenheit der Jugend und eine persönliche Scheu der Seele häufiger zwangen, sich durch Zynismen zu decken. Als Menschenkenner skeptisch und resigniert, doch immer warm als Vater und als Regent, tolerierte dieser Fürst des kleinen deutschen Landes das absonderliche Wesen dieses jüngsten Sohnes, den er sehr liebte und dem er

eine Neigung um so ungestörter zutragen konnte, als er ihn für immer frei von Verantwortungen wußte und in seinen modernen Ideen keine zukünftigen Gefahren zu bekämpfen brauchte. Diesmal freilich war er nach der Hauptstadt gekommen, um in vorsichtigen Gesprächen bei Hofe und bei alten Freunden über seinen Umgang sich zu unterrichten, den ihm der Klatsch der kleinen Residenz sehr schwarz geschildert hatte und sehr rot.

Wie sie dort in der hintersten Reihe des großen Speisesaales soupierten, blieben sie unbehelligt und wären inselhaft abgeschnitten gewesen, hätte ihnen nicht der große, etwas schräge Spiegel gegenüber den entfernten Teil des Saales eröffnet. Der Prinz, dessen Blick durch jene Worte auf den Spiegel gelenkt wurde, schien denn auch, mit geringer Verschiebung des Oberkörpers, etwas darin zu entdecken und sagte bald:

„Im Gegenteil, bin für alte Schule, denn dort kann man Olivia Gräfin Münsterberg himmlisch schön in Dunkelblau allein in einer Ecke speisen sehen, und das lohnt sich selbst für dich, Papa, der du ja wohl noch auf den Knien der Königin Louise . . ."

„Die Gräfin habe ich gestern im Vestibül begrüßt, und die Königin Louise war mit deiner Urgroßmutter befreundet, wie du dich, trotz bedauerlich geringer genealogischer Interessen, vielleicht noch aus der Stunde deines guten Hofmeisters Mengeberg erinnern dürftest."

„Also," — kopierte der Prinz leise die affektierte Stimme des Lehrers — „wiederholen Sie: Ihre hochselige Frau Urgroßmutter . . ."

„Eduard!"

„Pardon!"

„Ist es übrigens richtig," sagte der Fürst rasch, teils um den Zwischenfall zu verdecken, teils um seinen Sohn einer lang vorbereiteten Fragen entgegenzuführen, „daß die Münsterberg mit

ihrer damaligen Rivalin verkehrt, mit dieser — dieser politischen Agentin oder — oder — ja, was treibt diese Frau?"

„Welche Frau, Papa?"

Das kam so höflich und beinahe fremd, daß der Vater sich erkannt fühlte und dem Sohn für seine lautlose Haltung eine stille Anerkennung einräumen mußte. Trotzdem trieben beide das Schauspiel weiter:

„Nun, du warst doch damals dabei . . ."

„Ah so! Ja, ich denke, sie verkehren miteinander."

„Du hast die Gräfin wohl dort gelegentlich getroffen?"

„Ja, Papa."

Kleine Pause. Der Prinz bedient schweigend den Fürsten. Beider Bewegungen verlangsamen sich, sie hüten sich auch nur sich zu räuspern. Der Fürst beugt sich vor, hebt den leidenden Kopf und sieht mit seinen guten Augen dem Sohn ins Gesicht.

„Sag' mal, Eduard, kannst du dort eigentlich verkehren?"

„Wenn die Gräfin Münsterberg —"

Wieder kleine Pause. Der Fürst setzt sich bequem vor seinen Tisch, hantiert etwas lauter mit dem Besteck, trinkt mit zur Schau getragenem Behagen aus, scheint mit dem Blick den Kellner zu suchen.

„Dir fehlt . . . Senf? Kellner, Senf!"

„Zu Befehl, Durchlaucht!"

Dritte Pause. Der Fürst rückt nochmals vor, jetzt legt er sogar für eine Sekunde die Hand auf den Ärmel des Sohnes.

„Lieber Eduard. Du bist unabhängig. Heinrich und auch Stephan sind gebundener. Bedenke aber, daß es Leute geben könnte, die etwa erzählen würden, man träfe dich öfter im Hause eines Fräuleins, das nicht deine Geliebte sein kann, denn dann käme die Gräfin Münsterberg nicht hin, das aber vielleicht doch nicht Dame genug ist, um unvermählt ein Haus zu machen. Denn sie verkehrt nirgends, und Herrn Scherers Junggesellenheim ist das Maximum dessen, was ihr bisher erreichbar war."

Prinz Eduard liebte seinen Vater, tief, und wenn er in den letzten Wochen, ganz allein, mit einer Jugendlichkeit, die in dem frühreifen Skeptiker niemand vermutet hätte, Dianas Bild und Namen umkreiste, so sagte er sich stets, wie zur Entschuldigung seines Gefühles: — Doch! da ist entschieden jemand, dem du tiefer anhängst, das ist der Vater. Und als er jetzt den geliebten Kopf vor sich sah, öffnete die Warnung des alten Herrn seinen Mund auf gänzlich ungewohnte Weise, und er sagte lächelnd und beinahe knabenhaft:

„Verzeih, Papa! Das Maximum, was — jener Dame erreichbar ist, geht weit über die Salons und die Parkette hinaus, die ihr Fuß betritt. Entsinnst du dich, was der gute Mengeberg, dessen Kandidatenschatten du vorhin zitiertest, uns auf deinen Befehl über den Adel der Gesinnung lehrte?"

— Ihr Fuß betritt? — dachte der Fürst, dem dieser zarte Ton an seinem Sohne neu war. O weh, das sitzt bereits sehr tief und kompliziert sich noch, da er nicht einmal ihr Liebhaber zu sein scheint . . . Aber er sagte: „Nur schade, daß du grade mit politischen Frauen umgehst!"

„Verzeih," sagte höflich der Sohn. „Curtius hat dich unvollkommen unterrichtet — oder war es Senderstein? Die Dame, die deine Herren brouilliert, ist eine ganz unpolitische Frau. Darf ich dir etwas Käse . . ."

„Nein, sprich nur weiter!"

„Nichts weiter," sagte Eduard gezwungen. „Sollen wir uns das Wiedersehn durch jemand irritieren lassen, den ich überhaupt nur dreimal gesehen habe? oder sind es vier? Sieht das danach aus, als wäre ich verliebt, Papa?"

„Ich will's nicht hoffen, Eduard."

„Doch warum fürchtest du's?" fing der Sohn nun nochmals und noch lebhafter an. „Wozu waren dann alle die Rezepte zur Duldung, diese Katechismen der Liberalität, durch die du unter allen am auffallendsten dich, uns und die Leute demokratisiert

hast? Weil Heinrich nicht unter dreizehn Zacken ehelichen darf, soll ich nicht bei einer Dame verkehren, die sich ihr Brot verdient? — Und da bin ich gar melodramatisch geworden, wie 'n Volksblatt!"

Er hatte zwar leise, aber so dringend gesprochen, wie es Ehrfurcht und Erziehung noch erlaubten, und wirklich schienen dem Fürsten diese Wendungen um so peinlicher, als solche innere Heftigkeit bei aller Lautlosigkeit an Eduard ihm ungewohnt sein mußte. Aber seine große Duldsamkeit gab dem Sohne recht, und er fühlte sich im Grunde leidlich uniform, als er nur noch kühl zurückfragte:

„Aus deutscher Familie, wie?"

„Glaube, halbslawisch gemischt, Balkan geboren, Vater anglisiert."

„Hm. Wird dieser — Vater sichtbar?"

„Nur ein Bruder."

„Der — was betreibt?"

„Ich weiß es nicht, Papa."

„Man sagte mir, er spielt?"

„Möglich. Sah ihn mal im Klub, er pokerte mit Sagan. Der Herzog gewann."

Der Fürst spülte vorsichtig die Finger ab und schien, während er sie trocknete, diese Sphäre abtun zu wollen, die ihm peinlich war. Er begriff, daß sein Sohn die günstigere Position innehatte und dachte nur noch, die Antwort mit dem Herzog hätte er geschickt gesetzt, besonders da er die Spielszene in diesem Augenblick erfunden haben mochte. Um loszukommen, sagte er unbefangen: „Siehst du Sagan oft?"

„Neulich, bei meinem Chef."

„Na, und wie macht sich Mühlwert?"

Eduard, froh, seinem Vater nicht mehr opponieren zu müssen, sagte in seinem alten artig-spöttischen Tonfall: „Mühlwerth spielt Burgtheater, und die Baronin tragiert mit ihm auf

ihre Weise. Falsche Demokraten, Papa, Leute, die jetzt links schwimmen, wie man seidengestrickte Krawatten trägt. Im offenen Auto liest er mit Vorliebe den Vorwärts, und was er am ersten Morgen im Amt gemacht hat . . . — Darf ich eine von meinen anbieten?"

Ihre wappengeschmückten Silberdosen klappten zugleich auf, und wie sie einander Zigarren anboten, der Vater langsam die schweren aus dem breiteren Etui, der Sohn nervöser die schmaleren, war die Versöhnung vollkommen.

„Danke! Und was tat der gute Mühlwerth am ersten Morgen?"

„Vielen Dank. — Er erschien um acht Uhr zwanzig, öffnete selbst die ganze Post von einhundertundachtzig Nummern, las alles, diktierte drei erschrockenen Typistinnen, die um acht Uhr vierzig, fünfzig und fünfundfünfzig eintrafen, einhundertundachtzig Antworten und sagte um halb elf, als die Herren ratlos vor der Katastrophe standen: Ihrer gewohnten Einsicht vertraue ich, daß Sie meine Antworten mit dem Stande Ihrer Akten in Einklang setzen."

Er unterbrach sich, denn in diesem Augenblick wurde er gegrüßt, und als er aufsah, verbeugte sich der vorübergehende junge Mann auch vor dem alten Herrn. Es war Sidney, und seine Schönheit, die in allem seiner Schwester ähnelte, aber durch seine feminine Art und Bleichheit und durch glanzlose Augen von ihrer jünglinghaften Frische sich zugleich ganz trennte, wirkte so stark, daß der Fürst befremdet fragte:

„Wer grüßte denn da so nett? Ich kenne mich zwar nicht mehr aus in euren modernen Typen, aber das muß ein Natürlicher Sohn gewesen sein oder ein wohlerzogener Schauspieler."

„Ignotus," log Eduard, der erschrocken und entschlossen war, nicht wieder Unruhe zu machen.

„Scheint aber, er geht zur Münsterberg. Wohnt die denn hier?"

„Ich glaube." Im Spiegel sah Eduard, wie Sidney den Kopf auf eine fast mädchenhafte Weise vor der Gräfin senkte und gleich darauf ihrer Geste zum Stuhle folgte. Jene Ähnlichkeit, durch mattes Licht, Entfernung, Dunst des Raumes noch erhöht, die Suggestion des etwas schräg hängenden Spiegels, das eben überstandene Examen wirkten zusammen, um in ihm den Eindruck zu erhöhen, Diana wäre es, die da, als eleganter junger Mann, neben Olivia säße. In solcher Unruhe war er froh, daß sein Vater aufstand und er mit dem Saal die geisterhafte Vision los wurde, und suchte, soweit er von hinten konnte, den Voraufgehenden beim Gehen auf der andern Saalseite zu halten. Aber, wie von Instinkten gezogen, bog der Fürst in der Mitte halb ein, sei's nur, um die Gräfin zu begrüßen, sei es vielleicht, um dem jungen Mann ins Auge zu sehn.

Es waren keine zehn Sätze, die der alte Fürst mit Olivia wechselte, aber es war geschehn: „Herr de Wassilko" war vorgestellt, Eduard, stumm zurückstehend, war bleich geworden, — und er wußte nicht, ob er dem Vater für sein Schweigen beim Fortgehen danken sollte.

„Er ist schön, der Alte," sagte drinnen Olivias Alt, und alles Schwere ihres Frauenwesens tropfte in die paar Worte. Golden ruhte die sinnliche Fülle ihrer Haare in diesem Nacken, von nie gestillter Leidenschaft antwortete ein Zug vom Munde her dem lastenden Knoten.

Denn schwer lagen diese Lippen und meist schweigend am Ufer des Mundes, wie befrachtete Schiffe, die den Hafen nicht verlassen, obwohl ihre Segel sich nach Sturm sehnen. Prangend in der Mitte ihrer dreißiger Jahre konnte sie dennoch eben Sidneys Mutter sein, und so hatte das passionierte Zwiegespräch ihrer dunkel schwimmenden und seiner katzengrau stechenden Augen etwas Lasterhaftes, etwas vom Inzest: denn nichts als Leidenschaft konnte diese ungleichen Naturen verbinden. —

Erst auf der Heimfahrt gewann Eduard die Ruhe, über diese

Beziehung der beiden nachzudenken, die ganz neu, ganz unbekannt und auch ihm selbst eben erst aufgetaucht, freilich gleich zur Gewißheit wurde. Nur einmal war Olivia Dianas Gast gewesen, das wußte der Prinz; damals wahrscheinlich war sie Sidney begegnet, das schloß er. Da mußte wohl ihr durstiger Blick den frühreifen dieses schönen und gefährlichen Menschen gestreift haben.

— Ihr trau' ich alle Paradoxie der Sinne zu, dachte Eduard im Wagen neben dem schweigenden Vater. Er aber? Hat er sich ihr genähert, weil sie Gräfin ist oder weil sie Geld hat?

— Warum hat er den Bruder seiner Geliebten verleugnet? fragte sich zugleich neben ihm der Vater, der seine Kombination desselbigen Namens mit Dianas Namen verschwieg, um Eduard nicht bloßzustellen. „Wassilko?" sagte er nach einer Weile laut. „Ist das nicht ein ruthenischer Name?"

„Möglich, Papa."

„Vielleicht auch polnisch," sagte der alte Fürst langsam, denn die Steifheit des Sohnes begann ihn zu amüsieren. „Man weiß nie so recht — bei diesen Leuten . . ."

SIEBENTES KAPITEL

Zwischen zwei Orchestern, die sich abwechselnd von den beiden Flanken der Riesenhalle anbliesen, zwischen den Aufmunterungen von achtzig Komiteedamen, die auch ohne ihre kleinen Schleifen durch geschäftige Aufgeregtheit sich legitimiert hätten, zwischen unbegründeten Lampions, erstarrten Festons, kuriosen Bonbons, zwischen mannigfach mühsam erdachten, nun kaum bemerkten Vorbereitungen verlief der Ball zur Hebung und zum Besten lustlos, ohne Antrieb und Abenteuer, und während die Arrangeure gute Absicht zeigten, ihre wohltätigen Gäste zu amüsieren, setzten ihnen diese jene gewisse norddeutsche Bockigkeit entgegen, die durch die Blasiertheit der überfütterten Hauptstadt nur formal gelindert wurde.

Nach elf Uhr sahen sich diese zweitausend Menschen, die der wollüstigen Statistik der Kassenwartsdame einen Reingewinn von vierzigtausend Mark bedeuteten, in die hintere Hälfte der Halle zusammengedrückt, und als selbst ein verzweifelter Geschwindmarsch mit Pauken, Triangeln, Posaunen das gewitterhafte Hereinrollen von Hunderten zusammengefaßter Stuhlreihen nicht mehr zu übertäuben vermochte, konstatierten die jungen Leute, in ihrem zerknitterten Programm seufzend, daß jetzt der gebildete Teil des Abends überstanden werden müßte.

„Lebende Bilder, mit Musik, im Stil der Epoche. Warum sind denn die Namen der p. t. Darstellerinnen weggelassen? Wäre doch einzig interessierender Faktor. Kennst du wen?“

„Ich gehe," erwiderte Sidney, dem diese Schaustellung peinlich, der aber doch entschlossen war, die Schwester unbeobachtet anzuschauen. Wie eine Statue liebte er Diana, und sah er sie zwischen Verehrern, so forderte sein Eigensinn volle Kälte von ihr gegen alle Männer. Seine Erotik ertrug den Gedanken nicht, dies Mädchen von demselben Blute könnte Objekt und Opfer männlicher Triebe sein, und wenn er für sie eine Freundin wünschte, so konnte ihm Diana grade diesen Wunsch nicht erfüllen. Denn wie sie die Frauen mieden, die ihr meist mißtrauten, so konnte auch sie nur sehr selten und mit völlig anders gearteten Wesen ihres Geschlechtes Fühlung gewinnen. Nach Jahren war Olivia die erste.

„Also offiziös ist man doch dabei," sagte an einem andern Saalende eine breite Stimme, um Olivia zu begrüßen. „Warum haben Sie uns nur Ihren Namen nicht geliehen, liebe Freundin," fuhr die Baronin Mühlwerth fort, indem sie sich dicht hinter Olivia setzte.

„Ich lebe ja noch sehr zurückgezogen," sagte einsilbig die Gräfin.

„Ja," sagte die Ministersfrau flüssig und sinnlos, „bei solchem Anlaß finden sich die Geistigen eben doch ein, so sehr sie sonst den Amüsements der Oberfläche sich überhoben fühlen dürfen. Die Idee bricht doch am Ende durch!"

Prinz Eduard, der eben mit Scherer zusammengetroffen war, versuchte ihn zu verlieren, dieser aber hielt ihn auf eine herzliche Art zurück und nötigte ihn in seine Loge, als der Saal sich verdunkelte. Ein hübsches Mädchen trat als Prolog an die erleuchtete Rampe und versuchte vergebens dem unruhigen Saale mitzuteilen, was die Frau für die Menschheit geleistet hätte. Man klatschte ihr Beifall, sie dankte angenehm, die Musik, vor die kleine Bühne placiert, fiel mit dem priesterlichen Maestoso aus der Zauberflöte ein, und Semiramis in Gold und Steifheit saß als älteste der bedeutenden Frauen, sichtlich regie-

rend, auf einem goldenen Thron, den assyrische Löwen flankierten, während vier Sklavinnen dicht bei ihr kauerten und einige Große des Reiches kniend eine Platte überreichten, die offenbar die Unterwerfung des halben Asien aussprach.

„Wer ist denn die gestrenge Dame?" fragte Scherer den hinter ihm stehenden Prinzen, über sein Opernglas weg, „Sie sind ja wohl im Komitee?"

„Eine Frau Meister oder Meiler, die an der Hand von Deussens Werk über die Keilschrift bewiesen hat, daß Semiramis keineswegs verschleiert ging, daß sie aber, wenn umgekehrt die Anschauung eines andern Gelehrten sich im Schoße des Komitees durchsetzte, gern bereit wäre, zurückzutreten."

Während Scherer lachte und alle Welt klatschte, ging der Vorhang nochmals hoch und gab die unverschleierte Semiramis nochmals den viertausend Blicken preis, die die Meisterin von ihrem Throne aus unter stürmischen Zuckungen der Seele genoß.

„Sind Ihre Pausen lang?" fragte Scherer und ließ offen, ob er es wünschte.

„Bin nicht im Bilderausschuß, völlig irresponsabel, habe nur durch geheime Kanäle den Humor davon. Hören Sie, da sind schon Schumanns Hebräische Melodien, sogleich wird Holofernes unter dem Eisen der Frauenbewegung fallen!"

Schlafend lag, im zweiten Bilde, ein großer Mann auf einem Ruhebette der Renaissance und ahnte nicht, daß mit seinem eigenen langen Schwerte soeben eine hohe dunkle Jüdin im Begriffe stand, ihn zu fällen. Laut brauste der Beifall über die schöne Gruppe hin, die man nach Caravaggios Bild gestellt hatte.

„Ist sie nicht echt?" sagte in den vorderen Reihen die Baronin selbstgefällig, halb zu Olivia, halb zu den Umsitzenden. „Es ist die Tochter des Kommerzienrates Goldmann. Konfessionelle Vorurteile wären ja lächerlich."

„Hat Goldmann keine?" fragte Franklin. Die Baronin lachte, um unverletzbar zu erscheinen, und sagte leise: „Sie haben recht, Doktor. Der Vater wollte anfangs, sie sollte nicht Judith, sondern lieber Maria Theresia darstellen!"

Als vor dem dritten Bilde die Celli mit Glucks A-dur-Arie aus Iphigenie einsetzten, rückten die jungen Mädchen enger zusammen, die älteren Herren nickten gefällig, alle Welt schien sich nunmehr zu Hause zu fühlen, man spürte Kaulbachische Luft, und wie nun eine große und in erstaunlichem Faltenwurf gehüllte Dame die Griechin vorstellte, wie sie den nach rückwärts wegfliehenden Bruder mit milder Geste heilen will, bemerkten einige sogar das Fehlen der Furien auf der Linken des Bildes.

„Wirklich gut," sagte Scherer. „Die Eumeniden waren wohl zu nackt?"

„. . . Offenbar," sagte Eduard zerstreut und Scherer fehlte einen Augenblick die boshafte Antwort des Prinzen. Um seines Sujets und seiner Bekanntheit willen gefiel das Bild so sehr, daß es zu dreimaligem Aufziehen des Vorhanges kam und einige Zuschauer feststellten: „Bisher war das entschieden das Beste! — Atalanta?" sagten sie dann. „Entschuldigen Sie, aber ich weiß nicht mehr genau . . ."

„Aber das ist doch die Jägerin!"

„Richtig! Kalydonischer Eber! Meleagros! Pardon!"

Die Musik schaffte einiges Befremden, sie klang absonderlich, auch Kenner wußten den Autor nicht zu nennen. Es war Debussy. Auf Dianas Wunsch, die die Vorbereitung dieses Bildes allein übernommen, spielte man „L'après-midi d'un faune" und spielte es einige Minuten länger, als sonst vor den Bildern üblich war.

Als dann der Vorhang aufging, war das Publikum einen Augenblick verdutzt. Hatten alle früheren Bilder bewegte Szenen dargestellt, so stand jetzt auf einer verkürzten Bühne,

vor der stark roten, glatten Wand eine einzige ausschreitende Gestalt, und noch dazu reliefartig in scharfem Profil, auf dem linken Fuße ruhend, den rechten spielend, mit einem großen Hunde unbeweglich da.

Diana trug, in genauer Wiedergabe jener Statue des Louvre, wie sie in ihrem Zimmer stand, ein Stirnband, marmorgelb, und in gleicher Farbe, in dichten kleinen Falten einen Chiton von der Brust bis gegen die Knie, so gelegt, daß es schien, als bliese der Wind den dünnen Stoff leicht an und entblößte ein Stück des linken Oberschenkels. Auch die Sandalen, der Gurt unter der Brust und im Rücken der Köcher, in den sie mit der Rechten griff, waren von jenem parischen Gelb, das mit dem Rot der Wand, dem Grau des Hundes und mit der ungeschminkten Bronzebräune ihrer Haut zusammenschlug. Still stand der große Hund an ihrem Schenkel, so wie sie ihn an jenem Abend probierte, und nichts machte den Anblick dieser lebendigen Statue so hinreißend, als das leise Atmen des Tieres, dessen Rippen im Rhythmus der Sekunden aus der Bauchhaut traten und verschwanden.

Das Bild, von jener fremden Musik seltsam unwirklich eingehüllt, blieb länger vor den Zuschauern als die früheren, aber der Beifall, der, erst etwas befangen, dann durch die Halle brausend herauftönte, überredete den Vorhang nicht, und erst als nach längeren Minuten die Musik eine neue Weise begann, zog sich das Publikum, halb sehnsüchtig, halb grollend um dieses ungewohnten Eigensinns willen, auf seine Sitze zurück, von denen es im Laufe des Beifallskampfes meist aufgestanden war. Alle Welt fragte nach der Darstellerin, nur wenige konnten Antwort geben, den meisten war Dianas Name und Legende unbekannt, da sie die Gesellschaft mied, einige ältere Damen wollten geniert tun, wurden aber rasch zum Schweigen gebracht, denn niemand wollte in dieser Sphäre von Scheinfreiheit für reaktionär gelten. Ältere Herren erklärten einander leise,

es wäre doch bei der jungen Dame „wenig da“ gewesen, was man so ausstellen könnte, einige junge Mädchen erröteten unter den fester zufassenden und heimlich vergleichenden Blicken ihrer Verehrer. Die Bewegung war so groß, daß man das nächste Bild, Cleopatra mit dem Perlentranke, kaum würdigte.

Olivia, vollkommen überrascht, hatte sich im Augenblick des Erkennens halb erhoben und mit einer ungewohnten Geste leise gerufen: „Diana!“ Aber eine ältere Dame vor ihr drehte sich um und sagte tadelnd: „Atalanta, sagt das Programm!“ Die Baronin, die der Szene als einer Sensation entgegengesehn, lachte nun und brachte dadurch Olivia vollends in Verwirrung, die, hin und her blickend, um den weiteren Anblick kam; denn bald schloß sich wieder der Vorhang.

Franklin, dem Diana das kleine Geheimnis anvertraut, blickte als Kenner hinüber. Er hatte ihr geraten, den spielenden Fuß zur Sicherheit um eine Nuance fester aufzusetzen, als im Original, doch sie hatte ihn ausgelacht und bestand darauf, sich mit dem Urmodell an Beharrlichkeit zu messen. Nun hoffte er halb, halb fürchtete er recht zu behalten, und kam zu keiner rechten Stille des Schauens. Vor allem aber war ihm Olivias Bild in der Seele geblieben, die er kurz zuvor zum erstenmal gesehen, und die Gestalt dieser Fremden lenkte ihn ab.

Scherer, in seiner Loge durch die fremden Töne aufmerksam geworden, hatte sich mit der Frage an den Prinzen gewandt, woher plötzlich diese moderne Musik, und als er ohne Antwort blieb, mit Erstaunen gefunden, daß er allein war. Als aber dann die geöffnete Bühne Diana vor sein Glas stellte, war er zuerst so überrascht, daß es ihm kaum gelang, in diesen Augenblicken sehend zu genießen, was er sich zuweilen selber vor Augen gemalt. Auch war dieser Anblick so vollkommen künstlerisch, das Jungfräuliche dieser Jägerin lag derart abweisend auf ihren strengen Gliedern, ihre Freiheit in dieser Enthobenheit war so groß, daß Scherer als Kenner ihrer Seele

seine Sinne kaum beunruhigt fühlte. Als er dann langsam das Glas absetzte, bemerkte er in einer Loge gegenüber Sidney, stehend, im Pelz, in der gleichen Bewegung. Der schöne junge Mann schien ihm in diesen Augenblick Diana noch verwandter als sonst, und als er ihn nun, zu früh, seinen Zylinder aufsetzen und gehen sah, hatte er, zum ersten Male, ein Gefühl der Wärme für ihn, als sollte er ihn halten. Er wußte nicht, was in dem Jüngling vorgegangen war.

Wie er aber aufstand, um ihn zu erreichen, wurde er vom Tonfall einer Stimme zurückgehalten, die dunkel, gehämmert, mit leichter Brechung der deutschen Konsonanten, in der Nebenloge fragte:

„Wer war dies junge Weib, die Jägerin?"

„Keine Ahnung, Herr Doktor," erwiderte eine berlinische Stimme.

Mit einem Blicke flog Scherers akustische Erinnerung ans Ziel: quadratisch war dort ein großer Blondkopf mit slawisch blauen Augen auf ein dunkles Jackett gerammt, es war der russische Redner, den er mit Staunen in diesem mondänen Saale wiederfand. Unbewegt stand er und blickte auf den Vorhang, als wär' er noch offen. Nur seinen Begleiter hatte Scherers Blick geweckt, dieser, ein deutscher Sozialist, begrüßte ihn, sich lakonisch bei dem Kapitalisten für sein Hiersein zu entschuldigen.

„Sie haben Gäste in Ihrer Loge?"

„Es ist nicht meine, und ich habe keine Gäste," persistierte der Abgeordnete, der sich beinah heimlich angegriffen fühlte. „Wollte nur unserem russischen Genossen nach einem Tag voll Zahlen auch mal Bilder vorführen. — Doktor Sergjewitsch — Herr Scherer" — und Scherer fühlte eine große Bauernhand in seiner Rechten.

„Ich hörte Sie neulich sprechen," sagte Scherer unmittelbarer, als seine Gewohnheit war,

„So? Gehen Sie in unsere Versammlungen?“ Das „Sie“ war ganz leicht betont.

„In anderm Kostüm,“ sagte Scherer mit Freiheit und lächelte; denn der Russe schien seine Zweifel auf den guten Frack zu gründen, während er ihn in Wahrheit aus Scherers bekanntem Namen zog. „Gefielen Ihnen die Bilder, Herr Doktor?“ fügte Scherer höflich an.

„Nur eins,“ sagte der Russe kurz.

Prinz Eduard, der sich als einziger auf sein Erlebnis vorbereiten konnte, war Scherers Loge vor dem Bilde Atalantas entschlüpft. Nun hatte er Diana gesehen, wie er sich's vorgebildet: in kühn hinschreitender Bewegung, auf muskulösen Beinen aufgebaut, an Hüften schlank, die breite Brust durch dünne Falten scheinend, den nackten bronzebraunen Arm entschlossen über die Schulter nach dem Pfeil gebogen, — aber nach einer Sekunde, die dieses ganz von ihm vorausgewußte Bild ihm abgewandt, stieg sein suchender Blick zu diesem Antlitz, das er noch gestern nahe und allein, still oder redend, herb, süß oder feurig gesehn, und konnte sich von dem Stolz dieser Jugendzüge nicht trennen, bis der Vorhang die unwirkliche Gestalt von seinen Augen schied.

ACHTES KAPITEL

Als Diana, die den Ballsaal nicht betreten und sich sofort nach Hause begeben hatte, in ihren Korridor trat, meldete ihr das Mädchen, Herr Franklin warte seit zehn Minuten.

Im Grunde verdroß sie dieser Besuch. Sie wäre gern allein geblieben, denn wirklich hatte sie es so eingerichtet, den ganzen Abend mit keinem Menschen zu sprechen. Ihr war dies lebende Bild ein Stück geheimen Kultus, und als sie die Göttin darstellte, deren Namen sie trug, ein einziges Mal, nur eine Minute lang, trug sie ihr antikes Empfinden wie eine Dienerin jenen Göttern zu, denen allein sie gehörte. Doch ward ihr solches kaum bewußt, und nur als sie am heutigen Morgen in ihrem weißen Schlafzimmer die Augen geöffnet und eine freundliche Wintersonne wie einen rührenden Boten südlicher Gestade erblickte, hatte sie ihr wie einem Gott eine schweigende Bitte zugeworfen. Als sie abends hinfuhr, dachte sie, in ihrer sachlichen Art, nur, wie wohl die Schärpe sitzen würde, mit welchem Handgriff an seinem Halsbande sie Doreville zum Stillstehn zwingen würde, und als sie heimfuhr, überlegte sie, ob ihre rechte Ferse nicht doch zu hoch gehoben war.

„Sind Sie noch hungrig?“ fragte sie Franklin, nach leicht irritierter Begrüßung. „Mary wird gleich da sein, ich weiß nicht Bescheid. Sie kommt mit dem Hunde.“

„Er hat sich gut gehalten.“

„Sah man ihn aber atmen?“

„Alle diese Bilder atmeten, wenn sie das Glas durchprüfte, — außer Ihnen, mein Kind."

„Ich war aus der Übung, hier im nordischen Winter. So mußte ich eine Woche lang durch Tauchen in meinem Bade wieder lernen, den Atem auszuschalten."

Sie nahm eine Zigarette und legte sich in ihrem dunklen Straßenkleide auf den niedrigen Diwan, sie war sinnend und ernst.

Franklin, mehr überschauend als bewundernd gestimmt, sah in ihr, wie sie da lag, das Allgemeine, die Entwicklung eines strebenden Mädchens zum schönen Weibe, und mit der Ungerechtigkeit von Menschen, die einer geliebten Knospe das Aufblühen mißgönnen, fragte er sich wieder, ob die Tiefe ihrer geistigen Auffassung, wie er sie ehedem zwischen Kunstwerken kennengelernt, mit solchem ziellosen Wanderleben der Seele nicht zu teuer verkauft worden sei. Seinen eigenen Zwiespalt zwischen Kunst und Welt wollte er nur den Künstlern zugestehn und war, nach Art beweglicher Idealisten, dort intolerant, wo ein anderer Idealismus seine Bahnen suchte.

„Muß man also doch tauchen lernen," fragte er lächelnd, „um eine Göttin zu sein?"

Sie richtete sich leicht auf, ihre kämpferische Natur war geweckt, sie sagte: „Muß man also doch Pässe visieren, um Herr eines Traumlandes zu sein?"

„Man sucht die Gewalten zu trennen."

Sie legte sich wieder zurück: „Ich, lieber Franklin, suche sie zu verbinden."

„Sie waren sehr gut, Diana," sagte Franklin, „auch mit dem Schwebefuß haben Sie's ausgehalten. Aber Sie waren siebentes Jahrhundert oder sechstes, archaisch an Brust und Haaren, denn diese tragen Sie ja leider geschnitten."

„Die Sphinx ist noch viel älter," sagte sie, schnippisch wie ein Mädchen.

„Und trotzdem ist der Sphinx ein Mann," sagte Franklin, den ihr Ton zum Dozieren reizte.

„Sie sind doktrinär heut abend, und ich —" Sie streckte die Arme.

„— Sie möchten einen Jüngeren hier neben sich sehn!"

Sie verband die Hände unter dem liegenden Kopfe, sie sah ihn prüfend an: „Also man hält mich für ein Gänschen oder gar für eine Kuh."

Er rauchte ruhig fort. „Nur für ein Weib."

Sie trotzte: „Hm. Und dazu hat man mich vor einer Stunde als Diana immacolata durch die Wälder schreiten sehn!"

„Eine Statue, die sich an Werktagen lebhaft bewegt."

„Wie manche Dichter, Franklin."

„Genau. Merken Sie nicht, daß ich gegen mich selber kämpfe, nicht gegen Sie, liebes Kind?"

„Mein Vater ist anders," sagte sie, um ihm dies Epitheton sacht abzugewöhnen.

„Ihr Vater ist kostbar wie alle Geheimnisse. Deshalb würde er Ihnen auch niemals Wahrheiten sagen."

Sie rührte sich nicht, doch sie stellte ganz sachlich die Frage: „Und was haben Sie denn nun gegen mein Leben?"

Er blies den Rauch hörbar und entschlossen fort. „Ich wünschte —"

In diesem Augenblicke ging die Tür: die Gräfin Olivia trat mit dem großen Hunde ein.

Unter allen Zuschauern war sie von dem Bildwerk am tiefsten ergriffen worden. In ihrem liebenden Neide auf Dianas freie Jugend war heut ein innig tragisches Entzücken so hoch emporgestiegen, daß sie der Wunsch, ihr Neigung und Dank zu erweisen, zu dem raschen, ihrer Schwere ganz ungewohnten Entschlusse getrieben hatte, sie noch nachts aufzusuchen. Als sie am Ausgang der Halle den großen grauen Hund und mit ihm die alte Mary erkannte, wie sie einen Wagen suchte, hatte

sie sie angerufen, — doch erst Marys Beteuerung, sie fände Diana sicher allein und wach, hatte die am Eingang wieder Zögernde bestimmt, mit einzutreten. Jetzt blieb sie so erschrocken stehen, daß sie den Hund, den sie eben übernommen, losließ und dieser durch seine stürmische Begrüßung Diana beinah hinderte, aufzustehn.

Befangen wie bei diesem Eintritt blieb Olivia, zugleich wurde es auch Franklin, und er machte durch sein still bewunderndes Wesen die Fremde nur noch unruhiger. Nur Diana wurde heiterer, sie dachte:

— Soll doch niemand aus seinen Formen gehn: gleich wird er bestraft: die Gräfin für ihren Versuch, nachts sich einen Besuch abzuzwingen, Franklin für seine künstliche Opposition durch dieses blonde Wunder. Und da sie die Lage so erkannte, spielte sie mehr Tempo als sie fühlte, und lächelte Olivia an, während sie, stehend, die Sprünge des Hundes in Schmeicheleien zu beruhigen suchte:

„Wie schön, daß Sie es sind, die ihn bringt! War er nicht brav? Jetzt bekommst du den versprochenen Knochen! Mary! bitte, Tee für uns alle! Sie müssen kalt sein, oder fror nur ich in der Halle, mangels vernünftiger Kleidung? In Preußen müßten Jägerinnen sogar im Bilde Felle tragen! Hier, der gelbe Sessel ist bequemer und steht auch besser zu Ihrem Kleide! Es ist blau wie das südliche Meer!"

„Sie waren sehr schön," sagte Olivias Alt mit langsamer Schwere, und Diana mußte bei diesem leisen, dunkel brandenden Ton an den Wellenschlag unter Olivias väterlichem Schlosse denken, da unten an der Adria, von dem sie einst erzählt hatte.

„Danke," sagte sie leise und sah die Gräfin an. Dann fügte sie leicht hinzu: „Sie sind der erste Zuschauer, der mir das sagt; denn der Dichter hier nahm vorläufig nur Gelegenheit,

mir die Schönheit des weiblichen Haarschopfes einzuschärfen, den ich nur an andern liebe."

Es kam der Tee, der versprochene Knochen, Doreville mußte sich ihn erspringen, Zuckerfrage, Sahne oder Rum nahm noch ein paar Augenblicke hin, doch die Luft blieb undurchsichtig. Diana dachte:

— Warum haben sie mich nicht allein gelassen? Ist sie etwa doch nur um Sidneys willen gekommen?

Olivia dachte: — Sie ist rassiger als Sidney, und ich wünschte, ich wäre ein Mann, sie zu lieben. Was will aber dieser alte Jüngling dort von mir?

Franklin dachte: — Wie in einem Sonette sitzen sie sich gegenüber, diese Frauen, aber auch hier wüßte ich so wenig wie bei Tizian, welche von beiden die himmlische Liebe bedeutet und welche die irdische.

Und wie aus unendlicher Ferne klang es allen dreien, als sie krampfhaft zueinander sagten:

„War es voll?"

„Kein Stuhl frei."

„Wie gut für den Zweck!" —

— Ob Franklin ihr Liebhaber werden könnte? dachte Diana. Ihre Stimmen passen gut.

— Ich will Sidney nicht wiedersehn, dachte Olivia.

— Leopard und Löwin, dachte Franklin. Aber sie sagten leise, und wieder klang es ihnen wie aus drei Erdteilen durch ungeheure Megaphone über die Meere gerufen:

„Hatten Sie einen guten Platz?"

„O doch, vielleicht sechste Reihe."

„So, konnte man überall deutlich sehen?" —

Als sie fort waren, dachte Diana: — Warum ist nicht lieber der lange Prinz gekommen?

Unterm blauweißen Lichte der Bogenlampen, die wie allzu nahe Monde die Wipfel des Tiergartens berührten, gingen die

beiden Fremden nebeneinander; denn man wollte in schöner Winternacht die kurze Strecke zu Fuß machen, wozu Franklin riet, um die Augenblicke mit der Gräfin auszudehnen. Schweigen verband sie, und je länger es währte, um so unbefangener ließen beide ihre Gedanken schweifen, bis Franklin mitten aus den seinen zu dieser Fremden sagte: „Und doch ist Dianas Schönheit nur der Mantel, mit dem sie ihre Freiheit schützt!"

Olivias Sinn kreiste um ähnliche Fragen, nun sah sie zu dem großen Menschen mit der tiefen Stimme hinüber, und ihr Blick eröffnete dem Dichter neue Erkenntnisse über ihre Schwermut. Sie sagte: „Aber zugleich ist es ein Zaubermantel, der sie in die Luft entführt. Kennen Sie sie lange?"

„Vor vielen Jahren studierte ich neben ihr bei ihrem Vater in London."

„Ist er Gelehrter?"

„Er ist gelehrt und überdies ein Weiser."

„Lebt er allein?"

„Als Weltmann und als Sonderling."

„Lebt ihre Mutter? Sie sprach nie davon."

„Sie starb in der Geburt des Sohnes, und deshalb kann der Vater ihn nicht um sich sehn. Sie hieß Helena, aber er hat mir nie von ihr gesprochen, nur einmal hat mir Diana ihr Bild gezeigt."

Als sie durch das Tor in die Linden einbogen, fiel Franklin ein, wie er die wenigen Minuten im Gespräch um Diana verlor, statt auf Olivia selbst überzulenken, aber da fragte sie plötzlich:

„Glauben Sie wohl, daß sie den Bruder liebt?"

Franklin, arglos gegen sie wie gegen Sidney, sagte nur: „Es wird schon noch etwas aus ihm."

„Ein Künstler?"

„Ein Mann."

Olivia dachte eine Sekunde lang zynische Dinge, dann

sagte sie: „Das freilich kann ich von meinem Sohne auch hoffen.“

„Sie haben einen Sohn, Gräfin?“ fragte Franklin, der sie endlich fassen wollte. „Ein Kind?“

„Ein Knabe von vierzehn.“

„Und Ihnen ähnlich?“

„Dem Vater.“

Franklin fiel des Grafen Tod im Duell ein, und daß eine Liebschaft der Gräfin der Grund gewesen war, er sah die große Frau neben sich schreiten, von ihrem Pelz mehr belastet als behütet, und er stieg die Leiter seiner Phantasie in wenig Augenblicken hinauf, hinab. Und langsam, wie wenn er es noch auf halbem Wege zurückhalten wollte, wagte er das Wort:

„Und dieser Vater war ja, wie man sagte, so liebenswert . . .“

Sie hatten noch zehn Schritte zu ihrem Hotel, sie dachte: — So sind sie, diese Dichter, diese Bürger. Ah, wären nur nicht die unsrigen so banal, man wiche jenen gerne aus. So aber? Sidney hat hier gestern ein Zimmer genommen. Gewiß, er erwartet mich in der Halle. — „Vielen Dank, guten Abend,“ sagte sie kalt in der Türe zu ihrem Begleiter.

Aber der junge Mann wartete nicht auf sie.

NEUNTES KAPITEL

Am nächsten Morgen trat Sidney in das Wohnzimmer seiner Schwester, während sie frühstückte.

„Unmöglich!" rief Diana. „Sidney morgens halb neun? Was ist geschehn?"

„Und ich werde von heut ab täglich um neun kommen, wenn du es erlaubst und dein Chef dir eine Stunde schenkt. Es hängt von dir ab!"

Er sprach, wenn auch leise, mit einer Entschlossenheit und, soweit es seiner weichen Art möglich war, mit einer Frische, die sie an dem Bruder überraschte.

„Bist du verliebt und mußt in acht Tagen Serbisch von mir lernen oder Türkisch, weil sie nichts anderes versteht?"

„Darf ich schon rauchen?" fragte er und hatte bereits Feuer. Er setzte sich heut nicht auf seine müde Weise mit sehr hochgezogenen Beinen, eher wie ein Reiter, beide Füße auf dem Boden, kniff die Augen etwas zu, wie er zu tun pflegte, wenn er zu zeichnen anfing und sagte:

„Wolltet ihr nicht früher, Vater und du, ich sollte modellieren?"

„Mich — willst du modellieren?"

Er antwortete nicht. Diana stand auf, ging ans Fenster, trommelte gegen die Scheiben, schlug mit dem Fuß leise auf den Teppich und blieb so eine Weile schweigend stehen. Dann wendete sie sich zurück, kreuzte die Arme, blickte ihn an, der unbeweglich saß und sie fixierte, und sagte endlich ruhig:

„Sidney! Hast du einen Auftrag? Bitte! Bleib sitzen! Sei nicht gleich böse! Du hast keinen Auftrag? Ehrenwort?“

Und sie ging auf ihn zu wie ein junger Mann, streckte ihm die Hand hin und er schlug ein, leicht beleidigt, mit schrägen Lippen und hochgezogenen Brauen. Sie atmete auf, dann sagte sie:

„Gut. Dann will ich dir Modell stehen. Ich nehme dich aber beim Wort: jeden Morgen von acht bis zehn.“

Er lächelte, seine verführerischen Linien formten sich in dem schönen Oval des weichen Gesichtes, und als er, leise bittend, erwiderte: „Ich sagte neun!“ lachte Diana auf, umfaßte ihn plötzlich und küßte ihn in den Nacken. Aber wie er sie auffing, wie er sie ganz gegen seine Art festhielt und heftig an sich zog, setzte Dianas Herz eine Sekunde aus, Blick und Seele verdunkelten sich, sie schloß an der Wange des Bruders das Auge. Dann machte sie sich los.

„Wo werden wir arbeiten? Es muß sehr gut geheizt sein, und hier zieht es vom Erker.“

„In deinem Schlafzimmer?“

Wieder stockte ihr Puls. „Ja,“ sagte sie dann. „Wann fangen wir an?“

„Morgen!“

„Willst du vorher zeichnen?“

„Nein. Gleich in Ton, denk' ich.“

„Gut,“ sagte sie und, nach einer Pause, mit Betonung: „Natürlich gehört die Arbeit mir!“

„Wenn sie glückt,“ sagte er unsicher.

„O nein! Auf jeden Fall!“

„A disposition!“

Als er fort war, blieb sie mit schweren Gedanken zurück und, wie ihr schien, mit schweren Beinen, so rasch setzte sich alles Psychische in ihren Gliedern fest. Ein Auftrag war es nicht. Doch irgendwie schien es gefährlich. —

Sidney arbeitete wie im Fieber. Seine sonstige Art, zögernd, undiszipliniert, in willkürlichen Absätzen zu zeichnen, seine karikierende Weise, seine skizzenhafte Technik, alles schien verwandelt. Als er am nächsten Morgen Punkt acht an ihre Türe klopfte, elegant, als wäre es zwölf, fand er Diana in einem voll durchwärmten, fast zum Wohnraum verwandelten Schlafzimmer, er fand ein Postament von Holz auf dem mit einem Tuch geschützten Teppich, sie selbst im faltenreichen Mull der Atalanta, fast nackt, und nur der Köcher lag noch beiseite. Sidney war verwirrt, als er kam, er lächelte, er packte seinen Ton aus, er blickte kaum zu ihr hin, er suchte anzufangen, nahm auf, legt' es fort, blickte nun voller hinüber und sagte endlich, indem er alles wegtat:

„Nein, Diana. Nicht so! Ich will — Ich wollte — ich möchte deinen Akt modellieren!"

Sie zauderte. Vom Kopf zum Herzen sanken die Gedanken, vom Herz zum Kopfe stiegen die Gefühle, Verwirrung machte sie schwer. Durch Jahre hatte Diana bei jeder Begegnung, vollends wieder in diesem Winter, den Bruder zur Arbeit zurückzuleiten getrachtet. Vergebens suchte sie auf solche externe Art ihn seinem eleganten Nichtstun zu entheben, da sie den Gefahren und Folgen dieses unklaren Lebens intern nicht zu begegnen wußte, und fühlte doch das Unzulängliche solcher Bemühung. Niemals sprach er ihr von seinen Freunden, und sie wußte nicht einmal, ob sie deren Bekanntschaft wünschen sollte. Scherer hatte ihr zuweilen über Sidney berichtet, aber so vorsichtig, daß sie nicht weiter fragte.

In seinem plötzlichen Plane, sie zu meißeln, hatte sie dann den Beginn einer Krisis bemerkt, die sie auf keinen Fall unterdrücken dürfte, grade weil sie fühlte, ihre Erscheinung hätte auf diesen Jüngling nicht nur artistisch gewirkt. Als Schwester konnte sie der Sturm einer kurzen Umarmung erschrecken. Aber sie war zu mutig vor Gefahren, zu stolz für halbe Entschließun-

gen und noch dazu für Sidney zu mütterlich, um nicht entschlossen alles zu tun, was ihn zur Kunst und hier zugleich zur Natur zurückführen könnte.

Wie sie in diesen Wellenschlägen des Gefühles seinen herrischen und dennoch bittenden, diesen hastig fordernden Blick in seinen Katzenaugen erkannte, griff sie ohne Antwort nach ihrem Gurt, hakte den kurzen Schleier ab und stand, nach wenig Augenblicken, mit herabhängenden Armen, still und nach innen schauend, vor ihm da.

Mit Hast und wortlos hatte er nach dem Ton gegriffen und nun in fünf einander folgenden Morgensitzungen zu bilden versucht, was er sah und soviel er vermochte. Nach einer oder zwei stumm verarbeiteten Stunden war er gegangen, die Statue in nassen Tüchern zurücklassend, war wiedergekommen, wieder gegangen. Nur ihr Profil hatte er erbeten und daß sie schreiten und den rechten Arm halb heben möge. Er hatte kaum gesprochen, zu andern Stunden war er nicht wiedergekommen.

Sie selbst hatte die Arbeit nicht näher betrachtet und selbst von ihrem Platze aus nichts zu erdringen versucht, was nicht der durch die Stellung erschwerte Überblick ihr zeigte.

Am sechsten Tage nahm Diana, als er abließ, ihren langen Bademantel auf, in dem sie ihn stets empfing, und trat, dicht eingehüllt, vor die ein Viertel lebensgroße Tonform. Sidney stand hinter ihr. Was sie erblickte, war nicht ihr Abbild.

Es war eine Vierzehnjährige, ihr selbst von ferne ähnlich, mit kaum sprießenden Brüsten, mit kargen hohen Knabenbeinen, und auch der Kopf glich eher dem eines jüngeren Bruders, den man aus ihr konstruieren konnte, ohne an Sidney zu erinnern. An dieser seltsamen Umformung, der sie das starke Talent des Autodidakten ansah, schloß sie auf sein phantastisch-erotisches Leben, sie dachte an seine Träume.

Als sie sich nach ihm umwandte, blickte er weg und begann seine Messer und Eisen zu sammeln. Er tat es so eilig und ab-

weisend, daß sie zögerte ihn zu loben, ihr schien, als miede er ihre körperliche Nähe.

„Magst du nicht weiter, heute?"

„All nonsense," murmelte er. „Es wird nichts mehr — Modell ist nicht zu erreichen. Umwege lohnen nicht. Mach es kaputt. Besten Dank. Adieu."

Er ging, verwirrt und verließ das unverdeckte Fragment. Als er fort war, begann sie die Arbeit genau zu studieren, und während sie davorstand, in schwankenden Gedanken an sich, an ihn, an dies geträumte Kind, kam Mary herein, um ihr zu helfen.

„Herr Sidney ging heut schon um neun?"

„Ja, Mary. Gib mir mein Jackenkleid. — Nein, das schwarze."

„Aber es ist ja heute sonnig und wird gewiß warm?"

„Das tut nichts."

Beim Ankleiden sah die Dienerin die Statue.

„Ist das Herrn Sidneys Arbeit?" fragte sie skeptisch.

„Gefällt sie dir nicht?"

„Was soll es denn vorstellen?"

„Erkennst du es nicht?"

„Nein, das Kind kenne ich nicht."

Diana war dieser Eindruck wichtig, denn wenn Mary, die sie aufgezogen, nicht einmal ihre Vergangenheit in diesem Ton erkannte, so mochte die Ähnlichkeit noch geringer sein, als sie schon ihr eigenes, voreingenommenes Auge sah.

„Warum hat Herr Sidney grade hier modellieren müssen?"

„Er hat keine Zentralheizung, weißt du."

„Ja so," sagte sie, ohne der schwachen Ausrede nachzugehen. Mary liebte Sidney, aber sie war traurig über ihn und wünschte oft den Vater herbei, der ihn streng anfassen müßte.

Nun trug Diana unbesorgt die kleine Statue ins Wohnzimmer und stellte sie im Erker auf. Schwer und einsilbig verbrachte sie einige Stunden tätig in ihrem Bureau, sie fühlte sich ohne Ju-

gend, auch noch, als sie, von dem Schicksal des Blutsverwandten ungern belastet, langsam einem dunklen Abend in ihrem Haus entgegenging. Sollte sie heut ihrem Vater schreiben?

„Mein gütiger Vater, ist es ungerecht, daß ich Dir immer schreibe, wenn ich traurig bin? Keine seltene Stunde der Lust, kein Tag des Schwebens über den Dingen, glaube mir, geht hin, ohne daß ich Deiner gedenke und sei es im Traum. Doch dann mag die Hand nicht schreiben, aber Dein Herz, das in die Ferne forscht, sicher spürt es mein Gefühl durch den Äther, und Du lächelst.

Vielleicht spielst Du in diesem Augenblick Schach, es geht auf Abend, Du bist im Klub und Zeitungen liest Du kaum. Daß ich zwischen ihnen arbeite, mag Dir noch seltsamer erscheinen als mir selbst. Jemand sagte, er hätte Deinen Namen in der British Archeological Review gefunden, aber Anlaß und Datum wußte er nicht mehr. Es war mein Beschützer, — wie man früher gesagt hätte.

Stetiger lebe ich, als mein Herz schlägt, aber das Deine ist zu stetig, als daß ihm mein Leben je ganz folgen könnte. Alt möchte ich alt sein und weise wie Du, und doch sind die Jahre in mir so stark, daß ich die Tugend verachte, so oft ich ihr diene, wie jetzt.

Gehst Du im Frühling wieder nach Venedig? Ich möchte an Deiner Seite sitzen in der schwarzen Gondel

Diana"

Als, gegen Abend, Prinz Eduard bei ihr eintrat, sah er das neue Stück in diesem, ihm vertrauten Raume nicht, denn der Erker war nicht beleuchtet. Nach dem Abende der Atalanta war er nur einmal heraufgekommen, ohne sie zu treffen und heute, eine Woche später, kam er ungemeldet. Er sagte:

„Eine Ewigkeit oder, wie einer meiner Lehrer sagte, eine Dekade, daß ich Sie nicht sah. Seit unsere oder vielmehr Ihre Trio-

abende sistiert scheinen . . . Es kam soviel ‚Saison' dazwischen . . . Und ich bin nach der neulichen Tierquälerei nicht einmal als Komiteeherr mit dankenden Rosen angetreten. Nun, die Presse hat mich ja wohl vertreten, aber Sie haben sicher wieder nichts gelesen."

„Ich lese höchstens die Konkurrenz," sagte Diana und ging auf und ab, „und nur in den Rubriken: Unfälle, Landwirtschaft und Wetterkunde. Herr Scherer sagte mir, die Klerikalen hätten in ihrem Ballbericht bewiesen, daß damals die Jägerinnen bekleidet waren."

„Was ich an Nekrologen über Sie fand, war noch peinlicher: es war mit Gefühl geschrieben. Einer schilderte den Traum, den Sie ihm geschenkt hätten, obwohl er gar keine Zeit gehabt haben kann, für das Morgenblatt zu träumen. Seine Seele —"

„Wenn ich nur nichts von Seele hören müßte, wo es sich um Körper handelt!" sagte Diana allgemein. „Diese Gouvernanten, die uns die Amerikaner herüberschickten, um den Tanz zu läutern, erinnern mich immer an Missionare, die die Neger verderben, indem sie ihre Aufmerksamkeit von der Arbeit auf die sogenannte Seele lenken."

„Das Fatale ist die Psychologie," sagte der Prinz.

„Nein," sagte Diana, die seit der heutigen Morgenstunde immer kritischer geworden war. „Fatal ist nur, daß diese Wissenschaft aus den Händen von Dichtern und Irrenärzten in die trübe Sphäre der Frauen und der Presse gefallen ist. Die Tänzerinnen wenigstens sollten sich weniger damit befassen und die Diplomaten mehr!"

„Zuweilen befassen sich beide miteinander," sagte der Prinz, „und das wird am Ende auch produktiv!"

„Sie meinen," sagte sie lachend, „es komme dadurch zu gewagteren Demarchen der einen und zu raffinierteren Intrigen der anderen?"

„Zu rassigen Sprößlingen beider, meinte ich," sagte der

Prinz, „zu deren Bestem dann die schönen Frauen in lebenden Bildern erstarren, da sie fürs Tanzen zu stolz und für die Diplomatie zu gefährlich sind!"

„Könnte man beides ohne Zuschauer machen!" sagte Diana leise.

„Die Bahn ist frei," sagte lächelnd der Prinz, wies auf den großen freiliegenden Teppich und trat mit einer Verbeugung zurück. „Ich meinerseits verschwinde hinter der Gardine."

Sie lachte, aber er sagte, indem er in den Erker trat: „Hier fällt man ja neuerdings über minderjährige Mädchen!" Er schlug den Vorhang vollends zurück, und sie beleuchtete nun durch einen elektrischen Druck die Statuette. Der Prinz wurde plötzlich still, er wußte kaum, wie lange er schweigend davor stand. Er riet sofort auf das Modell und forschte, fieberhaft, sekundenlang nach dem Autor. Dann erschien ihm, auf dem Umwege der Umbildung des Modells, Sidney möglich, dessen Karikaturen seinem eigenen Geiste bei gelegentlicher Betrachtung behaglich gewesen waren. Aber er wagte nichts laut und sagte schließlich nur leise: „Recht gut. Beinah pervers. Verzeihen Sie nur. Von wem ist denn — das Kind?"

Er brauchte dies Wort, um jeden Gedanken an Diana auszuschließen. Sie drehte die Erkerlampe ab, ging zurück und sagte ohne Betonung: „Eine Studie. Von meinem Bruder."

„Ist er auch Plastiker?"

„Er versucht sich jetzt, in Ton."

„Schade. Er sollte eine Schule besuchen."

„Treffen Sie ihn zuweilen?"

„Selten."

„Spielt er?"

„Ich — weiß nicht. Vielleicht — ein bißchen, wie wir alle . . ."

Wieder fühlte Diana, wie sie Eduards verlegene Miene streifte, jene Beklemmung in sich aufsteigen, die sie stets ergriff,

wenn ihre Freiheit durch das Schicksal Anderer affiziert werden sollte. Sie wollte die Spannung dieses Tages loswerden und ging, indem ihr Blick auf den Flügel fiel, darauf zu, öffnete ihn und sagte bittend:

„Spielen Sie mir etwas?“

Eduard, der ihren Gefühlen folgte, erwiderte mit seiner ironischen kleinen Verbeugung, setzte sich und spielte, obwohl er eigentlich Geiger war. Sie saß, durch die ganze Länge des Zimmers getrennt, in ihrem goldbraunen langen Hauskleid, in einem Fauteuil; sie gab die Seele frei. Erst nach einigen Takten erkannte sie, was er spielte.

Es war Debussys romantische Idylle des Faunes, zu der sie ihre Atalanta gebildet hatte. Zärtlich strömte eine Welle der Freude über ihr so schweres Herz, heimlich dankte sie ihm für diese zarte Huldigung, ihre Glieder wurden leichter, langsam erhob sie sich nun und, kaum bewußt, daß es vielleicht das Gespräch und seine Geste auf den freien Teppich war, die sie nun zum Tanzen überredeten, bewegte sie sich langsam, fast statuarisch in ihrem langen Kleide auf und nieder. Er blickte sie nur eben so viel an, um sie nicht zu verwirren, nicht zu wecken, aber sie wußte wohl, vor wem sie ihre heut so ernsten Glieder rührte und deshalb hörte sie nach ein paar Augenblicken lächelnd auf. Er folgte ihr, indem er vorzeitig schloß, aber seine Erinnerung, die wie ein alter Schloßkastellan sein Inneres hütete und ordnete, nahm Bild und Stunde in die Reihe der Bilder auf, und wie er sich dann, stiller als sonst und ohne Scherz empfahl, stand in ihm wie in ihr eine große Fermate zwischen den Gefühlen.

ZEHNTES KAPITEL

Der erste Satz schloß mit einer Kadenz. Niemand von den vier Spielern sprach, leise stimmte Franklin die G-Seite seiner Bratsche, die etwas heruntergegangen war, Scherer blickte vom Klavier her zustimmend hinüber zu dem neuen Cellisten, dann kurz fragend auf die drei Streicher, sah, daß alle parat waren und setzte nun allein mit dem Adagio-Thema ein, das er wie einen pathetischen Prolog vortrug. Nun nahm der dunkle Ton der Bratsche fugato dieselben Takte auf und schließlich setzte die Geige unter Eduards Händen ein, süß emporsteigend wie eine Knabenstimme. Eduard suchte keineswegs, nach Art von Solisten, die Kammermusik machen, durch Klang und Dehnung die Führung dem Klaviere wegzunehmen, aber der Ton seines edlen Instrumentes, die Süße seiner hochhinauf gehobenen Melodie ließen für eine Weile die andern Instrumente vergessen und indem seine Mitspieler Hörer wurden, blieben sie behutsame Begleiter.

Doch bald ergriff das Cello, mit einem zweiten, bewegten Thema die melodische Leitung, und an die Stelle eines singenden Knaben schien der Alt einer reifen Frau zu treten, bis sich alle wieder dem männlichen Anschlag des Klavieres anvertrauten, das nun, in großen Akkorden, die Themen zu harmonischer Vereinigung erhob und zu einem schwermütig gelagerten Ausklang.

Diana, die in Scherers holzreichem und teppichlosem Musik-

saal heut abend die einzige Hörerin war, hatte sich in eine Ecke gesetzt, den Spielern fast abgewandt und blieb selbst im Dunkel, ihnen unsichtbar. Während des ganzen vorigen und auch während dieses Quartettes hatte sie nicht in die Lichtkreise geblickt, aus denen die gewaltigen Töne kamen. Nur als in diesem zweiten Satz das Cello mit seinem vollen und tiefen Organ die tragisch gefaßte Melodie vortrug, ging ein Blick von ihr zu dem fremden Spieler hinüber und sie dachte: Er drückt es an sein Knie und, leise streichend, bringt es seine Hand zum Tönen . . . Von diesem Gedanken aus zog ihre Seele, als sie den Blick längst fortgewandt, seltsame Kreise, und während sie die beiden letzten Sätze vernahm, entschwebte ihr Geist zugleich in eine andere Ferne, bilderreich und doch verschwimmend zog sie ein wellenhaftes Auf und Nieder fort, und ein Gefühl sensueller Sehnsucht überströmte sie, wie sie es, seit Jahr und Tag, in ihrem seit dem Sommer ganz platonischen Leben nicht mehr gefühlt.

Als dann die Männer aufstanden und sich, in Noten blätternd, nach langem Sitzen ein wenig die Beine vertraten, als, mit mütterlich liebender Gebärde, die drei Streicher ihre Instrumente in den Samt ihrer Kästen hoben, die Schlösser leise zuschnappten und auch Scherer seinen edlen Flügel innen und außen mit Decken belegte, saß Diana immer noch in ihrer Ecke, abgewandt.

Langsam kam Scherer auf sie zu.

„Und nun lächeln Sie," sagte er leise und setzte sich zu ihr. „Und haben doch das Antlitz der Medusa gesehen."

„— Nicht die Medusa!" sagte sie und schien zugleich das grausame Wort, zugleich das Licht abzuwehren, das Scherer in der Mitte andrehte. „Das Presto hab' ich nicht mehr erlebt, ich war verträumt und verdiene Tadel. Welche Nummer hat das Werk?"

Scherer nannte die Zahl. „Von Beethovens letzten eines,"

fügte er etwas lehrhaft hinzu. Ihr war dies schon zu deutlich, sie hatte nur aus Verlegenheit gefragt, nun zerrieselte die letzte Welle ihres Traumes, sie stand rasch auf und trat zwischen die Männer.

„Sind Sie kritisch?" fragte Franklin. „Ich habe beinah alles verdorben, verzeihen Sie den Patzer im letzten Satz. Es geht sehr schnell und ich bin ein so schlechter Kammermusiker!"

„Allein spielen!" sagte Diana lachend. „Das gefällt Ihnen wohl besser!"

Man ging zu Tische, Scherer führte Diana an die runde Tafel.

„Ja! Allein spielen!" rief Franklin, und aus seinem befreiten Tone hörte sie, wie schwer diese ungezähmte Natur sich in eine Gemeinschaft schicken mochte.

„Und doch," sagte Scherer, indem er mit leiser Geste den Prinzen an Dianas Rechte, die andern beiden Herren auf die freibleibenden Stühle lud. „Und doch könnte mir der Solist nicht als der wahre Musiker erscheinen."

„Dichter bringen es nie weiter als zum Solisten," sagte der Prinz. „Sie wollen immer absolut regieren."

Bei diesen Worten hob der Fremde, der bisher wenig teilzunehmen schien, von drüben her seinen Blick, fand aber, da der Prinz beim Loslassen seiner Paradoxa den Teller zu betrachten liebte, nicht den Blick des Sprechers, den er suchte, sondern Dianas, die hinübersah. Der seine war ein kritischer Blick, der nach dem Wort vom absoluten Regieren dem Prinzen mehr zu gelten schien als dem Musiker.

— Was für eine stumme Art zu reden haben doch diese Russen! dachte Diana, und beider Augen kehrten zu ihren Tellern zurück.

Es war Doktor Kyrill Sergjewitsch. Scherer, der jene erste kurze Unterhaltung mit einer Einladung beendet hatte, war überrascht, beim zweiten Gespräch in ihm einen Cellisten ken-

nen zu lernen, der Scherers Einladung, sein jüngst verwaistes Quartett zu ergänzen, schneller und lebhafter annahm, als eine seiner Theorien. Als er's Diana erzählte, wartete er vergebens auf ein Zeichen der Neugier oder auch nur der sichtbar gespielten Ruhe. Sie hatte den Russen beinah vergessen und suchte überhaupt Musik und Musiker in ihrem Innern nicht zu mischen. Wie sie heut abend seine große Hand nahm, schien er ihr verlegener, als sie's erwartete, und sie fand keinen Grund, besonders da Scherer die Begegnung bei den lebenden Bildern und die Frage des Russen ihr verschwiegen und ein Kennenlernen im Politischen Klub erfunden hatte.

Nun saßen sich beide gegenüber als Fremde, obwohl sie einander in so entscheidenden Augenblicken auf dem Podium gesehen, vielleicht erschaut hatten — und doch konnte es keiner vom andern auch nur argwöhnen.

Langsam, wie unterm Drucke der eben fortgerauschten schweren Phantasien, entwickelte sich das Gespräch zwischen den drei Männern, die es angefangen, während der Russe aufmerksam zuhörte, Diana aber leicht zerstreut schwieg.

„Wenn nun aber alle", fing nach einer Weile Franklin wieder lebhaft an, „nur immer Tutti spielen wollten — wer sollte dann schöpfen und führen? Etwa der Dirigent? Das ist nur ein Angestellter!"

„Vielleicht der unsichtbare Komponist, Herr Franklin," sagte Scherer.

„Der am längsten vermodert ist, führt," sagte der Prinz und nickte. „Ideen dürften doch meist aus der Sphäre der Entrückten unsichtbar herabträufeln, damit hier unten was wächst."

Wieder hob der Russe den schönen Blondkopf, aber nun runzelten sich die dichten Brauen über den Augen, als wollten sie sie hindern, aufzublitzen. Diesmal war es Scherer, der den Schweigsamen so sich äußern sah und, in einer gewissen wirtlichen Sorge, sein Gast könnte durch Wortlosigkeit unheimlich

werden, sagte er über den Tisch hin: „Sie zweifeln, Herr Doktor?"

„Warum sollten sie nicht einmal von unten emporsteigen, die Ideen?" sagte nun langsam und in fast vollkommenem Deutsch der Angeredete. Alle sahen zu ihm hinüber. „Vielleicht birgt diese Erde", fuhr er dunkel fort und wandte sich nun an den Prinzen, „in ungeborenen Keimen mehr Ideen als jener Himmel mit seinen verklärten Jahrhunderten, von denen Eure Durchlaucht sprach."

Man schwieg.

— Ein fernes Gewitter, dachte Franklin.

— Schweres Geschütz, dachte der Prinz, und um nur ja keine russische Debatte aufkommen zu lassen, zertrat er sie im Keim, indem er höflich sagte: „Kein Zweifel, Herr Doktor, Himmel und Erde als Kopfstationen des menschlichen Schnellzuges!"

„Und warum nicht auch das Meer?" fragte plötzlich Diana mit Wärme.

„Was wollen Sie mit Fischen und Quallen, Madame?" sagte der Russe kalt. „Das Meer ist nur Natur!"

Diana wandte ihren Blick beinah beleidigt ab. Der Prinz bemerkte es schweigend. Franklin hörte wie aus der Ferne einen Dialog, der, diesem ähnlich, doch höher und fortgebildet schien. Scherer, der ebenfalls dies maßlose Thema zu fünft, bei Tisch, nach der Musik betäuben wollte, sagte vermittelnd:

„Gewiß ist nur, daß wir Erde, Himmel und Meer in diesen Tönen erfaßt haben, zu denen uns heute Ihr herrliches Cello verhalf."

Der Russe, leidenschaftlicher Disputierer und vollends ungern im Beginn eines Gespräches unterbrochen, zu dem ihm ein deutscher Prinz den erwünschten Gegner stellte, fühlte sich durch den Hinweis auf sein Instrument doch einigermaßen verführt und sagte, nach einer Pause: „Ja, es hat einen schönen

Ton. Es ist Arbeit aus Brescia, siebzehntes Jahrhundert. Mein Freund hat es mir geerbt."

Die Zurückhaltung, die Wärme und selbst der kleine grammatische Fehler am Ende wirkten quietiv auf die Gesellschaft, man sprach von alten Geigen, der Prinz erzählte vom Ursprung der seinen, die er von einem Ahnen gleichfalls geerbt und nun schon als der elfte seines Geschlechtes spielte. Diana sprach von Wilhelms Fund jener alten Laute und daß er Scherer als den einzigen bezeichnete, der sie kaufen könnte, wenn er sich ein Jahr lang einschränkte. Alle lachten, besonders Scherer selbst, der jede Anspielung auf seinen Reichtum gern wie etwas Kurioses umschiffte, das seiner geistigen Person anhafte, und als man beim Tokayer anlangte, schien die Stimmung herzlich und vertraut.

„Die ganze ungarische Sonne brennt heraus," sagte Diana, „und im Grunde ist das mehr als unsere balkanische Sonne. Wirklich! Ich habe nirgends solche Kälte erlebt wie in Kastoria, an unsern mazedonischen Seen, und keine Hitze wie unten am Plattensee!"

Nun klagten alle über die Kälte, die dies Jahr noch den März vereisen wollte.

„Jeden Morgen", sagte der Prinz, „denke ich, wenn ich um die zugige Ecke am Wilhelmsplatze biege, an Hamlet, erster Akt, Terrasse, wo die Wache die einfachen, aber bitter wahren Worte sagt: ‚Es ist entsetzlich kalt!' Sobald ich dann ins Ministerium trete, hören allerdings alle Hamletischen Vergleichungen auf. Lassen Sie uns also, Herr Scherer, die Tafel aufheben und den Dampfer nach Zanzibar besteigen!"

Franklin erklärte sich bereit, die Gesellschaft in seinem arabischen offenen Hause aufzunehmen, er fing schon an, die Räume nach den Temperamenten der Gäste zu verteilen, der Russe lud nun die Deutschen nach Livadia, wo der Zar durch-

aus nicht stören würde, und schließlich sagte Scherer, der etwas in petto hatte, zu Diana:

„Und Sie? Wohin lockt uns die Europäerin?"

Die Herren schwiegen.

„Ich? Ich habe nur eine Heimat," sagte sie leise. „Aber ich fürchte, sie gefällt hier nicht allen." Und nach einer Pause, in der ihr gesellschaftliches Lächeln sich zu einem inneren erhöhte, sagte sie zu den Wartenden, plötzlich leise, wie beschwingt:

„Es ist das Meer . . ."

„Ich liebe das Meer," sagte nun der Russe, der sich angegriffen fühlte. „Vielleicht ist keiner von Ihnen so viel zur See gewesen. Nur nicht — für Ideen!"

„Wenn ich nun eine hätte," sagte Scherer heiter, „die auch Ihnen gefiele?"

Er zog seine Brieftasche hervor, entnahm ihr eine Postkarte und gab sie langsam seiner Nachbarin. Diana sah darauf eine Jacht, sie war schlank und weiß, ein Schornstein und viel Takelage zeigten, daß es eine Dampfjacht war, doch auch als Segler zu brauchen. Überm Achterdeck waren die Sonnendächer aufgezogen, darunter stand der Name des Schiffes. Langsam las Diana: „Excelsior" . . . Dann wandte sie mit einer schnellen Bewegung den Kopf, hob das Bild hoch und rief: „Excelsior!"

„Excelsior!" wiederholte Scherer lächelnd, dann Franklin fragend, und dann lachten alle.

„Mein Hamburger Freund fragt, ob ich sie ihm für ein paar Wochen abmieten wollte, denn er muß dies Frühjahr in London verbringen. Da dachte ich, wenn die Herrschaften Lust hätten, dem Meer und auch mir ein paar Wochen zu schenken —"

Eduard blickte erstaunt auf, er überschlug im Augenblick die abenteuerlichsten Möglichkeiten, ohne zu prüfen, was er selbst wollte, und dann blickte er zu Diana hinüber und dann zu Scherer, denn auf ihm ruhte ihr Blick.

Sie, von allen, war eine solche plötzliche Einladung am ehesten gewöhnt, und die Art, wie Scherer sie zu dritt apostrophierte, zeigte ihr auch sogleich seine Zurückhaltung. Aber als sie nichts Entscheidendes sagen wollte, ehe die Männer sich geäußert und wie sie doch, von allen fragend angesehn, etwas zu sagen sich gedrungen fühlte, rief sie plötzlich noch einmal: „Excelsior!" Aber nun klang es abschließend, wie All right!

Scherer brachte einige weitere Blätter vor, die Risse, Profile, Skizzen, Zahlen des Schiffes enthielten, und nun ging alles von Hand zu Hand, jeder fragte, erwiderte, proponierte und alle schienen den Russen zu vergessen, der forschend von seinem Platze zusah. Scherer, der das Abenteuer nur an sich heranzulassen liebte, wenn er gewiß war, es noch zu beherrschen, faßte einen raschen Entschluß und sagte: „Und Sie, Herr Doktor, werden, wenn mir die Herrschaften die Blätter freigeben, sechs Kajüten sehen, außer denen für die Bemannung. Wollen Sie zwischen der fünften und sechsten die hübschere wählen?"

Die Herren ermunterten ihn, und eine Sekunde lang blickte er schweigend auf Diana, die aber nichts zu hören, sondern ganz vertieft schien in den Aufriß der Takelage.

„Sie sind sehr gütig," sagte er dann. „Ich bin aber nach Deutschland gekommen, um Ideen zu studieren — nicht auf das blaue Meer, für die Natur!"

Man lachte, man fand sich in einiges Maß zurück, und auch der Prinz suchte sich artig zu besinnen. Aber Scherer sagte:

„So wäre es denn bestimmt und nur noch fraglich, wann wir uns zur gleichen Zeit freimachen können. Ich wollte den April vorschlagen. Und Sie?"

Eduard und Franklin stimmten zu und Diana sagte, indem sie nun von der Karte aufsah, lächelnd: „Ich müßte die Firma um Urlaub bitten!"

„Steht der nicht in Ihrem Vertrage?" fragte Scherer, indem er aufstand.

Diana war versonnen und sie blieb es. Eduard dachte, indem er sie betrachtete, wie tief sie doch den Dingen der Natur, dem Meer, dem Wind, der Sonne verbunden wäre, und er trat auf sie in dem Augenblick zu, als Scherer sie im Bücherzimmer verließ, weil ihn Franklin wegen der Länge der Fahrt befragen wollte. Aber im gleichen Augenblick stieß auch der Russe zu Diana, und nun standen sie in der Mitte des kühl gehaltenen Raumes.

„Nun, fahren Sie nicht mit?" fragte Diana beide.

„Zu Befehl," sagte Eduard, militärisch grüßend.

„Zu Befehl sagen die Deutschen," murmelte lächelnd der Russe.

„Nur zu Vorgesetzten," sagte der Prinz in künstlich schneidigem Ton.

„Ist die gnädige Frau —?" fragte der Russe.

„Nur in der Idee," lachte Diana. „Nicht in der Natur! Und Sie?"

„Ich möchte um die Freiheit des Individuums bitten," sagte der Russe, mit dem Stolz einer anarchischen Natur, und nun blitzte sein Auge.

„Zu Befehl," sagte Diana kalt und über dem markierten Gruß stieß ihr hochmütiger Blick den seinen zurück.

Dann wandte sie sich gefällig zu dem Prinzen.



ZWEITES BUCH

ELFTES KAPITEL

Weiß glitt die Jacht durch dunkelblaue Fläche, wie aus sich selbst bewegt, als sie am sechsten Morgen Messina verlassen hatte, um an Siziliens Ostküste südlich zu steuern. So stille lag das Meer, daß es am Schnittpunkt von Bug und Wasser schien, als knirschte ein Diamant, an langem Stift geführt, in einen dunklen Spiegel und teilte seine metallene Fläche in zwei Teile mit linearem Schnitt.

Am Bugspriet stand Diana, den Kopf halb zum Himmel aufgehoben und während der Fahrtwind ihre Locken durchfuhr, das weiße Leinen stärker um Knie und Busen spannte, wäre sie von weitem einem begegnenden Schiffe jener Nike ähnlich erschienen, die marmorn auf den Schiffsschnabel gestellt, am Morgen der Schlacht das griechische Schiffsvolk, vorfliegend, zum Siege hinriß. Aber an diesem Morgen und wie sie nun für Augenblicke beide Arme emporhob, sah Diana niemand als die Sonne und das Meer. An Bord schlief alles, um diese sechste Stunde, und weder der alte Steuermann, noch die beiden plattdeutschen Matrosen vom Dienst hatten Zeit, das junge Weib zu betrachten, obwohl sie, ihre Dienerin ausgenommen, auf dieser Fahrt die einzige Frau war.

Diana wußte, daß sie niemand sah. Denn während sie dies heiter begonnene Unternehmen, mit seinen Gesprächen, seinem Lachen und Schweigen, mit seiner Spannung einer kleinen, auf die schmale, schwimmende Insel gebannten Gruppe von Men-

schen als ein Spiel und als ein Stück Lebenslauf wie alle Mitfahrenden genoß, war sie es doch allein, deren sich zugleich das Meer bemächtigt hatte — vom Augenblicke an, als sie in Genua den Fuß aufs Fallrep setzte — das Meer in Ruhe und in Unruhe, das Meer strahlend am Morgen, schweigend am Mittag, am Abend bewegter, nachts ein rauschendes Geheimnis. Zwischen Tauen und Masten, am Steuer oben und unten bei den glänzenden Griffen, Hebeln und Kolben war sie zu Haus und blieb unermüdlich, von den Leuten zu lernen, was ihr fremd erschien. Aber, indem sie in Berechnung der Meilen, im Lesen der Karten, bei Abschätzung von Wind und Wetter mit immer kühler Sachlichkeit sich vor den Gefährten hervortat, empfand sie all dies in sich selbst doch nur wie das Spiel der Meeresoberfläche, während in Abgründen und Gründen ihrer Seele das Dunkle wirkte, stumm und den Blicken ihrer Freunde unsichtbar, verwandt und wie durch die Magie der Elemente hingezogen zum unsichtbaren Leben im Innern der flüssigen Welt und zu den ungreifbaren Bahnen des Gestirns und der Gestirne unter der grenzenlosen Kuppel. Diese junge Frau vermochte es, Sternkarten und Logarithmen zu vergessen, die ihr von Jugend her vertraut waren, wenn ihre Seele in den Abgrund tauchte, den sie nirgends rauschender um sich fühlte als auf den Schiffen.

In dieser Stunde aber schien ihr Wesen schwebend aufgelöst in die Elemente des Morgens. Morgenlicht, in die Flut gesprüht, ward heut vom leicht behauchten Spiegel zurückgeworfen, da lag es nun, zerschellt in zitternde Atome, als hätte die Faust eines Gottes das große schwimmende Auge getroffen, vor dessen Aufblick nun eine Kaskade klirrenden Lichtes zersprang. Diana fühlte es anders. In ihrem Innern wirkten Licht und Meer als die gespaltene eine Welt, die sich im Kampfspiel wieder zu vereinen strebt, und wie für jede Nacht das Licht ins Meer zu sinken und morgendlich erneut dem Meer enthoben schien, so

fühlte sie dies kühne Auf und Nieder in der eigenen Brust, als höbe und senkte sich ihre Bahn mit dem kosmischen Wirken. Hier, auf dem kleinen Schiff im Mittelmeer, stieg dies freiheitliche Gebanntsein kühner in ihr auf, denn hier allein waren Nacht und Morgen ein Sichtbares, Gewohnheiten überstimmend, Zeit festigend, und die Sterne, die die Fahrt bestimmten, schienen zugleich geheimnisreicher als jene, die nur das Dach einer Straße oder den Plafond eines Waldes bedeuteten. In solchen Augenblicken mystischer Hingabe war sie blind, indem sie schauend war. Vögel und Fische sah sie nicht und auch, daß nun zur Rechten blaue Berge sich zu verschieben und einem flachen weißen Kegel zuzustreben begannen, wurde ihr nicht bewußt. Von innen schienen ihre Sinne aufgetan, Frische spürte die Haut, das Ohr ein Rauschen, das Auge Glanz, nach Salz schien es zu riechen, doch nichts begriff sie, alles blieb ihr atmendes Gefühl.

In einer jener seltenen Stunden innerster Einsamkeit, für die der komplizierte Aufbau sozialer Jahre unbegreiflich scheint, war es, daß Diana, Gast auf einem schlafenden Schiffe, dieses Vollkommene erkannte: den wolkenlosen Morgen überm Meer.

ZWÖLFTES KAPITEL

Das erste, was sie weckte, war das Rauschen einer nahen Flut, die ein dicht an den Planken umgeschütteter Eimer hergab, und als sie sich wendete, hatte sie nur eben Zeit, auf ein hochgerolltes Tau zu springen, denn schon ergriff das Wasser die Spitze des Decks und gleich fing der Matrose an, es zu scheuern. Sie sah das Wasser über die Ritzen rieseln, als wäre es über Glas, so dicht war alles gefugt, und ein Gefühl heiterer Sicherheit, die Freude, im Gefüge eines bewegten Ganzen geborgen zu sein, ließen sie lächeln und dann Umschau halten, in der Landschaft wie in diesen Anstalten des Jahrhunderts, zu denen sie wie aus der Vorwelt zurückkam.

Klippenreich, zerborsten stieg westlich, keine acht Meilen fern, die Küste empor, und was ihr unbewaffnetes Auge als ein kunstvolles Rund auf der Höhe erkannte, mochte das römische Theater von Taormina sein. Vor Jahren war sie hier gesegelt, doch hatte sie nie angelegt und kannte diese Küste der Insel nicht. Der junge, etwas dumpfe Matrose, bisher nur auf Amerikafahrern und nun zum erstenmal fürs Mittelmeer angeheuert, konnte nicht Auskunft geben, die Karten lagen noch beim Kapitän, der Steuermann war morgens wortkarg. Ein leises Klingeln, hartnäckig wiederholt, lenkte Diana ab, es zeigte an, daß man da unten anfing, sich zu erheben. An der Art des Läutens konnte sie unterscheiden, wer es war: so stark und präzis dreimal läuten konnte nur Scherer, der Herr des Schiffes, ein sorg-

sam langes, einziges Mal war der Prinz, drei kurze, synkopisch überstürzte Stöße bedeuteten Franklins Ungeduld, der Russe aber läutete gar nicht, ihm, dachte Diana, schien dies zu herrenhaft. Und wie sie lachte und auf ein Frühstück hoffte und die Küste zu enträtseln und eine Möwe im Spiel zu erspringen suchte, die sie dicht überflog, kamen Schritte herauf, und an dem langsam weichen Gange erkannte sie, daß es der fünfte ihrer Begleiter war.

Denn als der Plan zur Fahrt, bald nach dem Abend bei Scherer, von diesem festgesetzt war, als auch der Russe, schriftlich und ohne Gründe, kurz angenommen und Diana sich gefragt sah, wer etwa wohl noch passen könnte, da hatte sie Wilhelm genannt, dessen Lautenspiel und dessen Phantasien den weltlichen Seefahrern allen lieb sein möchten. Und wirklich hatte er, in diesen ersten Tagen, mit soviel Anmut und Gefallen sich in den Kreis geschlungen, daß der Wirt Diana für den Gast zu danken hatte.

„Guten Morgen, Wilhelm!" rief sie ihm entgegen. „Sie sind der erste und doch um eine Stunde zu spät. Das Beste ist vorbei!"

„Das Frühstück?"

„Nein! Der Morgen!"

„Der steigt doch eben auf!"

„Ja, wie ein Wanderer nach der ersten Stunde. Er schwitzt schon ein bißchen und hat sich eingerichtet. Der erste Tritt ins Freie, wenn noch das Haus schläft und der Fuß, der einzige, die Straßen hinaufhallt — die sind vorüber. Und dort liegt der Ätna!"

„Du bist kalt!" sagte Wilhelm und winkte ihm. „Adieu! Adieu! Wo landen wir?"

„In Syrakus, sagt Herr Scherer."

„Mittags?"

„Nachmittags. Vielleicht gegen abend."

„Und dort ist dann also der Tyrann?"
„Dort ist das Ohr des Dionysos!"
„Das ist doch kein Tyrann!"
„Nein, Wilhelm. Nur ein Gott!"
Er hockte in Türkenstellung auf dem Tauknäuel nieder, denn das Wasser war wieder abgelaufen. Blinzelnd vor dem Lichte und kritisch, wie seine träumerische Natur nur durch die Härte und den Strahl des Morgens werden konnte, blickte er zu der weißen Erscheinung auf, die auf dem lackierten Eisengitter balancierte, die Füße auf das darunter gespannte Tau gestützt und so, die blaue Küste hinter sich, beinahe zu schweben schien.
„Sie haben so eine Art, Diana," sagte er, und kniff die Augen, „von den Göttern zu sprechen, als ob es Ihre Verwandten wären! Und nun wollen Sie sogar wissen, wo Dionysos seine Ohren hat, als ob es ihm auf was anderes ankäme, als auf Mund und Nase, denn die beiden braucht er zum Burgunder!"
„Und Sie haben auch keine Augen heute früh!" sagte sie lachend und stieß ihn sacht mit den weißen Schuhspitzen, denn nun schaukelte sie sich. „Wenn Sie wenigstens Ohren hätten! Dann hätten Sie gestern abend Herrn Scherers S-förmige Darlegungen über dieses Ohr gehört, denn diesmal ist es gar nicht Ihr Schutzgott, zu dem wir fahren, sondern der Tyrann, der sich nach ihm so genannt hat, wahrscheinlich, weil er sich den Göttern verwandt fühlte wie Diana — die jetzt unverzüglich frühstücken geht!"
Und damit sprang sie herab, zog ihn hoch und schlenderte an seinem Arm das Deck entlang bis zum Speisezimmer, das wie ein Kasten aus Glas und Eisen auf das Promenadendeck achtern aufgebaut war. Sie nahm die Spitze des länglichen Tisches.
„Bitte, Früchte, Tee und was Sie wollen!" rief sie dem Steward zu und schob die Karte beiseite. Wilhelm nahm sie auf.
„Es ist unmöglich!" seufzte er, indem er sie mit den ausge-

spannten Fingern der Rechten abmaß. „Elf Zentimeter Frühstück, das ist nicht abzuarbeiten, und dabei sind die Zwischenräume eng wie bei Reclam, von dem ich den Jean Paul unten habe. Also ich wähle heute Gang 2, 4, 6, 8, 10 und morgen die Ungraden!"

Er gab mit einer großherzoglichen Geste die Karte dem hochmütig-servilen Steward zurück und sagte, als dieser fort war, leise zu Diana:

„Haben Sie gesehen, wie der Russe ißt?"

„Tadellos ißt er," sagte sie streng und legte die Serviette mit zurückweisender Deutlichkeit auf die Knie.

„So! Tadellos!" sagte er, stützte widerspenstig die Arme auf und sagte, als bekümmerten ihn solche Dinge sehr: „Gestern abend, bei den Wachteln, hat er eine so in die Hand genommen und ihr den Kopf einfach abgebissen, so scharf und beinah wild, als ob er einen Großfürsten speiste!"

Nun lachte Diana und während sie einen Apfel in die Zähne setzte, wie sie ihn auf dem Teller fand, sagte sie:

„Ja, Wilhelm!" und sie biß ihn durch: „Scharf und wild! Dieser eingebildete Russe, wissen Sie, ist nicht grade meine Schwärmerei und meinethalben konnte er zu Hause bleiben! Aber er hat die schönsten Zähne, die ich je habe beißen sehen, denn lachen tut er ja nie, und übrigens können Sie im Brillat-Savarin lesen, daß man Wachteln den Kopf abbeißen darf, auch wenn man Großfürst ist und heimlich denkt, es wären gebratene Anarchisten!"

„Da will ich erst einmal den Prinzen fragen," sagte Wilhelm ärgerlich und machte sich an einen großen Teller Grütze. „Der ist selber beinah ein Großfürst und weiß das entschieden besser!"

Der Citierte trat ein, blieb aber in der Glastür stehen und sagte mit humanistischem Ernst:

„Da frühstückt man — und wir fahren dabei in diesen nie

wiederkehrenden Augenblicken an Fiumefreddo, Gurna und selbst an Fondachello vorbei!"

„Sie schämen sich also bis halb acht zu schlafen," rief Diana, „und kleiden Ihre Verlegenheit in obskure Namen, die Sie soeben in der Karte entdeckten!"

„Immerhin habe ich fabelhaft memoriert," sagte der Prinz und nahm an ihrer anderen Seite Platz, denn um alle Etikette zu meiden, hatte man beschlossen, bei den Mahlzeiten zu sitzen, wie sich's grade träfe, was als einzige Schwierigkeit ein beständiges Austauschen der Servietten nach sich zog. Er fuhr fort: „Und hier hat das moderne Fatum in Gestalt von Giorgino, dem Küchenjungen, der aus Leidenschaft heimlich in der Dämmerung den Tisch deckt, wie ich höre, um sich in ästhetischer Sphäre zu bewegen, den Ring des Russen placiert, den ich hiermit in die dritte Rangklasse zurückversetze. Guten Morgen, Herr Wilhelm!"

Wilhelm, der inzwischen gelöffelt hatte, sagte ohne weiteres: „Guten Morgen! Haben Sie schon einmal Wachteln totgebissen?"

Der Prinz zog die Brauen, wandte sich an Diana und sagte milde: „Hat Herr Wilhelm schwere Träume?"

Sie wiegte besorgt den Kopf: „Marsala, Hafergrütze, Salzluft, Jean Paul und viel Stromboli —"

„Zu viel Stromboli!" sagte Scherer, der mit dem Russen eintrat, und während sich alle begrüßten, fuhr er fort: „Und noch dazu auf die Riesenpost hinauf, die ich so unklug war, gestern in Messina zu erheben. Das gab einen schweren Kopf und ein zu spätes Aufstehn!"

„Und ich darf Sie bedienen," sagte Diana und reichte ihm ihre Schüssel. Man aß, befragte den Nachbar nach seinem Gericht, bestellte, man war sehr bei der Sache.

„Kann ich denn nichts für mein Ressort erfahren?" fragte Diana.

„Proponiere schwimmende Redaktion," sagte der Prinz. „Aufgabe der Schererschen Seefahrer: Lord Northcliffe zum Selbstmord zu treiben. Mittel: Publikation sämtlicher Nachrichten unmittelbar vor den Ereignissen. Schriftleitung: der Kapitän. Handel: Herr Scherer. Wandel: Fräulein de Wassilko. Technik: Herr Wilhelm. Annoncen: Herr Franklin. Kunst: Giorgino, der Tafeldecker. Erinnerungen aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert: Doktor Sergjewitsch."

„Und Sie, Prinz?"

„Ich bin natürlich der langjährige Abonnent, der sich beschwert: zu englisch, zu amerikanisch, zu russisch, zu italienisch: ich bäte ergebenst um etwas weniger Excelsior!"

„Es geht doch nicht," sagte Scherer, „denn da wir ja von Annoncen leben, brauche ich einen Frühaufsteher für diesen entscheidenden Dienst!" Und nun sprach man von Franklins Unpünktlichkeit, als wäre man seit einer Stunde an Deck, Diana empfahl den früher erschienenen Wilhelm für dies Ressort, und als Franklin schließlich kam, war er und waren jene gleich verlegen.

„Verzeihung," sagte er etwas hastig und nahm unruhig Platz. „Ich hatte — ich war nämlich — ich hatte einen wundervollen Traum!"

„Mit wem?" fragte Wilhelm einfach.

„Mit einem französischen Kolonialen, mit dem ich draußen häufig stritt."

„Ach so!" rief Wilhelm enttäuscht. „Wir glaubten alle, mit einer Frau!"

Sie lachten und Diana sagte: „Gestern erzählte der Prinz ähnliche Dinge. Mir scheint, auf Excelsior wird zu viel geträumt. Die Herren sollten wettlaufen und hanteln. Haben wir Fechtzeug mit?"

„Nun, ich werde Sie nicht beunruhigen," sagte Scherer, „ich träume nie."

Er sagte das mit solcher Natürlichkeit, daß man es glauben mußte. Nur in dem Prinzen stieg ein Zweifel auf, doch rasch wurde er abgelenkt, denn Kyrill, der nach seiner Art zwischen den Scherzen aufmerksam geschwiegen hatte, fragte nun, und das plötzliche Lautwerden seines klaren, marmorkühlen Baritons drang in die leichte Unterhaltung:

„Es gibt also Menschen, die nie träumen?"

„Und trotzdem musikalisch sind, wollen Sie sagen?"

Der Prinz warf den Freunden dies Wort zu, um Kyrills grundsätzlicher Schwere auszubiegen, aber nun faßte dieser noch fester:

„Im Gegenteil! Es gibt also traumlose Männer, wollte ich sagen, die trotzdem zu handeln wissen!"

Dies Wort, das selbst der kreuz und quer denkende Prinz von einem Revolutionär nicht erwartete, weckte vollends die Geister, und der inkriminierte Scherer sagte fast pathetisch:

„Warum nicht, Doktor? Wenn nur der Mann in seinem Wirken den Traum niemals vergißt, den keine Nacht erschuf und darum auch kein Tag verlöschen kann!"

„Wilhelm!" rief Diana ausgelassen. „Träumer! Sie werden noch ein Mann der Tat!" Sie begegnete Franklins schweigendem Blick. Sie begriff, wie er, ins Tätige strebend, doch als ein Dichter von der Klasse der Träumenden nicht ausgeschlossen werden wollte, und lächelte zu ihm hinüber.

„Sie lachen mich aus?" fragte Scherer.

„Ich lache die Prinzipiellen aus, die nur auf ihre einzige Art Vollkommenheit dulden!"

Schweigend beobachtete der Prinz, wie zwischen Diana und den vier Männern ein System unsichtbarer Funksprüche sich aufbaute; ihm war, als sähe er die Funken, vollends, als nun der getroffene Russe nach zwei Seiten sprühte:

„Vollkommenheit? Die ist nicht einmal bei solchen Rationalisten; uns andere würde sie im Wirken ja nur hindern. Stirbt

man nicht am Vollkommenen, so sollte man nicht geboren sein. Wer träumend schafft, ist noch gefährlicher, als wer dem Traum nachschaffen möchte. Ich bin auch hier für Trennung der Gewalten."

Franklin, der ihn im Grunde nicht leiden konnte, folgte dem Fluidum seiner Worte selbst wie träumend, er dachte kaum an ihren Sinn, vor seinem Auge stand ein Mann, schön, jung, Haar, Teint und Auge so hell, wie diese umdunkelte Seele dämmerhaft lag, und er schloß aus seinen Worten auf einen Menschen von Inbrunst, Phantasie und einer Beherrschtheit, die sich in tiefauftürmenden Gedanken mehr verschloß als hingab. Schweigend warf er den Angelhaken in sein Herz.

Wilhelm, dem der Russe sympathischer war als Franklin, weil er ihn weniger verstand und weil seine schweifenden Sinne, vom Sonderlichen angezogen, überhaupt selten feindlich fühlten, fragte, nach einer kleinen Pause, unbefangen: „Was ist das: Trennung der Gewalten?"

„Freiheit und Gebundenheit im Wechsel," sagte Scherer ruhig.

„Wenn Sie das keinesfalls politisch nehmen," sagte Kyrill, „so möchte ich's gelten lassen. Gut pointiert, aber gefährlich."

„Heute morgen", sagte der Prinz artig, „scheint Ihnen wirklich zu vieles gefährlich, es ist ganz blau und windstill." Und er fragte mit dem Blick Diana, ob sie nicht aufstehen wollte. Aber sie blieb, und in dem Wunsch, den fast störend ernsten Mann vollends verwickelt zu sehen, fragte sie sekundierend, aber zugleich herausfordernd zu ihm hinüber:

„Warum nicht politisch, Herr Doktor?"

Kyrill zog die Brauen zusammen, wie immer wenn Diana ihn befragte. Dann erwiderte er allen Dreien: „Weil es für unsereinen nie windstill ist und niemals blau. Weil Freiheit und Gebundenheit, dem Einzelnen heilsam, Knechtschaft im Staat bedeutet, der nur das eine kennt. Der Staatsmann, den ein Welt-

gefühl beseelt, sollte sich aus jener unendlichen Freiheit unter die Kuppel seiner Idee begeben. Ich liebe den Mann, dessen Tat nur sein Traum begrenzt!"

Scherer erwiderte ruhig: „Ich liebe den Mann, der wachend seine Tat begrenzt." Franklin lauschte, dann sagte er leise: „Ich — liebe das Werk, das mir aus dem Traum gehämmert wurde!" Eine Pause entstand.

„Und der Prinz?" fragte nun Diana, mit einem Lächeln, das in die Sphäre einer Jacht zurücklenkte.

„Ich? Tja, ich liebe tatsächlich mehr das Volk als seine Führer und als ihre Werke, wobei ich es weder auf Kronen noch auf Lorbeer abgesehen habe. Aber das ist ja wohl unmodern."

Und ungeduldiger als es seine Art war, ließ er den Blick zu Diana gehen mit dem offenen Wunsche, die Tafel aufgehoben, sich selbst befreit zu sehen, denn er hatte eine Ecke seines Innern freigelegt und war nun peinlich berührt davon. Indem er sich so von den Herren abwandte, bemerkte er nicht, wie Kyrill, der ihm stets zuzuhören pflegte, nun seine blauen Augen zu ihm aufhob, reiner, unbefangener als sonst. Volk — dies eine Wort und nach so vielen grade von dem paradoxen Prinzen und dazu auch noch so einfach ausgesprochen, verwirrte diesen Revolutionär und fing doch zugleich an, ihm Ahnungen zu bestätigen.

Diana, die im Aufstehen die Blicke der beiden Männer mied und nur Scherers klares Auge suchte, fand statt dessen unerwartet Wilhelms fragenden Knabenblick und hörte ihn im Gehen leise sagen:

„Ich habe kein Wort mehr verstanden." Und damit schlich er sich hinter ihr aus der Glastür.

DREIZEHNTES KAPITEL

Als sich „Excelsior“ dem Hafen von Syrakus näherte und die Reisenden durch ihre Ferngläser im Umriß vorauszunehmen suchten, was sie im Geiste längst vorausgenommen, stand die Sonne zwischen Zenith und westlichem Horizont schon auf halber Bahn. Aber obwohl der Prinz in seiner burlesken, Wilhelm in seiner phantastischen Weise, jener durch Skepsis, dieser durch Naivität sich und die anderen auf diese Stätte großgriechischer Erinnerungen vorbereiteten, schien doch an diesem Nachmittage die Heiterkeit gedämpft. In wandlungsreichen Gesprächen hatte Diana mit Wilhelm und Franklin den halben Tag verbracht oder einen Teil davon; die anderen aber schienen schweigsamer, und es war Diana offenbar, daß die drei Männer den skizzenhaften Worten nachdachten, mit denen sie einander wo nicht bekämpft, so doch touchiert und jedenfalls entwickelt hatten. Scherer, auch an Reife der Herr des Schiffes, wurde durch den heimlichen Hochmut der Geistigen, die, wenn es ihnen paßte, in ihm doch nur einen Finanzmann sahen und noch dazu einen Erben, längst nicht mehr beunruhigt. Diese Wendung aber, mit der sich der ideologische Russe seiner Praxis entgegenstemmte, erschien ihm differenzierter, zugleich tiefer und machte ihn nachdenklich um ihrer beider willen; denn nun schloß er aus einer ähnlichen Problemstellung auf eine stärkere Affinität, während sie zugleich die politischen Prinzipien stärker trennten, während er

selbst für den Sozialisten doch immer Unternehmer blieb. Ein Vorgefühl, als wohnte in dieser Seele noch mehr als nur ein anarchischer Autokrat, bewegte Scherers Wesen und ließ ihn den Russen zunächst meiden, wie man von einer Frau, die man bei einer Armbewegung oder in einem anderen Kleide zum ersten Male sensuell empfindet, plötzlich in eine Weite sich entfernt, aus der man sie zuerst umkreisen möchte.

Der Prinz, von seiner Seite, bereute die Konfession, die ihm ein schwacher Augenblick entrissen, und um sich nach seiner Art wieder zu rangieren, bezweifelte, ja verspottete er im stillen eine solche Hingebung an den profanum vulgus, schalt sich melodramatisch, unwahr in revolutionärer Gesellschaft, schwach und suchte sich in eine Spitzfindigkeit zu verpanzern, die ihn wortkarger machte. Sein Sinn kehrte zu Diana zurück, deren Schärfe gegen den Russen ihn beunruhigte und zu bestätigen schien. Doch als er gegen Mittag von seinem Klappstuhl aus die grün und weiß gelagerten Kreise des Ätna betrachtete, der jetzt, nordwestlich verschwindend, ihn anzuziehen begann, weil er verschwand: da schob sich mit einem Male ein Bild aus den dürftigen Außengassen der kleinen deutschen Residenz vor die heroischen Berglinien, er sah ein paar verdrossene Blicke wieder, die einmal seinem schönen Braunen folgten, den er damals morgens gerne ritt. Darauf schien ihm die verfallende Gestalt, das leidend-geistige Gesicht seines Vaters, von dem er in Messina einen Gruß gefunden, aus der Flut zu tauchen, schattenhaft, sekundenweise, dann sein Bruder, der Erbprinz, breit, kühl, unangreifbar — und nun erhob er sich rasch, mit dem kleinen Seufzer des Erleichterten, und schritt das Achterdeck auf und nieder, wie um seine Gedanken durch Bewegung mürbe zu machen. Doch als er ein paarmal am Heck umgedreht war, von wo aus er die Brücke übersehen mußte, schraubten sich Blick und Gedanke doch wieder an der breiten Gestalt des Russen fest, der seit geraumer Weile

neben dem Steuermann dort oben stand, auf die Brüstung gelehnt und so, von rückwärts blau-weiß, im Segelanzug, wie sie ihn alle trugen, mit seiner Tonpfeife, die er allein adoptiert hatte, eher einem Schiffer gleich, schweigsam, einfach, nur wie ein Beobachter der Fahrt.

Mit ein paar Schritten hatten Eduards lange Beine die Eisenleiter erklettert, und wie er den Steuermann grüßte, sagte er, mit etwas Hast, wie in Verlegenheit:

„Wie lange haben wir denn noch, Steuermann?"

„Eine Stunde bis zum Außenhafen, dann noch eine halbe bis Ankern."

„Wird sich das Wetter halten?"

„Wenn wir weiter Westnordwest haben, könnten wir rüber nach Patras Dampf abstellen."

„Geht's denn nach Patras?"

„Ich weiß, ja nicht. Herr Scherer fragte gestern, wegen Wind."

„Und der Kapitän?"

„Der Kaptein sagt nichts."

Eduard, der wenig zur See gefahren war, beobachtete, wie der Steuermann das Wort Kapitän aussprach und dachte, ob wohl dem Russen, der sich damals so seekundig rühmte, dergleichen geläufig wäre. Mit einer gewissen Spitzheit fragte er ihn, nachdem er eine Weile stumm am anderen Ende der Brücke gestanden und nun, hinter dem Steuer vorbei, zu ihm trat:

„Schöne Überfahrt, nach Patras, wie, Herr Doktor?"

Kyrill, der der Unterhaltung am Steuer, ohne sich umzuwenden, gelauscht und den allgemein gehaltenen Fragen des Prinzen seine Neuheit zur See angehört hatte, erwiderte zwischen Pfeife und Zähnen:

„Schön? Jetzt nach den Äquinoktien ist es wohl still und

blau, und wer sich für die Antike interessiert, mag sich zwischen Ithaka und Kephalonia getroffen fühlen."

Eduard spürte seine Gegnerschaft erwidert und war zufrieden. Er schwieg und wollte nach angemessener Pause wieder heruntersteigen, aber nun wandte sich Kyrill langsam zu ihm um und sah ihm, durch die Enge der Brücke genötigt und berechtigt, zum ersten Male nahe ins Angesicht. Eduard, der solche Dinge nicht liebte, konnte füglich nicht ausweichen, ohne auf ein etwa grade plötzlich auftauchendes Segel zu zeigen oder einen fliegenden Fisch; auch stieg in den entscheidenden Sekunden die Fremdheit sympathetisch und so heftig in ihm auf, daß er standhalten wollte, — und so ruhten diese vier blauen Männeraugen, deren jedes Paar seit dreißig Jahren in ganz verschiedene Welten geblickt, ein paar Blicke lang forschend ineinander.

— Volk? dachte der Russe, dem das Wort von den Lippen eines Prinzen nicht aus dem Sinn ging und der sich um einen ersten Schritt näher fühlte. Denn nur um seinetwillen glaubte der Russe diese mondäne Einladung angenommen zu haben: einem deutschen Fürstensohne gewisse Wahrheiten zu vermitteln, zu denen er von großer Ferne zu neigen schien, dies Ziel sah er vor sich, als sein Gewissen ihn vor dieser Fahrt der „Nichtstuer" warnte. Tief in Schleiern schlief in ihm der Gedanke an Diana, die er auch eher für die Idee als für sich zu gewinnen wähnte.

Eduard, der auf dies Motiv in dem Russen schließen mußte, hatte die ganze Woche politische Gespräche gemieden: nicht um Streit, vielmehr um ein Bekenntnis zu seiner Richtung zu vermeiden. Sein antifamiliäres Wesen, nach Freiheit für sich ringend, hatte sich zum antidynastischen, wenn auch nur theoretisch erweitert, aber von solchen revolutionären Gefühlen einem Revolutionär Kunde zu geben, dazu war er doch viel zu gebunden.

So tief ihn jedes politische Prophetenwort aus dem Munde des Fremden traf, eben weil es seinen Instinkten nur Bestätigung brachte, solange er abends im Bette diesen gläubigen Tönen entwickelnd nachtastete, die ihm imponierten: Standesgefühl hielt ihn ab, dergleichen auszusprechen, und zwang ihn immer wieder in Ironien. Aber Kyrill horchte diesen den Vorwand ab und folgte einem Vorgefühl: deshalb kränkte ihn jede reaktionäre Pointe des jungen Zynikers doppelt.

Auch jetzt suchte Eduard den Forschenden abzulenken, und indem er langsam sein Fernglas nahm, sagte er mit gewollter Blasiertheit:

„Elegante Silhouette hat dies Städtchen. Wie? Sie kennen Syrakus?"

„Bin einmal vorbeigefahren," sagte Kyrill und wandte sich langsam ab. „Wir kamen vom Sozialistenkongreß in Palermo, und eine wohlmeinende Stadtverwaltung hatte uns eingeladen; wahrscheinlich um das Grab des Tyrannen zu bekränzen."

— Nicht auszukommen mit diesen Leuten, dachte Eduard, aber er sagte: „So? Kongreß? Ist die Bewegung hier stark?"

„Sizilien wird ein Bollwerk!" sagte Kyrill und zeigte gebieterisch nach der Insel hinüber.

„War's wohl auch schon in antiker Zeit," sagte Eduard, der vor diesem Zukünftigen auf alle Fälle die humanistische Tradition wahren wollte, deren jener vorher so abfällig gedacht. „Trasybulos — wenn Baedecker recht unterrichtet ist — wurde von einer Volkswelle geworfen und grade hier in Syrakus."

„Möglich. Wir haben wenig Geschichte gelernt und auch später suchte ich auf Reisen mehr Statistik, über Export, Dichtigkeit usw. zu erfahren."

Eduard war verstimmt, doch schon zu angeregt, um noch abzudrehen.

„Hm. Hat nicht Karl Marx viel Geschichte getrieben?"

Kyrill sah ihn forschend von der Seite an.

„Wir bauen auf seinen Resultaten fort, die unantastbar sind. Seinen Weg nochmals zurückzulaufen, haben wir keine Zeit mehr. Was hätte Turati noch mit Trasybulos zu schaffen! Sollen wir ewig zwei Jahrtausende zurückblicken, weil auch damals geniale Leute Epochen machten? — Nicht einmal zwei Jahrtausende voraus . . ."

Kyrill hatte die letzten Worte halblaut und eher bescheiden angefügt, so daß sie von dem herausfordernden Ton abstachen, den er bei seinen grundsätzlichen Reden sonst mühsam dämpfte. Eduard, dem Sicherheiten nicht imponierten, weil er sie auf zweidimensionales Denken zurückführte, fühlte sich von diesem stillen Bekenntnis angezogen und fragte, wärmer als bisher:

„Nun also, Herr Doktor; wie lange blicken Sie voraus?"

Kyrill, der sich mißverstanden sah und in seinen heiligsten Hoffnungen unterschätzt, sah auf und sagte kalt:

„Fünfzig Jahre. Dann sind wir am Ziel."

—. . . Und wo ihr duldsam erscheint, dachte Eduard mit erstaunter Wärme, dort seid ihr nur noch stolzer! Aber er fragte:

„Am Ziel?"

„Am Vorziel!" rief Kyrill nun wieder lebhaft. „Oder zweifeln Sie, daß dieses Jahrhundert die Ideen der russischen Revolution verwirklichen wird?"

„Wo?"

„Ex oriente lux!"

Eduard schwieg, er blickte übers Meer und dachte: — Da fährt er nun an einer südlichen Küste, sieht nicht ihre Schönheit, ihre Vergangenheit, nicht einmal ihre Gegenwart. Er sieht nur dieses ferne Land im Osten und stärkt sich selbst, indem er aus seiner Heimat das Licht aufsteigen läßt. Und wenn ich

da drüben in Catania einen kleinen Advokaten fragte, der Streikreden hält, er würde erwidern: Lux ex Trinacria!

Er wandte sich dem Russen wieder zu und, um grade jetzt artig zu erscheinen, lud er ihn mit einer stummen Bewegung ein, vor ihm die Brücke zu verlassen. Kyrill ließ ihn höflich voraus, und der Prinz, in Gedanken, stieg die Leiter wie eine Treppe vorwärts herunter, bemerkte den Fehler auf der dritten Stufe, ärgerte sich, blieb aber nun dabei. Kyrill, der sich oben umgedreht hatte, folgte ihm, behutsam wartend, doch mit schweren Tritten. —

Im Hafen schienen Alle heiterer. Scherer maß mit dem Auge die Einfahrt, die die Syrakusaner gegen Nikias mit Ketten und Schiffen sperrten, man sprach von Minen und Unterseebooten und wie im Grunde nur die Mittel sich verändert hätten, nicht die Theorie. Als man an Land war und, unter Vorantritt einer wachsenden Schar ungebetener Führer, die Straßen der antikisch belebten Stadt durchstreifte, neckte jeder den anderen mit seinen rasch erneuten Kenntnissen, man fühlte nach einem versonnenen Tage die Geselligkeit wiederkommen, der man sich bisher so heiter hingegeben, und auch die beiden Dichter teilten willig diese Stimmung. Bei ein paar fremden Stauden, die auf dem alten Platz, im Halbkreis gefaßt, die Quelle umgeben, blieb Wilhelm stehen.

„Der erste Bote aus Afrika," sagte Scherer etwas lehrhaft. „Und aus diesen wunderlich knisternden Halmen machten die Ägypter dann ihre wunderlich knisternden Zeitungen."

Wilhelm sah ungläubig auf.

„Papyros," sagte Franklin leise. „Man könnte auch Sonette darauf schreiben . . ." Wilhelm zog behutsam einen Schaft hervor, konnte aber nirgends eine Fläche entdecken, wie er sie am Papier gewohnt war. „Wo wollen Sie hier Ihre Sonette anbringen?" fragte er mißtrauisch.

Scherer erklärte die Pflanze und ihre Faser, während sie

alle die marmorne Quelle und ein Dutzend Kinder und Bettler in weitem Kreise die Fremden umstanden. Wilhelm folgte der Darlegung kopfnickend wie ein Knabe.

„Mit einem Wort," fügte Eduard an, der seine natürliche Spottlust wiedergefunden, „von hier geht das Unglück in die Welt, das geduldige Papier als Schlachtfeld für Manifeste östlicher Aufklärung!"

„Auch für westliche Thronreden, Durchlaucht," sagte Kyrill, der sich mit der höfischen Anrede wie mit einem antiquierten und etwas komischen Vokativ besonders zu rächen suchte, zumal er die Abneigung des Prinzen gegen diese Anrede kannte.

„Sonette, Manifeste, Zeitungen," sagte Scherer, der die Pflanze noch in Händen hielt. „Ein gefährlicherer Stoff als Dynamit. Meinen Sie nicht?"

Diana, an die diese Frage ging, um sie herauszulocken, lachte leise.

„Und horcht denn keiner von den Herren auf die Quelle, die diese seltsame Pflanze umrauscht? Es ist Arethusa und an dieser Stelle ist die verfolgte Nymphe verwandelt worden. Die Quelle ist salzig, so sehr hat sie geweint. Diana hat sie verwandelt . . ."

Die letzten Worte sagte sie nur noch wie zu sich selbst und blickte in die Tiefe. Man schwieg und fünf Männer blickten auf eine junge Frau, die da im kurzen Leinenkleid an der Quelle der Arethusa stand und den Namen der Göttin führte.

„Tja!" sagte dann kurz der Prinz dem solche Spannungen des eigenen Herzens unter der Kontrolle anderer Augen unerträglich waren. „Diana hat uns in der Tat verwandelt, meine Herren. Wie? Folgen wir diesem Cavaliere, der mich seit zehn Minuten in eine Osteria geleiten möchte, die man gewiß niemand als mir selber zumuten kann?"

„Al teatro, Signori! Al teatro!" rief eine Stimme und zwan-

zig Hände zeigten und zwanzig Stimmen wiederholten es. Man stimmte bei und ging, von immer lauter sich preisenden, immer wilder gestikulierenden Leuten getrieben und geführt, über die Brücke, die Ortygia vom Festlande trennt, und nun die Hügel hinan, vorauf Eduard, vertraulich zwischen den Leuten, Kyrill an deren Flanke, jedoch separierter als der Prinz. Scherer, der mit Franklin folgte, bemerkte dies. Er sagte:

„Wen würde man nun für den Prinzen halten, und wen für den Volksmann!"

„Sind sie es? Sind sie's in Wahrheit?" fragte Franklin. „Sind nicht beide vor allem Brüder? Idealisten?"

„Und doch", sagte Scherer, „gleicht man sich zuweilen am wenigsten, wenn man zu derselben geistigen Kategorie gehört."

„Sollten wirklich selbst Sie Gesellschaft, Stellung, Rang für stark genug halten, um ähnliche Seelen zu trennen?"

— . . . Er möchte doch Sonette auf den Papyros schreiben, dachte Scherer, aber von diesem Gedanken wurde nur ein Lächeln kund, und er sagte: „Auch dies kann uns trennen und vor allem Abkunft: Sie können den Papyros, der in Ägypten geboren ist, bis Syrakus verpflanzen, nicht bis Stockholm. Ich dachte allerdings mehr an das verschiedene Maß von Freiheit, das diese beiden Männer genießen und nutzbar machen könnten."

„Ist denn der Russe so unfrei, weil ihn ein Zar aus jeder Wirksamkeit verbannte?"

„Der Russe?" fragte Scherer zurück. „Mir scheint vielmehr der Prinz, weil sein Vater an der Macht ist. Sehn Sie denn nicht dies Widerspiel?"

Franklin schwieg. Sein Geist, stets willig, von der wirklichen Welt so vieles aufzunehmen, als er in einer idealen von Anbeginn besaß, war ganz dem Weltmann aufgetan. Stets bemüht, sich noch mit grauen Haaren fortzubilden, entfernte er sich seit Beginn der Reise mit selbsterzieherischer Absicht

ein wenig von Diana und Wilhelm, deren Spiel ihn befremdete.

Dieser, ein paar Schritte zurück mit Diana die Gruppe schließend, sagte nach einem Schweigen leise zu ihr:

„Arethusa! Ein kleines ernstes Mädchen möchte man so nennen, das man auf den Knien hält. Arethusa . . ." Er wiegte den Namen hin und her wie ein Kind auf den Knien, dann sagte er plötzlich:

„Diana?"

„Wilhelm?"

„Sind Sie eigentlich eine Nymphe?"

„Sie sind — ein — Narr!" sang Diana leise und sprang ihm weg, um die anderen einzuholen.

Beim Eintritt in das Griechische Theater wurde man endlich die Führer los. Ein alter Wächter, ernst wie ein Sarazene, schön wie ein Araber, zwei von den sizilischen Rassen vereinigend, beschränkte sich auf ein paar Namen und schwieg am Ende ganz. Still saßen die Reisenden auf den oberen Stufen, die, in den Fels gehauen, in weitgeschweiften Kreisen noch als Theater wirkten, während ein glücklich treffendes Erdbeben den Aufbau der Szene und des Proszenion fast ganz verschüttet und so den abendlichen Blick auf Hafen, Stadt und Meer vollkommen befreit hatte.

Moosig und efeureich lagerten die geschwungenen Stufen, vom Meerwind zweier Jahrtausende patiniert, Lorbeer in Büschen, Kirschlorbeer in Bäumen schattete über Brüstungen und Aufbauten, aus knorplig geheimnisvollen Skeletten sprossen die großen grünen Blätter der Feige, schlank und dämmrig ragten Oliven, prangend in den Farben des Abends, schwer von ihren eigenen Düften tropften lila Blüten von den lianenhaft verwirkten und durchwachsenen Glyzinen an den gestürzten Säulen der Szene nieder, — und wie der Blick sich über die Schattenrisse der Türme und Giebel der Stadt erhob, stieg, leidenschaftlich überrascht vom Kampfe des Orange mit dem Gelb,

das Meer empor, begrenzt vom zackigen Vorgebirge, auf dem, wie auf durchglühter Feste, eine Wolkenburg ragte. Im Nahen süß und fast idyllisch an Duft und Trauer, wuchs so das Bild ins Tragisch-Ferne auf und mußte doppelt den Geist des Betrachters in die Stunde zwingen, in der die Chöre der Dichter, auf solchem Grunde autochthon, zu den geschwungenen Reihen von abertausend Hörern aufwärts gedrungen waren.

Einzeln sitzend, wo eben sie der kletternde Fuß hingeführt, doch meist nicht fern voneinander, schwiegen die Reisenden. Jeder dachte ein anderes. — In ungeheuren Rhythmen hier sich entladen, dachte Franklin und sah die Szene belebt von den eigenen Gestalten seiner Jugenddramen.

— Riesenhafte Versammlungen, dachte dicht neben ihm Kyrill, eine hinbrausende Arbeitermenge, die, ist sie erst hier aufgebrochen, bis an die Tore der Hauptstadt dringt und kein zweites Mal am Winterpalais niedergeknallt wird!

— Im Sommer, dachte Scherer, der etwas tiefer saß, wenn wir das bei uns hätten, könnte man jeden Sonntag Volksspiele aufführen, dann langsam bis zu Schiller weitergehen und es am Ende mit der Iphigenie versuchen. Keinesfalls die Antike, die verstehen sie nicht.

Wilhelm dachte: — Gut, daß ich meine Laute nicht mithabe. Ich finge gleich an, und das wäre ihnen jetzt nicht recht. Ob wir abends an Bord essen? Wie Trauben sehen die Glyzinen aus. Der Herbst wäre das schönste . . .

Eduard und Diana saßen in der obersten Reihe, aber sie waren durch die ganze Breite des Rundbaus getrennt. Er blickte zu ihr hinüber und dachte: — Trennt uns der ungeheure Raum? Dennoch sitzen wir beide auf der obersten Stufe!

Diana saß, den Arm an ein Stück Säulenschaft gelehnt, den Kopf halb zurückgebeugt, die Knie übergeschlagen, und sie blickte auf das Kampfspiel des Meeres mit dem Lichte. Ihre Freunde hatte sie vergessen und das Theater.

VIERZEHNTES KAPITEL

„Hier ist ein neuer Entwurf, den hat Kraus neulich geschickt. Wollen Sie daraus schließen, ob Sie sich nicht irren!"

Scherer, der neben Diana das Deck auf und ab schritt, blieb stehen, holte aus einer kleinen gelben Tasche ein Blatt hervor und trat damit, da der Wind es knittern und wegzerren wollte, hinter einen der Luftschächte, wo nun Diana das widerspenstige Papier mit ihm hielt und einsah. Sie fragte:

„Die roten sind also die Zahlen der erstrangigen deutschen Hotels? . . ."

„Und die blauen die großen Klubs. Dazu kommen nur noch Redaktionen, Ministerien, Börsen, die hier in der gelben Kolumne, mit dreihundert pauschaliter entschieden zu hoch gerechnet sind. Die kleine Schlußziffer in der Addition hier unten zeigt Ihnen, daß unser Nachrichtendienst um zehn bis zwanzig Prozent billiger funktionieren müßte, wenn wir uns noch anständig verzinsen wollen."

Er steckte das Blatt wieder ein und während sie ihre geschäftliche Vormittagsstunde, die sie an Bord im Promenieren abzuhalten pflegten, im mäßigen Schreitetempo fortsetzten, sagte Diana:

„Zugegeben. Aber warum sollen nicht lieber die Abonnements verteuert werden als die Kosten verbilligt?"

„Sie denken wieder englisch," sagte er lächelnd. „Ehe bei

uns ein Klub oder Hotel zwölfhundert Mark für einen Glaskasten zahlt, in dem alle Nachrichten der Welt sich vor jedem Passanten aufzeichnen, zahlt es lieber tausend für Abonnements von Zeitungen, die in die altbewährten Rohrrahmen eingepreßt werden, als wenn es Edelweiß wären!"

Diana lachte: „Niemand habe ich so wie Sie auf die Zeitung schelten hören und Sie auf nichts heftiger als auf die Zeitung!"

Scherer, in diesem Punkte ungewöhnlich prinzipiell und beinahe schwer, sagte mit einer Persiflage, die nur halb ironisch klang: „Die Zeitung ist etwas, das überwunden werden muß!"

„Also sprach Zarathustra," sagte Eduard, der, als sie eben am Heck umdrehen wollten, von seinem Klappstuhl aus dies Wort aufgefangen. Die beiden blieben eine Minute bei ihm und Kyrill stehen, der im Gespräche neben dem Prinzen stand, die Arme rückwärts auf die Reeling gestützt. Diana, an übertriebene Zurückhaltung des Prinzen auch noch im Scherz gewöhnt, schloß aus seiner leichten Einmischung in ihr Gespräch, er wollte soeben einer Antwort an den Russen ledig werden, und war überrascht, auch Kyrill rasch einbiegen zu sehen, denn dieser sagte:

„Erst nach den Königen, Herr Scherer!"

„Aber die lesen ja keine Zeitung," sagte Scherer gutgelaunt, „und wären doch am Ende die einzigen, denen es not täte!"

Sie drehten ab, um ihren Gang fortzusetzen, wobei Dianas Rock trotz seiner Enge und leinenen Schwere vom Winde aufgehoben wurde. Als sie, um ihn zurechtzuzerren, sich nochmals um sich selbst drehte, bemerkte Scherer, wie die beiden Männer, die offenbar in geistigem Zweikampf lagen, schweigend und ernst, mit parallel gerichteten Blicken dem Spiel des Windes mit diesem Frauenrock zusahen und Dianas seidene Strümpfe möglichst hoch zu erforschen suchten.



„Sie müssen vor einer schwierigen Frage stehen," sagte Diana, als sie wieder vorwärts schritten.

Scherer, von der Zweideutigkeit dieser ganz unbefangenen Worte amüsiert, erwiderte nichts, und sie, als sie dies merkte und ihn von der Seite ansah, sagte:

„Sie lächeln? Hab' ich — Haben Sie —?"

„Nichts," sagte Scherer freundlich und nahm mit Freude wahr, daß sie leicht errötete. „Vielleicht war ihr Gespräch an einem toten Punkt angelangt, als wir kamen."

Diana schwieg und suchte, unter einer unwillkürlich frauenhaften Bewegung an Bluse und Gürtel, vergebens zu ergründen, was er ihr eben verschwieg.

„Also!" sagte Scherer und kehrte, gründlich wie er war, zum Ausgangspunkte zurück. „Für Deutschland muß ein Nachrichtendienst billig werden, sonst sagen uns einfach die guten Leute: Unser Ferndrucker vom Wolff-Bureau tut dasselbe und kostet den vierten Teil!"

„Das Wolff-Bureau!" rief Diana abfällig.

„Ein armer magerer Bandwurm," sagte Scherer eifrig, „der nie aufhört und den Leser um das Raffinement bringt, die Weltgeschichte vor seinen Augen in Buchform sich selber drucken zu sehen! Ist doch ein phantastischer Einfall . . ."

Lächelnd hörte ihm Diana zu. In solcher Art von Fanatismus, die Scherer nur in diesen Dingen, nur selten und auch dann nur maßvoll sichtbar werden ließ, mochte sie ihn im Grunde lieber leiden, als in seiner stets temperierten Reife, oder es freute sie doch, diese Reife zuweilen von Jugend, diese Übersicht noch gelegentlich von der gesunden Überschätzung eines persönlichen Einfalls unterbrochen zu sehn. In solchen, nur scheinbar kleinen Zügen, nach denen die Abenteurerin bei den Hütern der Ordnung intuitiv suchte, fand ihre eigene Skepsis ein lächelndes Genügen, zugleich aber fühlte sich ihre innere Unruhe aufs neue als ein Menschliches bestätigt.

„Ich ergebe mich," sagte sie nun, grüßte heiter an der Mütze und fuhr im Ton eines jungen Mannes fort: „Sobald wir wieder in Berlin sind, arbeite ich das jährliche Budget neu aus und zwar auf zehn Prozent weniger."

„Zehn bis zwanzig."

„Also fünfzehn?"

„Das ist nicht dasselbe."

Während sie, diese letzte Frage diskutierend, am Bug ankamen und umdrehten, drangen ihre Zahlen an Franklins Ohr, der hier, den Blick dem Schiffe voraussendend, die äußerste Spitze durch seinen über die Reeling vorgebeugten Körper noch zu überbieten suchte, während Wilhelm hinter ihm auf einem Liegestuhl sich ausstreckte, blinzelnd, halb träumend. Als sie umdrehten, hörte ihn Diana, zwischen ihren und Scherers Zahlen, grade sagen: „Ihr schwindelt nur! Es gibt gar keine wirklichen Delphine! Heut ist der zehnte Tag und ist noch keiner gesprungen!"

„Immer Prozente!" sagte leise, mehr zu sich, Franklin, der, statt Wilhelms Anrede, die verschlagenen Worte Scherers gehört hatte. Seine trotzige Seele war unter Weltleuten vorwiegend dichterisch gestimmt. „Wie dieser Mann den Wert der Erde zu teilen weiß! Bruchteile einer Skala, die bis Hundert reicht! Man müßte ihn an diesem mathematischen Symbol festmachen, wenn er auftritt, um den Hörer irre zu führen, und erst im zweiten Akt enthüllen, daß er diese ganze Skala zu stürzen willens ist, wenn es das Ideal gilt. Aber wem gegenüber —?" Er schien Wilhelm, er schien das Schiff und vor allem seine weltliche Stellung vergessen zu haben, als er, abwesender und doch lauter fortfuhr, indem er mit den Händen Formen zu umgreifen schien:

„. . . Eine Frau, genial, tollkühn. Er, umnebelt, gibt sich eine einzige Minute auf, sieht sich, als er erwacht, am Abgrund —" Plötzlich wandte er sich um, beugte sich zu Wilhelms Stuhl

herab und fuhr, mit lebhaft formenden Händen, fort: „Verstehn Sie nicht? Die Klarheit des Weltmannes, getrübt durch sensuelle Reize, denen er — er allein niemals erliegen darf, ohne sein Gesetz zu verletzen. Das Ganze vielleicht in modernen Formen — etwa im Betriebe eines Grubenwerkes, wo die Entscheidung der Spitze über die Befahrbarkeit einer Hütte tausend Menschenleben — Nein, das macht ja das Bergamt — aber sonst eine Entscheidung, die grade an diesem sexuell kritischen Abende — vielleicht politisch —?"

Er war festgefahren, wandte sich wieder um und starrte auf die bewegte glänzende Fläche.

Wilhelm war seinem Ausbruch still gefolgt. „Ja, ja," sagte er jetzt ruhig, liegend. „Nun sind Sie bereits wieder wahnsinnig. Noch vor zwanzig Minuten haben Sie mir entwickelt, wie nichts in der Welt herrlicher wäre als Bewegung. Schwimmen, Wilhelm! haben Sie gerufen, — so laut, daß der Matrose drüben, der auch Wilhelm heißt, bereits mit dem Rettungsgürtel kommen wollte. Mit den andern im großen Strome schwimmen und vor ihnen ankommen! Das ist besser als ewig am Strande mit baumelnden Beinen sitzen und die Schwimmenden zeichnen!"

„Ach was!" rief Franklin unwirsch dazwischen.

„Ich versichere Ihnen," fuhr Wilhelm ruhig fort. „Es war eben elf, als Sie das proklamierten, ich habe grade nach der Uhr gesehen, und jetzt ist es noch nicht halb zwölf." —

„Auch diese Art von Botschaften wird aufhören," sagte zu gleicher Zeit Kyrill am anderen Ende der Jacht, während Scherer und Diana bei ihnen wendeten. „Roter Samt, Gobelins, Geburtstage, Tees als Mittel auswärtiger Politik werden aufhören. Alles nur graue Bureaus, Tapeten, Klubstühle."

„Sie halten so viel von der moralischen Wirkung des Leders?" spottete Eduard höflich. Kyrill fuhr fort:

„Unterhaltungen nur noch bei sichtbar aufgestelltem Phonographen, der dann im Parlament auf Antrag angedreht wird.

— Alles klar, eindeutig, nüchtern. Geschäfte, nicht Diplomatie!"

„Wird die Zigarette noch erlaubt sein?" fragte der Prinz.

„Jeder raucht und ißt, was ihm beliebt. Aber der Staat zahlt nicht mehr, was sein Vertreter den Vertreter des anderen Staates und seine Frau essen läßt, um dann die Verdauungsschwäche des Mannes oder die Tokaierstimmung der Dame zu Konfessionen über vierte und fünfte Personen auszunutzen!"

„Bißchen fade Welt, Herr Doktor," sagte der Prinz. „Wird Ihre auswärtige Vertretung nicht stark an das nüchterne Innere eines Ihnen wenig sympathischen Polizeistaates erinnern?"

Kyrill stand unbeweglich, die Pfeife in der Hand.

„Die Idee wird noch das Alltägliche umleuchten!"

„Die Idee? Na ja. Und die Persönlichkeiten?"

„In ihrem Dienste sich opfernd."

„Alle in voller Eintracht, wie? Es gibt im Prinzip keinen Haß mehr in dieser Gemeinschaft? Les passions seront tout à fait nivellées?"

„. . . Les passions!" sagte Kyrill kurz, dunkel, beinah wild, und Eduard, der durch diese zufällig abgewandelten Worte auch ihn ins Französische gelockt hatte, hörte dem einen Worte an, wie gut er es sprechen mochte. Aber zugleich sah er, wie sich die dichten blonden Brauen über diesen Augen zusammenzogen, wie sich der Blick, eben noch in Festigkeit strahlend, verdunkelte, wie die ganze Gestalt, nach langer Unbeweglichkeit, sich langsam vom Gitter loslöste, umdrehte und nun starr in die Fahrtrinne herabsah, die dem Schiffe folgte.

Eduard sah es und schwieg. — Immer, dachte er, wenn diese Ideologen das Gleis ihrer Partei verlassen, verwandeln sie sich wieder in den Drachen der Urzeit, dem sie so sehr gleichen. Und grade, wenn er interessant wird, fängt er zu schweigen an. Eigentlich ähnlich wie ich . . .

Am Abend stand er neben Diana auf der Brücke. Die Fri-

sche des Ostwindes, die an diesem Tage das Aufziehen der Segel fast ermöglichte, hatte seit Sonnenuntergang abgenommen. Es war sehr warm und indem man sich im Mittelmeer mit Kurs Cap Matapan bewegte, wuchs täglich die Lauheit der Luft. Diana, die über ihr Abendkleid ein weites helles Cape nach Art der italienischen Offiziere togaförmig umgeschlagen hatte, stand mit unbedecktem Kopfe, dicht vor Eduard, dessen lange, vom weiten Mantel verhüllte Gestalt und Mütze sie überragten. Von unten mochten ihre beiden Silhouetten in eine verschwimmen.

Kristallklar, wie sie nur im Süden leuchtet, stieg die Kuppel des gestirnten Firmamentes über ihnen auf. Diana schwieg, und während sie sich zuweilen umdrehte, überbeugte, bückte, schien sie Sternbilder zu suchen, deren Namen dann leise von ihren Lippen fielen. Eduard drückte sich gewaltsam an sein Geländer zurück, um sie bei ihren Bewegungen nicht zu berühren; denn obwohl sie ihn leicht aufgefordert hatte, mit auf die Brücke zu kommen, war ihm, als hätte sie ihn vergessen oder wollte doch jetzt nicht an ihn erinnert sein. So überraschte ihn die Klarheit ihrer Stimme, als sie sagte:

„Da ist sie!"

„Wer denn?"

„Die Wage! Sehn Sie? Dort!"

„Wo?"

„Da! Von der Mütze des Steuermanns eine Senkrechte hinauf, das ist die Lyra. Und dann zwei Handflächen schräg abwärts, die vier hellen Sterne — dort! Sehn Sie nicht?"

Und sie faßte ihn, wie er sich auf der engen Brücke in die Linie ihres rechten Armes beugte, leicht mit der Linken an der Schulter. Eduard sah nichts, aber er rührte sich nicht. Diesen Augenblick, in dem er ihre muskulösen Finger auf seiner Schulter spürte, wollte er, der sich vorher zu ihrem Schutze so sehr zurückgehalten, nun ausdehnen, wie er nur konnte, und sekunden-

lang dachte er nach, ob er einstimmen und dadurch ihre erklärende Stellung endigen oder lieber nochmals fragen und sie so zu einer neuen Bewegung bringen sollte. Schließlich aber wurde seinem gesellschaftlichen Sinne die Pause zu lang, und er sagte, glatt und allgemein: „Vier Sterne! Natürlich! Wirklich wahr! Das ist also die Wage . . ."

Diana ließ bei diesem Ton ab, langsam ging sie zur Eisenleiter, sie ließ sich kaum helfen, aber sie kannte den Prinzen doch viel zu wohl, um seinen Tonfall ohne weiteres zu verurteilen. Er ahnte das, und ärgerte sich deshalb nicht lange über seine etwas mondän geratenen Worte, so daß er, als sie nun nebeneinander langsam der Schiffsspitze zuschritten, nach einem Schweigen in einem etwas stilleren Ton zu sagen vermochte:

„Ist dies nun — Ihr Gestirn?"

„Das Gleichgewicht!" sagte sie und ihre Stimme klang voller als sonst. „Gibt es einen besseren Leitstern?" Sie war stehngeblieben, nun standen sie ans Geländer gelehnt.

Er schwieg, denn wie sie nun ihren Mantel öffnete, um ihn nochmals fester umzuwerfen, und für einen Augenblick der Geruch ihrer Haut und Kleidung durch die Frische der Seeluft zu ihm aufschlug, verwirrte ihn aufs neue der Gedanke, daß sie, die unter den Sternen solche maßvollen Worte klar in die Meeresnacht hinauszusprechen wußte, doch auch dieselbe wäre, deren Knabenbeine ihm heut auf Deck ein galanter Wind enthüllt, deren gebräunter Frauenhals ihm beim Souper wie ein Ruf von Jugend und Frische zugestrahlt, und deren bronzene Glieder er in jenen Sekunden des lebenden Bildes als den begehrenslosen, begehrenswerten Körper der jungfräulichen Göttin erkannt hatte. Und doch — war sie nicht wiederum die nämliche, die damals, an jenem Februarmorgen, vor seinen Botenaugen die still unfaßbaren Tränen dem Geliebten nachgeweint hatte, den ihr ein anderer erschossen — und war doch in beider Armen erglüht?

„Heute morgen", sagte er, als er sich schließlich zur Gegenwart zurückgefunden, „sprach mir einer vom Gleichgewicht im Staat und wie da nichts Persönliches mehr verwirrend bestimmen dürfte. Bis ich ihn fragte: Und die Leidenschaft?"

„Ah! La passione!" sagte Diana leise, wandte sich langsam ab und blickte ins Meer. Eduard stand von dem Zufall dieses auch von ihr gewählten romanischen Wortes überrascht und fast bestürzt über die Ähnlichkeit solchen Sichwegwendens. Und indem er, in grundlos aufsteigender Hitze, diese beiden tief geschiedenen Naturen verglich und ähnlich fand, in einer plötzlich feindlichen Wallung, stellte er sie auf und sagte lebhaft:

„Si, Signorina — oder sollte das Sternbild des Maßes sich etwa grade dann verdunkeln, wenn uns das Unmaß hinreißt?"

Getroffen warf Diana mit ihrer kühnen Bewegung den Kopf zu ihm herum, dann fragte sie, kalt, ihm in die Augen:

„Fürchten Sie das Unmaß?"

Er hielt ihr stand und sagte glatt:

„Gnädigste hatten diesen Leitstern erwählt, nicht ich."

„. . . Mein Leben", erwiderte sie ohne Pause, aber mit plötzlich wieder gemilderter Stimme, „war stets ein Aufblick zu diesem Gestirn — und dennoch ist es bisher verlaufen, als wäre Mars mein Sternbild!"

Und als sie dies erhobenen Kopfes gesagt, beugte sie sich noch weiter zurück, als wollte sie Mars am Himmel finden. In stummer Hingabe blickte er zu ihr hinüber, und wie sie nun, durch dies, ihr eigenes Wort, gleichsam beruhigt, sich langsam wieder aufs Geländer stützte, sagte Eduard, mit seiner stillen Stimme:

„Und doch schien mir, von fern gesehen, Ihr Leben fruchtbar, nicht vernichtend?"

Sie schwieg. Sein Wort versöhnte sie ganz, und sie sagte leise, indem sie über Bord ins rauschende Wasser blickte:

„Mars war in mir, Prinz, Mars ist stets in uns . . ."

Eduard betrachtete sie schweigend, wie sie, die Arme mit in den Mantel eingeschlungen, hinunterblickte in die rasch geschnittene Flut. Ein schmaler Streifen heller Seide schimmerte unter dem Saum des Mantels auf, Eduard sah auch ihn und dachte: — In einer Stunde wird sie allein vor ihrem kleinen dreiteiligen Spiegel stehen, den ich gestern sah, als ich die offene Tür passierte . . . Und er sagte leise: „. . . Mars und die Wage. Vielleicht sind nur beide im Wechsel die Sterne des Wanderers, des Schweifenden . . .?“

Diana hob das Auge zu ihm auf: „Und nur der eine“, sagte sie mit voller Stimme, „leuchtet dem Stetigen, nur der andere dem Kämpfenden. Ziemt nicht Ihnen, Prinz, vor allen anderen auf Excelsior, die Wage?“

Er fühlte sich erkannt, gehegt in diesem Wort, wärmer wollte er erwidern, doch da kam Lautenklang vom Heck heraufgeweht, und Diana war, als löste dieser weiche Ton vollends die Härte jener Worte, die gefallen waren. „Hören Sie?“ sagte sie mit glücklich lächelnden Zügen, „Wilhelm singt!“ Leise sang sie die Verse mit:

„Quant' è bella giovinezza
mà si fugge tuttavia . . .“

Und leicht, als wäre sie siebzehn Jahre und unwissend wie eine Prinzessin, nahm Diana den Arm des Prinzen und ließ sich zu den Freunden führen.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Unbeirrt folgte die Möwe. War's ein verspäteter Flug? Von welcher Insel kam sie, von welcher Küste? Minutenlang war es, als schwebte sie über dem Mast. Plötzlich stürzte sie sich nieder, in lautlosem Schnitt am Maste schräg herabfahrend, in das Wasser, wie auf eine Beute.

— . . . Einsame Wesen, dachte Diana, die den Nachmittag im Deckstuhl vorn zugebracht, allein, fast unbeweglich, schauend. Freiheit ist um sie, unendlicher als die Freiheit des Jaguars in Afrika oder des Zobeltieres da im Norden. Jäger, ja, es gibt Jäger, aber die können nur töten. Sie fangen nicht oder nur die Unmündigen oder nur die Überlisteten. Nahm je ein Mensch wie dieser Vogel solches Maß von Freiheit auf sich, von Einsamkeit? Und will ich, Tollkühne, nicht das Strafbare? Heimatlos bleiben zu wollen wie diese Möwe . . . Schweift sie im Unendlichen, gauklerisch zwischen den Elementen, und schreit aus Lust dem sinkenden Gestirne nach — oder hat sie in den Klippen einer Insel ihre Brut, die die häßlichen Schnäbel öffnet, wenn sie heimkommt? . . . Heim! Wie sie zurückblicken, alle fünf Männer, wenn wir in See gehn, jeder jedesmal, als ließen sie an dieser fremden Küste eine Mutter zurück oder ein Werk. Hätt' ich je eine Mutter gekannt, hätt' ich ein Werk zu bilden . . . Vielleicht weil ich ihr Bild mir selber formte, sucht' ich sie nie. Vielleicht weil mir zu große Vorstellung vom Vollkommenen eingeboren ist, versucht' ich's nie. Wie

sie bauen, diese Männer, wie sie im Schleier gefangen sind, in die Vielfalt des Trockenen müssen sie die Hände mischen —, und keiner ist einsam genug das Meer zu lieben. Ist es Hochmut, Diana, der sich rächen will? Ich bin allein . . .

Gegen die breiten Strahlen schloß sie die Augen, denn wie das große Gestirn aus einem veilchenblauen Wolkengürtel trat, vermochte es noch zu stechen, obwohl es schon tief sank. Indem ihr Auge sich verschloß, verdoppelten sich alle andern Sinne. Deutlicher klang ihr nun das leise Dröhnen der Maschinen, der geheime Rhythmus der Fahrt empor, ihr Puls versuchte fast sich ihm anzupassen, sie roch Salz, Ölfarbe, feuchte Leinwand, Lack, Scheuerseife, Maschinenöl, und wieder Salz, Sprühatem der Welle, nun schmeckte sie's auf den Lippen, nun fühlte sie's feucht und stärkend in den Poren der Wangen, trocken heftete sich's in die zerkrausten Locken. Eine Weile trank sie so mit Ohr und Nase, mit Zunge, Haut und Haaren die Seefahrt ein. Geschlossenen Auges schlürfte sie das Element, wie sie zuweilen die Liebe einsog, und als sie dann den Blick öffnete, wäre sie ohne Erstaunen in Mannesarmen erwacht. Nun hatte das Licht die siegende Gewalt doch verloren, zwischen phantastischen Wolkensäumen sank es goldrot, mit berauschter Schnelle.

— . . . Nach Norden tanzt es, dachte Diana, unbeweglich liegend, — in blaugoldnem Gekräusel tanzt das Meer, lächelnd aus tausend Mündern, weil der Wind sachte von Süden kommt und treibt es an. Aber tief unten gehen die großen Strömungen, kalte, heiße, violette, grüne, unter dieser blauen Fläche, nach ungekannten Gesetzen, den Winden fern, die sie nie fühlten . . .

Plötzlich faßten ihre Augen, schräg vor der Spitze des Schiffes eine fremde Bewegung, eine dunkle Samtwelle, mutwillig aufschnellend: — Delphine! Nun saß sie aufrecht, der Rücken vorgeschoben, Handflächen die Lehne umgreifend, fassende Füße, das Auge vor allem, das noch eben geschweift, doch nun zu

greifen schien, gaben die plötzliche Intensität ihres Wesens kund. Sie schaute, sie dachte:

— Wie sie sich freuen, wie sie purzeln, lustiger als die stummen Fische, von denen wir lernten. Wenn man pfeift, lehrte mich Rafaello in Ischia, dann kommen sie näher, dann springen sie Wette. Und plötzlich sprang sie zur Schiffsspitze und pfiff und eine Fontäne von Jugend sprühte aus ihrem schrillen Tone, der einem Raubvogel gehören konnte. Immer neue nasse Leiber schnellten empor, verschwanden, tauchten aufs neue, als ob ihre Rücken gebogene Messer wären, immer quer durch die unbeirrbar stolze Linie des sicheren Schiffes, zum Sprühkamm gelockt und zum Lichte.

„Sie pfeifen und da kommt man," sagte Eduard, der sich ihr leise genähert hatte. Diana, in voller Freude über die Springer, sah ihn kaum, sie lachte, sie rief:

„Wilhelm sollte kommen und wie Arion auf ihrem Rücken reiten!"

„Der neue Orpheus sitzt beim Tee. Meine unmusischen Lippen melden sich zur Stellvertretung." Er fing an zu pfeifen.

„Auf dem Tisch, bei meinem Vater stand . . . Hei! Noch einer! Jetzt da! Jetzt, jetzt!" Sie warf die Arme über die Reeling, sie jauchzte.

„Bei Ihrem Vater stand . . .?" fragte er, zwischen dem Pfeifen, denn immer spürte er vergebens ihrer Kindheit nach.

„Eine kleine Aphrodite stand auf seinem Tische, die hatte einen Delphin zu Füßen!"

Sie sprach aufgeregt, laut, — doch plötzlich fuhr sie leise fort:

„Und als ich ihn fragte, warum, da sagte er: Weißt du, Diana — und er ließ die drei Vokale immer ganz langsam fallen — die sind beide aus den Wellen entstanden! Ja, das sagte er. Und nun sind sie fort."

„Beide?" sagte Eduard,

„Alle!“ sagte Diana und sprang ihm aus dem Netze seiner Frage.

In tief aufschwellenden Orgeltönen nahm nun der Wind die Führung des Abends, denn wie mit einem Male das Spiel des Lichtes, der Fische, der Gedanken hinlosch, erhob und sandte er seine große Stimme über die Weite. Hinter bläulich drohenden Wolken rollte die Kugel meerwärts ab, doch aus der Verborgenheit schien sie verdoppelt ihre Feuerkraft emporzuwerfen, denn wie ein ungeheurer Opal sog nun die Kuppel das Scheidelicht in ihre milchige Bläue.

„Dort aber, drüben,“ sagte Diana verwandelt, leise, „ist alles noch Herrlichkeit, indem wir schon im Erloschenen versinken.“

Langsam trat zwischen gezackter Wolkenwand und Horizonte das Gestirn für Augenblicke noch einmal vor die Blicke.

„Wenn der König stirbt, kann jeder Lakai in sein gebrochnes Auge gaffen,“ sagte Eduard in menschenfeindlichem Tone und wandte sich weg, zugleich mit ihr, wie um dies Ende nicht zu sehen.

„Aber dieser ersteht immer neu!“ sagte Diana abgewandt.

Giorgino kam heraufgetappt, er holte die Flagge ein, und wie sie eben noch im Sinken flatterte, nun lag sie plötzlich platt und tot auf dem Boden. Eduard zog die Mütze, kurz, mit verdunkeltem Antlitz.

„— Sie beten noch immer einen Fetzen Leinwand an?“ fragte plötzlich Kyrills Stimme, und er trat aus der Glaskabine, wo er gelesen hatte. Eduard, der an dieser Zeremonie als einziger an Bord festhielt, mit einer gewissen Gêne und sonst nur, wenn er allein war, stand in diesem Augenblicke hilflos, denn er durfte nicht spotten und konnte, bei der völligen Freiheit, die er um sich breitete, keinesfalls scharf werden. Diana fühlt' es und im Tone abweisendsten Ernstes sagte sie:

„Der Prinz grüßt einen Sterbenden.“

Eduards Herz flog ihr für diese Antwort zu, in der Sekunde,

als dies Wort an sein Ohr schlug, hätte er vor ihr niederfallen wollen, doch er stand unbeweglich, und nur ein Zucken um seine Lippen zeigte dem Russen, wie sehr er ihn getroffen hatte. Darum raffte sich dieser auf und sagte doppelsinnig, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm, die Hand an die Mütze legte:

„Jawohl, Durchlaucht, einen Sterbenden . . .“

Eduard wandte sich ihm halb zu, und indem er gleichfalls an die Mütze griff, sagte er in seinem lasziven Tonfall:

„Keine Umstände, Herr Doktor. Schwarzweiß ist Preußen. Rot ist die Internationale. Vielleicht hab' ich nur alle drei zusammen gegrüßt.“

SECHZEHNTES KAPITEL

Über Nacht hatte sich Excelsior, der schlanke weiße Dampfer, dem der Rauch vom Haupte nachwehte, wie der Schleier einer schnell hinschreitenden Frau, in ein Segelschiff verwandelte, das die Frische des Nordwest in hundert weißen Tüchern fing, die sich an diesem Morgen bauschten wie von einem einzigen, unendlich langen Atemzug. Als sie in der siebenten Stunde an Deck kamen, fanden sich die Reisenden in heiterer Überraschung, alle Hälse reckten sich nach oben, noch vor dem Frühstück untersuchte man alles, man fragte, stritt, verlegen gab die Mannschaft Auskunft, und je sicherer sich ein jeder fühlte, um so unbefangener gab er sich hier als Neuling, auf einer Segeljacht, von der man bisher nur gelesen. Scherer, der die großen Rotationsmaschinen seiner Betriebe, Akkumulatoren und Turbinen seiner Licht- und Wärmezentralen so wohl verstand, daß er eine kleine Reparatur gelegentlich selbst ausführte, weniger um seinen Leuten zu imponieren, als um sich seiner sicheren Hände zu vergewissern, ließ sich vom Kapitän die Konstruktion der Segel erklären und vermochte, in technischem Wissen bewandert, vom Bekannten schnell auf das Unbekannte zu schließen. Franklin, der bei den beiden Männern stand, folgte eine kurze Weile den Erklärungen des Seemannes, bald aber war es, als würde sein Intellekt von jenem Willen zu Bildern aufgesogen, der ihn stets unbemerkt befiel, wenn Menschen, in Gruppen oder allein, in neuartigen Stellungen oder Umständen,

vor seinem Auge sich bewegten: Bald sah er in den beiden nur noch den Seefahrer und den Schiffsreeder, in den sich Scherer für ihn verwandelte, und unterschied szenisch, wie jener mit plastischen Bewegungen seine Worte verdeutlichte, dieser dagegen, die Hände in den Taschen, sichtbar zu denken anfing und eine Wolke unbekannter Benennungen in die Klarheit bestimmter Methoden der Statik und Bewegung aufzulösen suchte.

Eduard hatte sich indessen mit Wilhelm unter einer Strickleiter gefunden, die im Vorschiff hoch oben am Großsegel hing und auf der ein Schiffsjunge hin und her pendelte, um eine Schnur festzumachen, die sich losgerissen und die er nun weder von der unteren Rahe noch von der oberen erwischen konnte.

„Hol Tau über!" schrie der Maat von unten, „Tau über!" Aber der Junge erreichte sie nicht.

„Ist das Giorgino?" fragte Eduard.

„Weiß der Teufel, wie der verlauste Jung' heißt und wo ihn der Kaptein aufgelesen! Konnte kaum Teller waschen und soll nu man eben plötzlich Segeljunge sein!"

Der Prinz, über die Karriere des Knaben amüsiert, lachte und rief ihm hinauf:

„Tira quell' altera corda!" worauf der Knabe, der wohl das Hamburger Seedeutsch nicht kannte, eine untere Schnur ergriff und anfing zu ziehen. Das erwies sich aber vollends als falsch, denn der Prinz hatte selbst den Seeausdruck mißdeutet, und unter den Flüchen des Maats kam nun oben das Segel erst recht in Unordnung. Wilhelm lachte seinen Beifall hinauf, legte aber, als der Maat ihn unwirsch ansah, gleich seine Jacke ab und erbot sich hinaufzuklettern. Eduard hielt ihn zurück, denn soviel wußte er, daß nur ganz schwindelfreie Menschen ohne Übung in dieser barocken Burg aus Wind und Leinen sich zu erhalten wüßten.

Inzwischen war Kyrill herangekommen, langsam entledigte er sich seines Jacketts und rief zugleich, ohne den Maat zu befra-

gen, den Jungen ab, und zwar mit so ruhigem Befehl auf italienisch, daß dieser sogleich parierte. Als der Junge in der Mitte seines Abstieges jenseits einer Gabelung stand, winkte er ihm, daß er den anderen Weg nähme, schwang sich von den Planken auf die erste Rahe und kletterte nun langsam die Leitern in den Segeln empor. Oben ordnete er erst die falsch gelöste Schnur, ersprang sich die höhere, die die kurzen Arme des Jungen nicht erreichten, und reffte nun das Aufgelöste zurecht, bis das Großsegel oben angezogen war und nun voll Wind bekam.

Der Maat, der den Fremden nicht gehindert hatte, weil er seinem Zugriff eine gewisse Kennerschaft ansah, murmelte mürrisch-zufrieden, puffte dazwischen den Knaben, dem dann Wilhelm heimlich einen Apfel zusteckte, und als der Russe wieder den Abstieg begann und der akute Anlaß und damit das Interesse des Seemanns vorüber waren, wandte sich dieser den beiden Herren zu und sagte, ohne noch in die Höhe zu weisen: „Ein gelenkiger Jung' — und muß auch was gefahren sein!"

Diana, die vom Achterdeck heraufkam, sah, wie sie nun zur Gruppe tretend diese Worte auffing, die Freunde fragend an, aber weder Eduard noch der Maat schienen gelaunt, den Blick zu verstehen, und erst Wilhelm erklärte die Lage, indem er mit schlauem Lächeln in die Segel zeigte.

Nun sah Diana etwas herumklettern, erkannte zuerst an der Kleidung, daß es kein Matrose, und dann am Bau, daß es der Russe wäre. Eine Sekunde lang folgte sie unruhig seinem in der Luft suchenden Fuß, sie wollte: Links! oder Tiefer! rufen, sogleich aber ließ sie es, denn nun bemerkte sie an dem kaum mehr unterbrochenen Rhythmus dieser Tritte die Übung des Kletternden. Sie schwieg und schweigend verfolgten mit ihr die beiden Männer den Kletternden im letzten Drittel; der Maat war in halblautem Selbstgespräch gegangen.

Kyrill sprang auf die Planke und nun, durch die untere Kante des Segels halb gedeckt, zog und strich er neben den zu ihm tretenden Herren an seinen geknitterten Hosen, spannte das Hemd in den Gürtel, breit wie ein Seemann, langsam, ungeniert. Diana, die noch unbemerkt blieb, entging von seinen Bewegungen keine. Die Gelegenheit, einen Mann in der Behandlung seines Körpers zu beobachten, war ihrem am Physischen gebildeten Geist, war ihren allem Körperlichen hingegebenen Sinnen selten gegönnt. Schnell stiegen Erinnerungen an männliche Körper vor ihr auf, die sie zu Pferde, beim Schwimmen, Rudern, Turnen gesehen, wie dies der gesellschaftliche Anlaß oder ein Varieté eben mit sich brachte. Zugleich erschien ihr der schmale Körper eines Majors, der klassische eines jungen Polen wieder, dessen Bau sie einst so entzückte, daß sie sich ihm ergab, um ihn mit dem Auge wie mit den Sinnen zu genießen. Und indem nun Kyrill selbst hinter dem Segel hervorkam und jetzt, etwas verwirrt über die Zuschauerschaft einer Dame, die Mütze von den feuchtverwirrten blonden Haaren zog, dachte Diana mit Kühle: — Ja! Sehr gut aufgebaut.

„Doktor beabsichtigt nämlich Anheuerung," sagte der Prinz, der mit Wilhelm dazutrat.

„Sie könnten sicher gleich der Kapitän selber werden!" sagte der erstaunte Wilhelm.

„Verzeihen Sie," sagte Kyrill. Er fuhr sich durch die Haarsträhnen und dann in seinen Rock, den ihm Wilhelm respektvoll hinhielt. „Ich wußte nicht, daß Sie . . . Ich bin außer Übung."

„Wie lange?" fragte Diana kurz.

„Anderthalb Jahre."

„Regatta?" fragte der Prinz.

„Nein, Durchlaucht. Flucht."

Kyrill gab diese Antwort mit der ganzen feurigen Kälte, in die ihn solche mondäne Begriffe des Nutzlosen versetzten. Edu-

ard fühlte sich etwas betreten und suchte in Dianas Blick Hilfe, die sie ihm nicht reichte, ihre Augen wiesen ihn eher ab. Dies eine Wort Flucht, ihrem eigenen Leben nicht fremd, hatte sie ergriffen, und während Wilhelm mit etwas offenem Munde den ihm immer erstaunlicher werdenden Ausländer anstarrte, überschlug sie die Möglichkeiten seines äußeren Lebens, von dem man an Bord wenig mehr wußte, als daß er nach Sibirien verbannt war, kombinierte und sagte dann kurz:

„So. Sie sind also über Wladiwostok geflohn?"

„Ja. Auf einem amerikanischen Segler."

„Keinen falschen Paß?"

„Natürlich. Aber kein Geld."

„Lange? Wochen?"

„Drei."

„Als Schiffsjunge? Donnerwetter!"

Wilhelm hörte die Antworten des Russen mit steigender Neugier an, Eduard hörte nur Dianas Fragen und wie sie fragte. Diese kurze Art, in einem Dialog einander Feststellungen zu geben, die für beide Teile ähnliche Erfahrungen voraussetzten, diese Sachlichkeit, in der die wenigen Worte fielen, erinnerte ihn an die Redeweise von Artisten, Apachen, Handwerkern, — und mit einem Male sah er eine Gemeinschaft vor sich und begriff, wie das Abenteuer diese beiden fremden Naturen verband.

Der Gong rief zum Frühstück. Schweigend gingen alle vier zur Kajüte, Kyrill neben Diana, Wilhelm und Eduard folgten.

„Meinen Sie," sagte Wilhelm, „daß er vielleicht schwindelt?"

„Jedenfalls klettert er sichtlich," sagte Eduard, um in seinen Gedanken ungestört zu bleiben. —

Den ganzen Tag blieb er, soviel er konnte, allein. Aus dem Band Lichtenberg, den er las, aus dem Wetterbericht, den Scherer gab, aus jedem leichten Wort Dianas, selbst aus den Far-

ben des Nachmittages suchte sich Eduards Geist immer wieder einen Weg zu jenem simplen, so seltsamen Morgendialog dieser beiden Menschen, und wo er Kyrill und wo er Diana sah, schienen sie ihm seiner Sphäre ganz entrückt.

Auch der Russe zog sich heute zurück. Lange stand er allein am Heck und blickte, wie so oft, in die Fahrtrinne, als wäre sie ihm das Symbol einer schnell zurückzulassenden Welt. Sein Wesen, das sich Diana schweigend, jedoch mit Mißtrauen genähert, hatte nun zu ihr einen Brückenschlag gefunden. Denn wie ihn alles Gesellige, Elegante an Eduard immer wieder irritierte, so war ihm auch die leichte Geste dieser Frau so fremd und unlieb, wie sie den Prinzen reizte und immer wieder freundlich überraschte, wenn er von ihrem unsozial geheimnisvollen Wesen sich attrahiert fühlte.

Sie selber brachte den Vormittag mit Scherer, die Stunden vor Sonnenuntergang allein zu, und wie sie nun, ein ungelesenes Buch auf dem Schoß, still und träumerisch in dem großen Korbsessel saß, den sie auf Deck besaß, schien sie die Stunde zu vergessen. Als sie der Russe nun noch allein an Deck sah, entschloß er sich, sie anzusprechen, was er bisher vermieden.

„Was lesen Sie denn?" fragte er, ohne jede Anknüpfung, denn er wollte es wirklich wissen.

Diana sah beim Klange dieses starken Organes auf und sah ihn, immer noch in seiner blauen Jacke, vor sich an der Reeling stehen.

„Ich lese nichts," sagte sie und schloß langsam das Buch. „Es waren Swinburnes Hymnen auf das Meer. Aber heute ist dies nicht sein Meer und so ließ ich's."

„Versteht Herr Scherer diese Dinge auch?"

Sie lächelte: „Warum?"

„Weil Sie mit ihm über Zeitungen arbeiten. Warum tun Sie das eigentlich, Fräulein Wassilko?"

Diana fühlte, wie eine große Schleuse in ihrem Herzen hoch-

ging und rasch und rauschend ein Bassin sein Wasser in ein anderes ergoß. Ihr Name vollends, wie er da, nackt und kalt, von diesen russischen Lippen in die südliche Meerluft hallte, rief sie auf, sich zu panzern. Sie setzte sich grade auf, sie antwortete:

„Weil ich davon lebe, Herr Doktor."

„Um Geld?"

„Ja, um Geld. Ist es schimpflich?"

„Der Zweck ist klein."

„Und wenn es nur ein Mittel wäre?"

„Dann fragte ich freilich nach dem Zweck!"

Diana schloß sich noch fester ab und gewohnt, einen Fragenden durch Fragen abzunutzen, sagte sie ruhig und legte nun beide Arme auf die Stuhllehnen:

„Sind diese beiden Dinge bei Ihnen immer eins?"

Sein Mund zuckte. Er sagte laut, beinah heftig: „Immer!" Dann fügte er ruhig hinzu: „Ich diene der Idee und lebe von der Partei, die ihr dient."

Die Klarheit dieser Antwort überraschte sie, doch um ihm nicht beipflichten zu müssen, fragte sie weiter:

„Und das war immer so?"

„Seit zehn Jahren."

„Nichts andres gedacht als die Revolution?"

„Und ihre Folgen. Sie ist nur das Mittel."

Sie schwieg und sah ihm ruhig ins Gesicht. — Noch sind sie schön, seine Züge, dachte sie. Bald werden sie die Male des Fanatikers tragen. Und indem ihre Finger das Buch berührten, umfaßte sie es wie die Bestätigung einer reineren Welt und sagte leise, indem sie aufstand:

„Möchten Sie Ihre Erfüllung erleben!"

„Daran liegt nichts!" rief er lebhaft und trat näher zu ihr. „Vielleicht erleben es erst die Söhne unserer Söhne!"

Ein Doppelsinn, den er mit diesem „unser" ganz unbewußt

stabilierte, befremdete Diana, sie trat einen Schritt zurück, maß ihn von Kopf zu Füßen und sagte:

„Immerhin wünschen Sie, daß es Ihr eigenes Blut noch erlebte?"

Ihr Blick weckte den seinen. Nun faßte auch er die Frau in das umbuschte Auge, er durchstieß ihr Kleid mit dem Blick, der Atalanta gesehen, und indem er eine Skala von Gedanken übersprang, sagte er:

„Warum dienen Sie nicht auch einer Idee?"

— . . . Dem Schicksal, dachte Diana, aber sie sagte: „Sie meinen der Ihren?"

„Ich sehe keinen Sinn in Ihrem Tun. Sie wollen, scheint mir, weder verführen noch glänzen noch steigen noch Kinder haben, wie Frauen Ihrer Schönheit sonst wohl tun."

Die Kühle, mit der er dies sagte, schloß jede Huldigung aus, und so konnte sie ruhig erwidern:

„Und außer solchen Zielen kennen Sie nichts?"

Er schwieg. Sie wandte sich ab und der Fläche zu, die in den Farben des Abends lag und glühte. — Und dies alles sieht er nicht, dachte Diana, und wenn er es sieht, verachtet er's.

Sie wandte sich ab, um ihre Kabine aufzusuchen, und wie sie nun dem Vorschiff zuschritten, von wo die Treppe hinunterführte, hallte das Flattern der Segel, das leise Anschlagen der Taue an ihr Ohr. Sie blickte empor in die geordnete Wirrnis dieser Tücher, Stangen und Taue und fragte unvermittelt: „War es ein Fischerboot, auf dem Sie damals flohen?"

„Es war ein alter Kasten."

„Noch von denen mit der sechsfachen Takelage?"

„Fünf übereinander."

„Schlechte Überfahrt?"

„März."

„Und vorher — wie ging's durch Sibirien?"

„Renntierschlitten."

„Ist es wahr, daß sie vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung laufen?"

„Zwanzig Stunden, ja, auch mehr! Macht man halt, dann legen sie sich dicht zueinander und schlecken Schnee. Kommt man an eine Jurte, dann führt sie so ein Ostjacke mit schwarzem langem Zopf an eine Stelle, wo Moos wächst. Dort graben sie sich ein und fressen sich satt."

Sie standen am Kopf der Treppe, als er so sprach, aber während er noch ein weiteres erzählen wollte, kam eine lange elegante Gestalt die Treppe herauf. Es war der Prinz, zum Abend angezogen.

— . . . Wie zwei Verschwörer, dachte er, wie er ihre Silhouetten so vor dem rascher verdunkelten Himmel sah.

— Wie ein Prinz, dachte Kyrill abfällig, als er das weiße Oberhemd aus dem Schacht leuchten sah.

„Was! Sie sind fertig?" rief Diana, wie wenn sie erwachte.

„S. M. S. Excelsior," sagte der Prinz auf halber Höhe, „Souper sieben Uhr, Kranzspenden dankend abgelehnt!"

„Und wir waren in Sibirien," sagte Diana und wandte sich höflich dem Russen zu, mit kühlem Danke.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Wartend und von jenem nie ganz gestillten Hunger beunruhigt, den Seefahrende gern mit der aufzehrenden Salzluft erklären, standen zu gleicher Stunde Scherer, Eduard und Franklin in der offenen Glastür der Speisekabine, in einem von Minute zu Minute matter werdenden Gespräch über die Windstärke. Man war auf Excelsior pünktlich, besonders hielt Diana darauf, als einzige Dame nicht warten zu lassen, und Eduard, der Dianas Verspätung heute hätte ankündigen können, schwieg, um nicht zu erwähnen, er hätte sie so spät noch mit dem Russen getroffen. War es ein kindischer Wunsch, die Gedanken der Freunde von Kombinationen abzuhalten, die an Bord leicht aufleben und wie in magischem Zwange hervorrufen können, was sie vielleicht nur müßig erfunden haben — oder war es wirklich ein klassenhaft uraltes Gefühl aufsteigender Rivalität, das den Prinzen gegen den Revolutionär um die Gunst der mitreisenden Dame ergriff?

Als Franklin bei völlig einschlafendem Gespräch mit nervöser Schulterwendung auf der runden Schiffsuhr sieben Uhr zwanzig konstatierte, zog Scherer seine flache goldene Uhr, drehte sie langsam auf, vergaß sie abzulesen und steckte sie in die Weste. Eduard, der die Gesten der beiden verfolgt hatte, schob nun die linke Manschette hoch, um durch Befragen seines Armbandes den Augenblick seinerseits festzumachen. Indem drehte sich Wilhelm um, der, nur durch Decksbreite getrennt,

am Schiffsrumpf senkrecht ins Wasser blickte und rief plötzlich in die Stille: „Es leuchtet! Es leuchtet in dem Schaum!"

Die Herren folgten. Alle blickten hinab, wo die Sprühschleier der nächsten Wellen in opalener Mattheit wie von unten erleuchtet schienen.

„Rauschende Perlen," sagte Franklin leise.

„Wie sie phosphoreszieren, diese kleinen Wesen," sagte Scherer mit naturforschender Interessiertheit.

„Wie der Bundesrat bei der Thronrede," sagte Eduard.

Wilhelm, der ganz gefangen hinabgeschaut, blickte nun auf: „Tragen die solche schimmernden Gewänder?"

„Staatsfracks," sagte der Prinz und schien mit seinem Tonfall Respekt zu fordern und ihn zugleich aufzuheben. „Präterita aus dem Jahrtausend Harun-al-Raschids, würde unser russischer Gefährte sagen."

„Ich muß an phönizische Gläser denken," sagte Diana, die unbemerkt hinzugetreten war. Der allgemeine rasche Aufbruch, den ihr Kommen hervorrief, war zugleich ein Vorwurf und so fügte sie hinzu: „— Wenn Sie mich nicht gleich in die Kabine zurückschicken, denn es ist halb, und ich habe keine Entschuldigung."

„Pardon, meine Herren," sagte Kyrill, der die Stufen heraufsprang, als man gleich darauf dem Speisesaal zuschritt, aber nach Dianas artigen Worten klang das sehr dumpf, und Franklin dachte: — Fagott nach der Flöte. Schön ist noch immer ihre Stimme . . .

„Sie sprachen einmal von jenen Gläsern," sagte Scherer und ließ Diana die Glastüre passieren. „Ihr Herr Vater hätte sie ausgegraben?"

„Und so", sagte Diana, „haben sie in meine Kindheit geleuchtet mit ihren opalen schimmernden Flecken, überdeckt wie von erkalteter Lava."

Sie hatte sich, am Tische angekommen, bei diesen Worten

umgewendet, so daß die lange schwere Schleppe halbrund vor ihren Füßen liegenblieb. Wie sie so stand, die leise umflorten nackten Arme halb erhoben, dachte der Prinz: — Vor zwanzig Minuten noch eine kurzröckige Revolutionärin, und jetzt ist es, als hielte sie das kostbare Glas in Händen und wollte es nun, priesterlich gehoben, einem Sanktuarium zutragen. Aber im nächsten Augenblick dachte er: Wie wird diese Faltensymphonie nebst Samtschleppe eigentlich gehalten, da bis unter die Brust nur Schleier und Spitzen da sind? Fatales Geheimnis . . .

Auch die anderen hatten diese Schleppe verfolgt, die heut zum erstenmal vor ihnen rauschte.

— Sie ist schön, dachte der Russe, aber jetzt sieht und hört man eigentlich, worauf ihr Sinn steht. Gefallsucht, Abenteuer ohne Ideen. Es ist nichts. Sie ist verloren.

— Immer würde ich sie abends Schleppe tragen lassen, dachte Scherer. Am Tage mag sie immerhin Mädchen sein.

„Ob es eigentlich sehr schwer ist, mit einer langen Schleppe zu gehen," fragte Wilhelm in die Runde, als man sich setzte und hielt das allgemein Gehaltene dieser Anfrage schon für stark diplomatisch. „Also, Königinnen und Schauspielerinnen, hab' ich gehört, die lernen es ja direkt, aber zum Beispiel Sie!"

Man lachte und Diana sagte: „Haben Sie mich nicht heute stundenlang auf dem Bootsdeck probieren gesehen, Wilhelm?"

„Schmetterling zieht zweifellos die samtene Erdenschwere nach oben," sagte Eduard, und nun rief Wilhelm: „O was für ein seltenes Exemplar! Wer hat denn den gefangen?"

Und damit stand er auf und trat ungeniert dicht an Diana heran, um das bunte Wesen zu betrachten, das sie, unter einem oval geschliffenen Bergkristall, vor der Brust trug. Erst in dieser Nähe, in die sie sich dem gebückt Stehenden lächelnd zugewandt, sah sein in Toiletten ungeübtes Auge, wie tief die

schlanke Trägerin heute dekolletiert war, nun blieb sein Blick an ihrem Busen hängen, ihr Duft und der ihres Puders benebelten ihn, er wußte kaum mehr, was er noch sah und roch, und sicher nicht, wie lange er so verweilte. Acht Männeraugen, etappenweise gestaffelt, blickten mit steigender Unruhe auf die Entschließungen des jungen Menschen und warteten mit schweigend aufgrollendem Protest, wann er wohl fertig sein würde. Diana, die, Wilhelm allein zugewandt, die Blicke nicht sehen, doch auf sie schließen konnte, war von dem kurzen Zwischenspiel, in dem so viel verschwiegen wurde, höchlich amüsiert, und ließ wohl eine halbe Minute vergehen, bis sie sich umdrehte und sagte: „Jetzt wird aber Ihre Suppe kalt, Wilhelm, und heut ist sie grade aus Schildkröten gemacht, wissen Sie, die, auf deren Rücken der Elefant steht, auf dem dann der Buddah sitzt!"

„. . . Merkwürdige Dinge," sagte der verwirrte Wilhelm tief aufseufzend auf dem Rückwege zu seinem Platz, und die Herren schwankten, ob er die Schildkröte, den Schmetterling oder Dianas Busen meinte.

Das Gespräch wurde allgemein, man sprach von heiligen indischen Bräuchen, Scherer erzählte von dem Schildkrötengraben in Kandy und wie er schnell nach Colombo zurückgefahren wäre, weil dort oben nur englische Snobs um einen kleinen muffigen Teich führen und unten wäre das große Meer. Diana sprach von oberägyptischen Sitten, vom Hocken zwischen den Höckern des Kamels und von der ersten Seekrankheit dort oben, Franklin kam auf das schlangenhafte Privatleben der Elefantenrüssel zu sprechen, schwankte dann von der mythischen Erscheinung des Tieres inmitten menschlicher Anstalten zu den Preisen des Elfenbeins zurück, für die Scherer Interesse zeigte, und sagte schließlich: „Und als ich zuerst den frisch gebrochenen Zahn in Händen hielt und dem kleinen knochigen Jäger sagte, um diesen edlen Anblick lohnte freilich die Gefahr der Jagd, gab er mir

die gemurmelte Antwort: Ja, ja, jeder Zahn macht immerhin doch vier bis sechs Billardkugeln!"

„Muß man vor solchen zwecklosen Händlern", rief der schweigsame Kyrill lebhaft, „nicht die Partei des Elefanten ergreifen?"

„Durchaus! Bin grundsätzlich für Dickhäuter," sagte Eduard zu ihm hinüber, denn sie flankierten heute Dianas Platz an der Spitze. „Einzige Rasse, aus der Politiker geschnitten werden sollten!"

„Schade, daß Sie das ironisch meinen," gab Kyrill zurück. „Es ist nämlich richtig."

Der Prinz zuckte mit den Mundwinkeln, dann sagte er: „Bis aber die heutige Familie der Diplomaten, die Spinnen, ausgestorben sind, wird, fürchte ich, auch das Geschlecht der Elefanten durch die k. k. konsularischen Jagdgesetze des Herrn Franklin ausgerottet sein. Wen schicken wir dann als Botschafter nach Petersburg?"

„Den Fuchs," sagte Scherer.

„Umgekehrt! Die Revolution hier wünscht ja das Lamm," sagte Eduard.

„Keinen von beiden," sagte Kyrill ernsthaft, „sondern, wenn es erlaubt ist, Herrn Scherer, vorausgesetzt, daß er bis dahin unsere Ideen völlig aufgenommen hat."

Scherer, obwohl er jenen Ideen nur zum Teil und mehr theoretisch zugehörte, schmeichelte diese Würdigung mehr als jede frühere Aufforderung von Ministern, aber er sagte: „Wir sind nur Geschäftsleute. Überzeugen Sie lieber den Prinzen, daß er in seiner künftigen Stellung, im Gefüge unseres Aufbaues, wie er nun einmal ist, demokratisch wirken möge. Vom Auswärtigen hereingeweht, wird das im Innern noch am besten vertragen."

„Kompromisse," murmelte Kyrill böse. „Wir halten's mit dem Pfarrer Brand: Alles oder nichts!"

Eduard sah, seit Scherer sprach, ernsthaft zu dem Russen

hinüber. Gespräche, die sie geführt und in denen diese Formel, wenig abgewandelt, ihn immer wieder beunruhigt hatte, erneuerten ihre Reflexe in ihm, wieder erschien ihm der Fanatismus dieses brausenden Kopfes eher ein Hindernis, und nun fügte er sich in das Zwiegespräch, indem er sagte: „Würden Sie Ibsens Brand zum Geschäftsträger in Christiania machen?"

„Er wäre doch schon etwas alt," sagte Kyrill.

„Sie gedenken also", fragte Eduard, „eine Altersgrenze für Diplomaten einzuführen, die dann, wie die alten Leute bei den Fidji-Insulanern, mit sechzig Jahren auf die Tribüne geschickt und heruntergeschüttelt werden, falls sie sich nicht durch Balance als noch vital erweisen!"

„Die Russen haben ganz recht, die Jüngsten sind die Besten!" rief Franklin lebhaft.

„Bravo! Und ich auch!" rief Wilhelm als der Jüngste. Nach seiner Art hatte er die ganze Zeit stumm den zur Zeit Redenden angesehen und meistens verehrt.

Lachen löste das Problem für den Augenblick auf, und alle stockten erstaunt, als Scherer sich nun erhob, wie zu einer Rede.

„Es ist nichts," sagte Scherer begütigend, „auf Excelsior sollen keine Staatsfracks Sitte werden. Da wir aber von den Gaben der diplomatischen Jugend sprechen, so lassen Sie uns eines gedenken, der heute ein Jugendjahr an das andere knüpft. Ich trinke auf das Wohl unseres Freundes, meines Gastfreundes, Seiner Durchlaucht des Prinzen Eduard!"

Die Herren hatten sich erhoben, mit Hackenschlag und Achtelverbeugung stieß Eduard mit Scherer an. Doch als er sich zu Diana wandte, sah er ihren Blick halb schwimmend zu ihm aufgehoben. Alte Erinnerungen an ein Diner auf dem Balkan kreuzten sich, ihre damalige Liebe fiel ihm ein, und sein eigener Neid, und wie er sich nun zu ihr niederbeugte, sah er von diesem dianenhaften Busen, den er nur auf die Ferne für Sekunden an

Atalanta betrachten konnte, die Liebkosungen jenes Abgeschiedenen wie eine neue Lockung aufsteigen.

Als er mit allen angestoßen und die peinliche Pause kam, die allen Toasten folgt, sagte Wilhelm in die Stille:

„Ich hab' es gleich gedacht, daß heut etwas im Gange ist, als ich die Sektgläser sah!"

„Also Gotha steht in der Leihbibliothek dieses Schlachtschiffes?" fragte Eduard zu Scherer hin.

„Nun müssen Sie auch das Alter beichten!" rief Kyrill mit ungewohnter Spannung.

— Hofft er der Jüngere zu sein? dachte Diana. Und wie um den Prinzen zu schützen, sagte sie rasch zu Kyrill: „Und Sie das Ihre!"

„Nach Seiner Durchlaucht!"

„Wollen Sie raten, Gnädigste?" fragte Eduard geniert. Diana zögerte.

„Laut Gotha", sagte Scherer, um sie der Schwierigkeit zu entheben, „wird Prinz Eduard heute neunundzwanzig. Kürschner, in dem Doktor Sergjewitsch zweifellos steht, ist leider nicht an Bord, dürfte auch auf den Ionischen Inseln schwer erhältlich sein."

„Gleichfalls neunundzwanzig," sagte Kyrill.

Diana, allen mystischen Dingen vertraut, zugleich ganz sensuell zur Jugend treibend, wurde erregter und fragte: „Und wer ist nun der Jüngere?" und blickte von einem zum anderen.

Eduard und Kyrill sahen sich über den Tisch weg an, etwas vorgebeugt wie Kämpfer. Die anderen schwiegen, es war ein lautloses Duell. Kyrills Züge zeigten in diesem Augenblick die Überlegenheit und schienen etwas zu verbergen, das der andere nicht zu enträtseln wußte. So blieben sie ein paar Augenblicke.

„— Der Doktor ist am selben Tage geboren!" rief plötzlich Wilhelm in die Stille. Kyrills Blick verdunkelte sich, seine Brauen drohten, als er den Sprecher anherrschte:

„Woher wissen Sie das?“

„Ich — hab' es Ihrer Miene angesehen“ — sagte Wilhelm erschrocken.

„Ist es richtig?“ fragte Diana gespannt, die ihren Kopf zwischen beiden vorgebeugt hatte.

„Ist es so?“ fragten Franklin und Scherer.

Kyrill zog sich auf seinen Stuhl zurück, legte die Serviette zusammen und sagte feindlich: „Es ist richtig.“

Betroffen zogen sich nun auch Diana und Eduard zurück.

„So dürfen wir noch einmal gratulieren,“ sagte Scherer, um die Spannung aufzulösen.

„Nicht heute,“ sagte Kyrill. „Unser russischer 17. April fällt nicht auf heute, der kommt nach Ihrem Kalender erst am 30.“

„Und doch sind Sie im selben Sternbild geboren,“ sagte Diana.

„Sternbild? Völlig neue Dekoration!“ spottete Eduard, um seine Erregung zu verbergen. „Sind Sie darüber orientiert, mein mystischer Milchbruder?“ fragte er den Russen.

„Ich bin Dissident,“ sagte Kyrill. Scherer lachte und auch Diana mußte lächeln. Dann sagte sie heiter:

„Sie sind beide aus dem Sternbilde des Widders.“

„Also Hörner!“ sagte Eduard.

„Wolle,“ sagte Kyrill.

„Vielleicht auch Werdekraft, Zukünftiges, Vita nuova,“ sagte Diana.

„Beide — gleich?“ fragte Kyrill etwas mürrisch, wie jemand, der solche Spielereien verachtet, doch aber wider Willen angezogen wurde. „Wie unterscheiden wir uns denn dann?“

„Das steht im Gestirn der Geburt, das ja bei Ihnen nach dem Kalender differiert. Mein Vater könnte es leicht sagen. Ich weiß es nicht. Höchstens —, wenn Sie mir Ihre Hände reichen wollen?“

Beide legten gleichzeitig und schweigend ihre Linke vor sie hin. Diana schob den letzten Teller weg, denn man war bei den Früchten, zog beide Hände näher heran, bis sie dicht vor ihr lagen, stützte sich mit beiden Armen auf und verglich mit hin und wieder gleitenden Blicken die Innenflächen, während die beiden und auch die andern, vorgebeugt, schwiegen.

„. . . Wie sie verschieden sind!" sagte sie nach einer Weile. „So viele Linien durcheinander bei Ihnen, Prinz. Hier, in der langen Lebenslinie ändert ein Knick plötzlich den Kurs, dann wird sie fester. Kopflinie gut, entschieden dominierend. Die Herzlinie hier scheint mir etwas verwischt, aber sie kommt doch aus dem Jupiterberge."

„Nach welchem Fahrplan, wenn ich fragen darf?" fragte Eduard.

„Sie räumt der Liebe den führenden Platz ein," sagte Diana sachlich. „Venusberg dagegen nicht zu stark. Finger mehr betrachtend als greifend. Aber hier, in der Mitte, dieses sonderbare Quadrat: das ist die Wage, Prinz, das Gleichgewicht . . ." Sie hatte ihn bei diesen Erklärungen nicht gestreift, nun sah sie ihn voll an und sagte: „Im Grunde ist es doch eine glückliche Hand."

Er drehte die Hand auf dem Tische um, ergriff die ihre und küßte sie. Dann sagte er: „Und nun? Mein Konkurrent?"

Kyrill hatte, Hand und Körper unbeweglich, jedes Wort verfolgt, zugleich aber böse auf die langen Finger des Prinzen gestarrt. Diana sah, eh' sie weitersprach, zu ihm auf, und fand seinen forschend wartenden Blick.

„Diese hier", sagte sie nun, noch akademischer als zuvor, „hat weniger Linien. Merkwürdige Schicksalslinie: sie entspringt hier, unten, in der Lebenslinie, geht in zwei großen Kurven an der Kopf- und an der Herzlinie, hier, immer grade hinauf, in den Jupiterberg: und da ist ein Stern."

„Was bedeutet der Stern?" fragte Kyrill dumpf.

„Eine große Laufbahn," sagte Diana so kalt, daß Eduard über soviel Feindlichkeit unruhig wurde. „Aber die Lebenslinie hier ist nicht gut, sie ist doppelt, gewaltsam, sie ist auch nicht lang."

„Wo ist das zu sehen?" fragte Kyrill hart und beugte sich so tief herab, daß sein blondes Haar ihre Wange streifte. Sie zuckte nicht, und sie sagte: „Hier!" und wies es noch einmal.

„Gut. Und was sehen Sie noch?"

„Kopflinie entspringt nicht der Lebenslinie," sagte Diana wieder ruhig. „Das bedeutet Fanatismus. Venusberg sehr stark, Herzlinie einfach. Es sind Greifefinger," sagte sie schließlich und hob den Kopf. „Eine quadratische Hand: mehr Wille als Geist. Verzeihen Sie, ich sitze so lange!" Sie stand auf. —

Draußen, an der offenen Glastüre der Rauchkabine, auf den im Halbkreis angeordneten Korbsesseln hatte man zunächst, beim Café, über Suggestion, Mondsüchtige, Todesahnungen gesprochen. Wilhelm hatte alle Viertelstunden einen oder den anderen an die Reeling herausgenötigt, weil „jetzt grade" das Meeresleuchten wieder anfange. Franklin warf zwischen das Für und Wider außerordentlicher Phänomene seine ekstatischen Konfessionen; er könne den Kosmos nur ganz und gar mystisch empfinden. Scherer legte nach der Gewohnheit des Weltmannes, der dergleichen nie ganz ablehnt, doch überall einen Sicherheitsverschluß an, damit die Waffe nicht plötzlich losginge. Doch war die Unterhaltung bald mehr und mehr versandet.

Der Prinz und der Russe blieben still. Das Zusammentreffen ihrer Geburt, nur von den Kalendern zweier Sekten separiert, die Verschiedenheit der Entdeckungen in ihren Handlinien, das Fluidum, das heut aus den Kleidern wie aus den Worten der Frau zu ihnen strömte: dies und vor allem jene seltsam seheri-

schen Bestätigungen ihres eigenen Bewußtseins lagerten schwer auf den Seelen der beiden Männer, deren einer Diana seit Monaten umkreiste, im Kampf mit allen Vorurteilen von Rasse und Rang, während der andere sie mit feindlich mißtrauischer Gebärde von sich weghielt, indem er sich ihr näherte.

Sie selber fühlte sich durch die Wahrnehmungen dieses Abends sonderbar umschleiert. Immer, wenn die im äußeren Umkreis liegenden Dinge, wie Bojen außerhalb der Hafenmole, von fern herüberleuchteten, schien sie sich ins Geheimnis tiefer gezogen, als ihr geziemte, denn zögernd und mit Ehrfurcht nahm sie ihre eigenen Erkenntnisse entgegen. In solchen Stunden schwieg der Antrieb, den ihre produktive Natur den Menschen gab, sie fühlte sich wie über dunklen Wassern schweben, Gedanken schlugen stärker an ihr Herz, die sie sonst kühl zu behandeln suchte.

Und wie sie nun den lauen Nachtwind an Hals und Armen spürte, wie ihre Hand mit halbschlafender schwerer Gebärde zu jenem Schmetterling auflangte, der sich unter seinem Bergkristalle mit ihrem Atem hob und senkte, wie ihre wache Phantasie mehr als das umschattete Auge das Leuchten der Wellen einsog, das sie ahnte: da fühlte Diana plötzlich die große Einsamkeit in sich, deren sie die Freunde umher, die Liebenden nicht zu entheben wußten.

— War es denn zu wünschen? War denn die Leidenschaft, zu neuem Taumel aufgerüttelt, schöner als dies stumme Sich-einsfühlen mit Luft und Meer und Tod und Nacht und Sternen? Halbliegend in ihrem großen Sessel blickte sie auf, suchte die Wage und wurde unruhig, denn sie fand sie unter einem leicht umwölkten Himmel nicht.

Und plötzlich stand sie auf, ging an Wilhelm vorbei, der ihr erstaunt nachsah, und schritt allein bis an die Spitze des Schiffes. Die Wellen waren nicht beleuchtet, der Himmel halb ver-

dunkelt. Sie fühlte die Jugend ihrer Schultern im Winde, sah die Hebung und Senkung ihres Busens durch die Spitzen, den zarten Schleierstoff empfand sie schmeichelnd an ihren Armen, ihr war, als glänzte, lockender als alle Wellen, heut abend der getötete Schmetterling vor ihrer Brust, sie warf den Schal in den Rücken, um mehr von der lauen Luft durch ihre Poren einzuziehn. War dies alles nicht das Präludium einer Umarmung? Wie? War sie jung, schön, unabhängig, um ein Jahr und länger wie ein Klosterkind zu leben? — . . . Warum zögert er? Warum steht er nicht in meiner Kabine, plötzlich heut abend, dieser vornehme schwärmerische Zyniker, und Ironie und Haltung schmelzen in der Wonne einer endlosen Nacht? Schrecke ich denn die Männer, die nicht in der ersten Stunde nach mir greifen? . . .

Sie schritt das Deck zurück, sie gab den Freunden mit flüchtiger Entschuldigung die Hand, sie ging. Rasch schickte sie Mary aus der Kabine, und vor dem dreiteiligen Spiegel saß sie allein und hörte das Rauschen dicht vor dem runden Fenster. Sie schob die Schleier von den Schultern, wollüstig langsam, als wären ihre Finger die eines kennerischen Liebhabers und nun wären sie dabei, eine schöne Frau, Diana, zu entkleiden. Nun hob sie die Arme, daß die Spitzentaille auf das geöffnete breite Gürtelband fiel, mit immer mehr verlangsamten Bewegungen. Sie drückte den harten Bergkristall zwischen ihre Brüste, daß es sie schmerzte, und ließ den getöteten Schmetterling an ihrem Busen hängen. Lange blickte sie so, den einen Arm über dem Lockenhaupt, den andern mit dem Steine vor der nackten Brust, in den Spiegel. Dann stand sie auf, ließ langsam, mit einer einzigen Bewegung Kleid und Unterkleid herabgleiten, trat aus den Hüllen und blickte sich an.

Sie fand sich schön, doch wie sie sich sehnsüchtig streckte, begehrte sie nicht den Mann. Sie begehrte die Liebe. Leise klang von oben Wilhelms sehnsüchtige Laute.

Sie drückte die kräftigen Hände langsam in den Gelenken und drückte dann beide Flächen an sich. Plötzlich ließ sie sie fallen, ihr Blick verdunkelte sich: sie hatte in Betrachtung ihrer Hände an die große Hand des Russen gedacht. Alles war dahin, schnell zog sie ein langes Hemd über und fiel in einen traumlos kühlen Schlaf.

ACHTZEHNTES KAPITEL

Diana erwachte von Kettenrasseln. Sie sprang auf, als sie die Luke öffnete, war Land zu sehen, flache Steine, die eine milde Flut näßte, ein paar Büsche, geschnitten von den starken Schatten des ersten Lichtstrahls. Auf Deck sah sie dann nur wenig mehr, einen leisen Hügel, den steinig übersonnten Strand, einige kleine Häuser, ein paar Dutzend erstaunte Fischersleute, die hier, in der vergessenen Amusabucht nie etwas anderes landen sahen, als ein Fischerboot.

Es war Leukas. Scherer hatte diese kleine Insel ausgesucht, denn der Wunsch seiner Freunde und auch der seine wollte Corfu meiden, auch Kephalonia schien zu groß. Man wollte auf dieser Meerfahrt weder Freunde noch Fremde auf Inseln treffen, die man nur einen Vormittag traumhaft touchierte, und Ithaka, an das Scherer zuerst dachte, stieß allgemein auf Abneigung, man fürchtete ein ständig archäologisches Suchen, mehr noch als in Syrakus.

„Guten Morgen! Ist das wüst genug?" rief Scherer über Deck, als er Diana sah. „Diese Eingeborenen hier unten fordern nicht einmal Ankergeld!"

„Und fangen Fische," rief Diana, „und melken Ziegen und unser himmlischer Vater ernähret sie doch!"

„Sie sind biblisch aufgelegt," sagte Scherer und reichte ihr nun die Hand.

„Heidnisch, denn es ist reich und einsam hier, die Sonne



wird in einer Stunde brennen und wir werden auf griechischem Eppich gehn!"

„Dörpfeld suchte hier Ithaka," sagte Scherer.

„Ich will das nicht wissen! Ithaka ist dort, wo ich will!"

„Sie sprechen ja wie Franklin!"

„So mag er für heute recht haben! Gehn wir an Land?" Sie zeigte auf das Boot, das unten anlegte.

„Ja, gehen wir denn überhaupt — aufs Festland?" fragte Scherer zurück.

„Wie?"

„Nun, da ich Sie denn so morgendlich allein erwische: wollen Sie nicht nach Patras?"

Sie standen am Fallreep, das von den schweren Tritten des an Land fahrenden Kapitäns noch leise zitterte. Die Frage war von ihnen zu zweit noch nie erörtert worden. Beide fürchteten sie. Patras hieß auch Athen, und gewisse gemeinsame Erinnerungen waren zerbrechlich. Sollten sie eines Abends dieselbe Straße nach Patras fahren, er in Gedanken an die einzige schwache Stunde seines Lebens, sie wissend, daß er nur an diese Stunde dächte? Könnte nicht jede Stunde dort ihm peinlich werden, in dem Gedanken, diese Frau, die morgen dem Prinzen ihre Gunst schenken konnte, hätte ihn, Scherer, hier, vor einem Jahre in aller Freundlichkeit abgewiesen? Und doch wollte der Herr des Schiffes, der die Fahrt bestimmte, sie selbst entscheiden lassen. Als er sie mit einer gewissen Neugier fragte, war er ihrer Antwort nicht gewiß.

Sie hatte längst entschieden. Scherer, dem sie damals ihre Freiheit so wenig opfern wollte, wie je einem anderen, war ihr in diesem Jahre vertraut geworden, Verstand und Bildung, Noblesse und Wirksamkeit kamen ihrem Wesen so sehr entgegen, daß sie ihm jedes Unheimliche fernhalten mochte. Sie sagte:

„Patras — lohnt kaum und für Athen wäre es doch wohl zu

spät — meinen Sie nicht? Man könnte auch über Nacht von der balkanischen Verwicklung erwischt werden und die Jacht wird gekapert. Hätten Sie nicht Lust, statt dessen nördlich zu steuern?"

„Sehr nördlich?" fragte er lächelnd, denn er kannte ihre Neigung zu Venedig.

Sie lachte. Aber plötzlich warf sie mutwillig den kleinen Kopf herum und sagte: „Und dann: man soll sich vor alten Szenerien hüten, wenn man die Vergangenheit verachtet."

Das klang wie ein Ruf in den Morgen, und für sie selbst war es auch nicht mehr. Scherer aber hörte etwas heraus wie Widerruf gegen das Vergangene, denn er kannte ihren Glauben an die Verwandlung des Augenblicks: Er sah sie an, fest, als wollte er ihr eignes Wort in seinem Blicke fixieren, sie hielt ihn aus, kämpferisch, kühn, unbewegt, bis er ihn wieder wandte und ruhig fortfuhr:

„Also Venedig und dann noch die Küste, meinen Sie. Es trifft sich, denn ich hätte gern ein Wort mit Ricci gesprochen, der unsere Pläne in Italien propagiert. Man kann vielleicht etwas erfahren. Wenn nur unser Kapitän nicht brennt!"

„Um Venedig würd' ich ihn gern verführen! Aber ich bin nicht sein Typ."

„Unwahrscheinlich. Sie meinen, er ist nicht der Ihre?"

„Darauf kommt es doch nicht an, wenn man Zwecke verfolgt."

Sie setzte diese Worte mit einer bewußten Kälte, die sie zuweilen zwang, die Menschen irrezuführen, denen sie am stärksten vertraute.

Scherer schwieg. Er dachte: — Zwecke? Was wird daraus? —

Eine Stunde später fuhr man an Land. Die Stille der Insel, der Wegfall alles Sehenswürdigen, die rasch ansteigende Glut, vor allem die Fremdheit, die am Abend zwischen Eduard und

Kyrill sich gelagert hatte, ließen die Reisenden stiller hinansteigen. Scherer sah mit neuen Erwägungen hinter Diana drein, Eduard mochte nicht in Kyrills Gegenwart mit Diana, dieser wollte überhaupt mit niemand sprechen; auch Franklin schien seit gestern abend sonderbar verdunkelt.

Nur Wilhelm schien glücklich, am Lande war ihm doch natürlicher zumute, besonders wenn es wild war und heiß um ihn. Als er eine rechte Weile neben Diana hergeschritten war, Blumen, Berge und Flut betrachtend, schien ihm dies alles, Landschaft und Ausflug, irgendwie bekannt. Jenes Gefühl der wiederholten, vorzeitlich aufdämmernden Vorgänge war diesem umnebelten Dichtergedächtnis vertraut; er war nie überrascht, wenn ihn Dinge und Menschen plötzlich bekannt ansahen wie Freunde, wie Erlebnisse eines Traumes. Je mehr man sich in Gruppen verlor, ziellos und ohne Führer schweifend, um so weicher wurde Wilhelms summendes Wesen, jung und verträumt ging er neben Diana wie ein Bruder daher.

„Dort scheint es im Undurchdringlichen zu münden!" rief ihnen Scherer nach.

„Um so besser!" rief Diana und winkte: „Dann entdecken wir noch einen Tempel!"

„As you like it," rief Scherer zurück. „Nur bitt' ich, um eins an Bord zu sein."

Er schlug den Andern einen breiteren Weg vor, der sich wieder rechts und dann in mäßiger Höhe über den Strand hinzog, und in ihrer Versonnenheit folgten sie ihm, im Grunde ohne Interesse. Scherer hatte recht und Diana hatte ihren Willen. Nach kurzer Zeit verlor sich ihr Weg im Dickicht des Ginsters, und wie sie nun, vor Wilhelm her, mit ihrem Stock sich Bahn zu brechen suchte, war sie in ihrem Element und nun erst völlig frei von allen Nachtgedanken, die sie seit Scherers Worten heut früh aufs neue zu belasten suchten.

In menschenhohen Büschen bog sich der Ginster, gelb erblüht

und golden überrauscht vom steigenden Lichte, zuweilen stieg er in Bäumen empor wie ein tropischer Goldregen, schwer fand der Fuß einen Halt im Gewirke des Eppichs, der in feuchtem Grün jenem Gelb den Grund zu wirken bestimmt war. In weicher Knorrigkeit streckten unbeschnittene Feigenstämme ihr lappig schweres Blattwerk aus, Gewirke blühender Myrten stürzten von efeubezwungenen Felsen nieder, graugrün stachen sinnlich zweckvoll Kakteen in die Luft, deren dicke Knospen zuweilen in rot prangende Kelche aufgesprungen waren, violette Agaven, aufgeschossen wie stachlichte Fontänen, atmeten gierig das Licht und die Glut, um die kurze Weile ihrer traubenhaften Blüte zu genießen, während der mütterliche Grund, zwischen flachen Schwertblättern aufgetan, schon grün gerollt verdorrte. Aus Moos und Kräutern, in wilder Zeugung wuchernd, zwängten sich die zärtlichen Stämme kleiner Oliven empor und sandten doch, vom Seewind erschreckt, die zitternden Zweige rasch wieder erdwärts. In das Aufrascheln der Eidechsen, das Hingleiten versteckter Schlangen, die den im Dickicht schreitenden Fuß zu fliehen und doch auch zu verfolgen schienen, mischten sich höher und stärker das Brummen der Hummeln, das Säuseln der Ölblätter, die eigensinnig hochgespannten Geigen der Grillen. Nach Honig, Dunst und trockenen Blüten roch die schwingende, Sinne reizende Hitze. Langsam erstritt sich der Fuß eine höhere Stelle, wo aus becherförmig hochgeschossenen Farren, aus steif aufstehend noch geschlossener Orchis glänzend und stolz wie von grüner Bronze der Kirschlorbeer in ungeheuren Büschen stieg, mit seiner Kühle in die steigende Sonne prahlend, die doch aus jedem Blatte widerglänzte.

Hier oben sah man wieder das Meer, wie es still und blinzelnd unter dem Lichte sich dehnte, und Diana, als sie es sah, ließ sich in das Gold der Ginsterwaldung fallen und blickte, die Brust in die Blüten vergraben, mit aufgestützten Armen in diese blaue Ferne, wie ein liegender Schütze, der einem Schiff

auflauert. In ihrem weißen, leichten Hängekleid, als wär's in ihrem Garten, den großen Schäferhut neben sich, lag sie in goldener Wirrnis und blinzelte nach der sternblitzenden Fläche. Wilhelm, Rock und Mütze bei ihrem Hut, saß ein paar Schritt von ihr. Lange war er ihr schweigend gefolgt, mit Stock und Händen in die Büsche greifend, zuweilen vor ihr durchgezwängt, um ihr Zweige zurückzubiegen, nun wieder zurückbleibend, um einen anderen besseren Weg zu suchen.

„Sie sind ja eine Schäferin," sagte er und hielt den Kopf etwas schief. „Wenn Sie reden, das ist meistens zu klug für mich. Aber so, dann kann ich Sie verstehn, wie meinen braunen Schäferhund, der mir vorigen Herbst weggelaufen ist. Ja, ja." Er sagte es leise, wie bittend.

— Was für eine stille Stimme, was für eine dienend stumme Neigung, dachte Diana und sah ihn lächelnd an. Summt er nicht wie die großen haarigen Bienen und möchte Honig?

„Jetzt sind keine Herren da," sagte Wilhelm und kauerte sich neben sie. „Da darf ich sicher Ihre Hand küssen — aber hier ganz oben!" Sie lachte und fing ihn auf.

„Du bist ein Schäferjunge und kannst mich küssen, wo du magst!" Er beugte sich und küßte sie ganz sacht auf die Wange.

„Ach, Diana, Sie sind ja eine Göttin und ruhn sich nur grade im Ginster aus, und geben sich dem Hirten nicht zu erkennen. Aber ich kenne Sie doch wieder!" Er blieb gebeugt über die halb Liegende.

„Woran kennst du mich wieder, Wilhelm?"

„An den Knien," sagte er und lachte schlau. „Atalanta hatte nicht mal Strümpfe drüber!"

Sie zog den Rock herunter und lachte: „Hat dir Atalanta gefallen?"

„So sehr, daß ich immer nur so hinstarrte, ohne in dich verliebt zu sein!"

„Aber ich bin in dich verliebt, Wilhelm!"

„Das weiß ich schon, aber ich komme nur ganz sachte näher, siehst du . . ."

Er glitt an ihren Busen, ihre Knie berührend.

„Du bist zart und gut, Wilhelm, und du schmeckst nach Erdbeeren."

„Du bist die Schönste, Diana, und Wilhelm ist der Glückliche," und leise fing er an ihren Gürtel zu öffnen.

Aus langer Schlummerstarrheit fuhren sie, von einem Knistern geweckt, mit dem Entsetzen von überraschten Liebenden auf. Aber sogleich gab es ein Gelächter; denn der sie aufgestöbert, war ein Bock, der nun mit staunendem Schnuppern den Fremden näher kam.

„Da kommt es selbst," rief Diana und suchte ihn an den Hörnern zu fassen, „das dionysische Tier und weckt uns aus panischem Schlafe. Gut, daß es kommt, wir hätten sonst die Stunde verschlafen und am Ende die Abfahrt und müßten ewig auf Leukas sein!"

„Wär' es nicht paradiesisch?" rief Wilhelm. „Was tät' ich nicht alles auf Leukas und was nicht du!"

Sie lachte ihn von der Seite listig an: „Ich schnitzte mir einen Einbaum!"

„Um darin zu wohnen?"

Sie überfiel ihn mit einem schnellen Kusse, sie lachte und sagte ihm in die Augen: „Um darin nach Corfu zu fahren, nachts, während du in der Höhle des Telemach schläfst. Dort stieg' ich auf den Lloyddampfer und führe nach Rio oder in den Mond!"

Leichter wie sie gekommen, flüchtig, im Sprunge wie eine Jägerin flog Diana, auf dem nun gebahnten Wege behender noch, und leise singend zurück zu Straße und Strand. —

Indessen umkreisten die Gedanken der vier Männer Diana, während sie ganz nahe mit dem fünften ein Pastorale erlebte.

Schweigend gingen Eduard und Kyrill, wie sie der Zufall eines sich verengenden Weges zusammengeführt, nebeneinander. Seit der Entdeckung ihrer Gleichaltrigkeit war eine Gegnerschaft in ihnen aufgestiegen: unlösbar und schicksalsvoll erschien beiden, plötzlich, seit gestern abend diese ganze lockere Gemeinschaft, die sie noch eben kaum zu verbinden begann, und das Gefühl, auch Diana müsse nach ihrer Art sie von nun an näher zusammenrücken, weckte in beiden zum erstenmal Eifersucht, die sich auf nichts zu gründen und ihre Neigung als Grundlage um so mehr zu festigen schien.

Dabei war Kyrill geneigt, im angeborenen und gezüchteten Groll gegen die Oberen seine Gegnerschaft als gegen den Prinzen gerichtet sich zu verkleiden, während dieser, alles verdrängend, was auf Vorurteile zurückging, mit aller Macht Mann und Idee zu scheiden suchte. Und so war er es auch, der nach langem Schweigen sich wenigstens zu den geschnarrten Worten entschloß:

„Fatales Feld, diese Astrologie, finden Sie nicht, Herr Doktor? Glaubt man dran, so macht's mißtrauisch, und glaubt man nicht, hat man doch Ressentiments."

„Wie mit Menschen," sagte Kyrill dunkel und schwieg so hörbar, daß der Prinz Zeit gewann nachzudenken, ob sein Nachbar an Diana glaubte oder zweifelte.

Scherer und Franklin, wie sie den beiden jüngeren Männern folgten, waren aus ihrer Heiterkeit in kritische Stimmung gesunken, und durch keine Leuchtkraft der Sonne und des Meeres ins Gleichgewicht zurückzubringen. Franklin, der Diana weder nach ihrer Erscheinung noch nach ihrer Vergangenheit erotisch erfassen konnte, fühlte sich, wie er sie von ihren Freunden umkreist sah, nach dem gestrigen Abende doch mit einem Male mißachtet; ihm war, als sollte sie ihn, den Dichter und Frauen-

kenner, nicht so tochterhaft betrachten, wie er's doch selbst stilisiert hatte, und obwohl er lernend und schauend an Bord auf seine unruhige Art glücklich gewesen, fühlte er sich plötzlich aus seiner Jugend verdrängt. Besonders aber mißtraute er Scherer, dessen Stellung zu Diana er nie ganz verstanden und dessen neuer Auftrieb unter aller Weltlichkeit ihn heut noch aufmerksamer machte.

Denn Scherer war seit Dianas Wort am Morgen in innerer Bewegung: Möglichkeiten tauchten in ihm auf und unter, und so war ihm Franklin eben recht, vielleicht doch etwas aus ihrer Jugend klärend zu erfahren. Beide Männer warfen Netze aus, schweigend. Scherer fühlt' es und wartete deshalb, bis Franklin zuerst anzog:

„Kennen sich die jungen Leute eigentlich lange?"

„Die beiden Herren dort?" sagte Scherer, als wäre Franklins Frage mißzuverstehen.

„Prinz Eduard und das Mädchen," denn so nannte er sie noch immer.

„Seit der Türkei, glaub' ich."

Franklin forschte: „Sie haben, hörte ich, damals selber zum Rechten gesehen, Herr Scherer?"

„Ich — sah Fräulein de Wassilko erst wesentlich später wieder."

„Aber der Prinz? Wenn Sie nun mit dem Andern —"

Scherer machte die Gebärde des Nichtwissens: „Da muß sie wohl schon damals rein platonisch gegen ihn geblieben sein."

„Platonisch? Kann sie das auf die Dauer?"

Scherer lächelte: „Ich habe nur diese Erfahrung mit ihr gemacht, Herr Franklin. Aber — Sie kennen sie ja weit länger."

„Früher, ja, früher," rief Franklin laut, als spräche er wie vom verlorenen Paradiese. „Da war das Mädchen schauend und weise. Jetzt — scheint sie mir mehr ein liebendes Weib."

„Seit sie in meiner Nähe lebt, fand ich sie weit mädchenhafter, als die Leute nach jenem Abenteuer glauben möchten."

„Äußerlich, Herr Scherer, aber drinnen — da füllt sich die Schale mit Wonnen an!" In seiner rhapsodischen Art rief er das Wort in die Luft, so daß Eduard und Kyrill sich gleichzeitig umwandten. Scherer, im stillen amüsiert und nur mutiger gemacht, wollte nach seiner Weise ins Gesellschaftliche einlenken und rief den Vorderen zu:

„Sie versäumen das schönste Sonett, das Herr Franklin vor Jahren auf unsere Jägerin gemacht hat, als sie noch eine Priesterin war!"

„Darf man Dacapo bitten?" sagte Eduard erlöst und schloß sich den Beiden an.

„Herr Scherer ist es, der dichtet," rief Franklin, „nicht ich!"

„Durch Rarität wird die Ware kostbarer," spottete Eduard.

„Zählen wir, Prinz," gab Scherer zurück, „wer von uns allen die meisten Gedichte verbrannt hat."

„Ich nicht. Meine ließ ich immer als Schiffchen auf dem Teich im Parke schwimmen." Die Stimmung wurde leichter, sie scherzten weiter.

Nur der Russe ging, dumpf und einsam, allein vor ihnen, durch den glühenden Mittag. —

Eine Stunde später saßen alle heiter und hungrig beim Lunch. Der Prinz, doch etwas unruhig geworden, ersparte dem noch weit nervöseren Russen das Examen, das beide über Diana verhängen wollten.

„Gnädigste sind durch homerische Grabungen zweifellos heute vormittag Mitglied der Akademie geworden?"

Sie war entschlossen ihr Fernsein humanistisch zu verdunkeln, sie log:

„Ein Stückchen haben wir wirklich entdeckt, Wilhelm und ich! Weiter hinauf, bald dort, wo wir Sie verließen, nur etwas mehr landeinwärts, stießen wir unter einer Olive auf ein

paar efeubewachsene Klötze, die sich dann als Säulenstümpfe herausstellten, natürlich spätere Zeit, ich hielt sie sogar für römisch. Aber Sie haben ja einmal Kunstgeschichte studiert, Wilhelm!"

Er staunte, weniger, daß sie dies alles erfand, um kein Befremden über ihren einsamen Gang zu gestatten, als über die Glätte, mit der sie ihn anrief. „Römische Trommeln, nennt man es, glaub' ich, aber jetzt muß man sich an den Fisch halten."

Als er aber sah, wie der Russe forschend zu ihm hinüber, dann wieder auf Diana blickte, wie der Prinz den Russen und und Scherer beide streifte, da fühlte sich Wilhelm, heut morgen der Günstling dieser umworbenen Frau und offenbar der Einzige an Bord, der sich ihrer Küsse hätte rühmen dürfen, plötzlich verwirrt und arm und von ihr verbannt. —

Als sie gegen Abend allein auf dem Bootsdeck stand, längst fern den Inseln, deren sommerlich einsame Hügel nur wie in Phantasien vorüberglitten, blickte Diana über das Meer, sie dachte: . . . Wie mich heut Vergangenheit erfaßte . . . Scherer, der durchaus eine Gattin wollte und so alles versäumt hat. Wilhelm, der eine Schäferin fand, wie vor Jahren einmal der hübsche Schotte . . . Und dieser schweigsam liebenswürdige Prinz? Ist nicht Gefahr für uns, den Augenblick zu verlieren? Warum mag er zögern? . . .

Sie sah einen Schatten die Treppe heraufkommen. Wilhelm trat auf sie zu.

„Diana," sagte er leise, schmeichelnd.

„Guten Abend," sagte sie lauter.

„Sind Sie heiter?"

„Ist es nicht wundervoll?"

„Was?" fragte Wilhelm verwirrt.

„Das Meer! Und daß wir nach Venedig fahren!"

NEUNZEHNTES KAPITEL

Eduard saß in der hintersten Reihe der kleinen Marmortische, die Café Florian auf die Piazza herausschob, er blätterte in illustrierten Zeitungen. Wie er da saß, den Vermouth neben sich und ein kleines Glas Granita, in hellem Sommeranzug, endlich dem Schiffsjackett nebst weißen Schuhen entronnen, zwischen Neugier und Ironie die Bekannten durchstöbernd, die sich inzwischen in Berlin aus dem Herrenhaus tretend, zur Parade reitend, in neuen Frühjahrskostümen Grunewald eröffnend, hatten typen lassen, um sich am Ärger der nichtgetypten Freunde zu ergötzen; so, eingereiht in das Rechteck des Markusplatzes, empfand er einen heiteren Vormittag und gestand sich mit lächelnd erschüttertem Pathos, er wäre doch nicht umsonst im Binnenlande geboren, jedenfalls gäbe es kein Quietiv der Seele, das so rasch wirkte wie der erste Schritt an Land nach langer Seefahrt.

— Hier vollends, dachte er weiter, in Venedig empfängt einen die bessere Hälfte der Erde ohne den Lärm, der sie sonst so intolerabel macht, ohne dieses Knirschen, Läuten, Hupen, Rattern unserer Schienendorados . . . Man sollte Kunstasket bleiben, diese zwei Tage . . . Warum mag sie so früh von Bord gegangen sein? Es war Zeit, daß man irgendwo landete.

Die letzten Tage auf Excelsior strichen wieder durch seinen Sinn. Die Heiterkeit der ersten zehn Tage war dahin, man war mit Höflichkeit einsilbiger, mit Lachen fremder geworden.

Wilhelm hatte sich den halben Tag zurückgezogen, mit Trauerblicken sahen ihn die Freunde am Bug auf einem Sitz hocken, er mied Diana, den Prinzen und zwang nur Franklin zu Gesprächen über Kameltaschen, Elefantenhaare, Krokodilstränen, und wenn er spielte, tat er's leise, allein, ohne dazu zu singen. Abends stahl er sich herunter zu Giorgino, dem Segeljungen, mit dem ihn Scherer von der Treppe aus einmal Dialektübungen machen hörte, offenbar venezianische.

Scherer, beunruhigt, durchprüfte insgeheim allerlei Möglichkeiten und suchte im übrigen vom Kapitän über Wind, Nebel, Leuchttürme zu lernen. Eduard selbst hatte mit Kyrill zwei langatmige Diskussionen über Volk und Individuum, an deren Ende sie, durch ein Wort des Zufalls angeregt, das Schachbrett holen ließen, nach dem auf dieser geselligen Fahrt noch niemand gefragt hatte, und nun spielten sie vier oder fünf Stunden, ohne aufzublicken, und blieben selbst bei Tische benommen und wortkarg.

Kyrill, der Diana stets mißtraut und nun beinah mit jedem an Bord in Verdacht hatte, zog die Scheidelinie zwischen sich und ihr; noch ehe er sich ihr entschieden genähert, gab er sie wieder auf. Dies mußte Eduard, dessen Unruhe durch Dianas Ausflug mit Wilhelm ohnehin von dem Russen abgelenkt war, im Grunde gefallen, er faßte in diesem Augenblicke Kyrills Auftreten kameradschaftlich, wie eine Haltung, der man sich anschließen sollte. Denn wie sich Diana, bei der Zurückhaltung des Prinzen, nach jenem traurig-nervösen Abend zu doppelter Vorsicht zwang, schien sie dem Zögernden nur immer weiter zu entschwinden, und er hielt sie nicht. Was er seit Monaten überdachte, wußte sie nicht; sie sah nur, daß er huldigte statt zu ergreifen, und in solchem Zwiespalt zwischen Stolz und Neigung, schlug in ihr stets der Stolz durch und vergrößerte die Entfernung.

Als Eduard zahlte, um sich unter den Kolonnaden der Bi-

bliothek in die gegen Mittag wachsende Menge zu mischen, hörte er von rückwärts seinen Namen, und wie er sich rasch umwandte, rollte das Geld, das ihm der Kellner im Wechseln hingeschoben, von seinem Ärmel gestreift, zu Boden. Vier Hände mühten sich es aufzuheben, und als er nun selbst sich bückte, um zu helfen, erkannte er Kyrill und einen jungen Russen, und alle drei lachten, als sie sich nun aufrecht die Hände reichten.

„Das erste Mal," sagte Eduard, „daß ich Sie nach Geld gebückt sehe, verehrter Samoroff! In Monte Carlo ließen Sie es immer fortrollen. Vielen Dank!"

„Nur um mich vor meinem alten Studienfreunde Kyrill Pawlowitsch als Antikapitalist zu erweisen! Sonst knüpft er mich im Hofe von Peter-Paul auf, quand il aura la puissance dans l'Institut Smolsky!"

Der elegante junge Mann, der diese Worte erst in gebrochenem Deutsch, dann in glattem Französisch lachend sagte, war fast so lang wie Eduard, und wie er sich nun, den kleinen Stock zwischen den Knien, halb setzte, ohne sich hier niederlassen zu wollen, sagte Kyrill zu Eduard:

„Dimiter Alexandrowitsch wird mich gern entschuldigen, er wird Ihnen lieber von der Spielbank plauschen als mir von Krapotkin erzählen, bei dem er übrigens in London nur den Samowar verstanden hat! Leben Sie wohl, ich habe noch zu tun."

Und indem er mit russischen Worten seinem Landsmann die Hand schüttelte, ging er, und wie er sich so schnell im Gedränge verlor, bemerkte Eduard, wie froh er war sich zu drükken und ihm den Fürsten gleichsam als Standesgenossen aufzuhalsen.

„Et quant à vous, cher prince?" sagte der Russe und zog Eduard, leicht eingehakt, nach der andern Richtung der Kolonnaden. Er schien zerstreut und ohne Vorsatz dem Deutschen

kordialer zu begegnen als dieser ihm, denn durch Erziehung und durch Temperament zeigte Eduard mehr Zurückhaltung als der weltvagabundierende Russe. Indem sie plauderten, der Russe schlendernd, Eduard nicht ohne eine letzte Steifheit, dachte dieser zwischen lässigen Antworten nach, wie er ihn wohl wieder loswürde, denn er befürchtete Einladung und Gegenbesuch und war etwas geniert bei dem Gedanken, Scherer diesen Tagedieb an Bord zu bringen, für den er sich von Standes wegen irgendwie mitverantwortlich fühlte. Vor ein paar Jahren hatten sie gemeinsame, etwas leere Tage in Cannes zugebracht und da Dimiter auch jetzt von dort kam, erging er sich in übertriebenen Erinnerungen an jene schöne Zeit, die Eduard gar nicht so schön erschien und die nachträglich zu vergolden er sich entschlossen versagte.

„Sie fahren durchs Mittelmeer mit einem Zeitungsmann," sagte Dimiter und unterbrach sich sogleich: „Schauen Sie, da, die rechte von den beiden, — wie diese Schulter unter dem schwarzen Tuch sich rührt, man sieht sie ordentlich glänzen — wie mit Röntgenstrahlen," setzte er in voller physikalischer Unbefangenheit hinzu. „Superbe! nur — sie riechen meist stark. — Es geht nur im Winter, wissen Sie — Apropos, Kyrill Pawlowitsch sagt, Sie haben Damenbegleitung — Sehr fesselnd auf See, nur dürfen die Kabinentüren nicht knarren, wie ich's mal erlebte, zum Schrecken des Gemahls — Enfin — Sie bleiben doch ein wenig?"

Eduard verneinte und gab vor, durch seine Freunde gebunden zu sein, obwohl in Wahrheit grade an Land jeder ohne Absage frei war, und schon wollte er fort, als ihm einfiel, es ließe sich durch diesen Schwätzer wohl über Kyrill etwas erfahren. Deshalb sagte er, sprunghaft wie es sein Begleiter gewöhnt war: „Übrigens ist Doktor Sergjewitsch Favorit an Bord, verstehen Sie?"

„Durchaus!" rief Dimiter lebhaft und setzte sich plötzlich,

den Stock zwischen den Knien, auf die Stufen eines der großen Flaggenmaste vor San Marco nieder. „Durchaus verstehe ich das! Damals, als wir zusammen studierten — Mein Vater wollte doch einen diplomé aus mir machen — Ich sollte en Suisse, in Lausanne Staatsrecht lernen, denn dort hatte er einige Freunde, die noch von Alexanders Zeit verbannt waren — Grigori sollte auch studieren — Es war charmant, denn unten in Ouchy, in der Pension der Madame Dorée, da lebte das herrlichste Weib — die Tochter, wissen Sie — Siebzehn, Nolimetangere, brune, schlank wie ein Knabe, aber nur hier oben. Sie verstehen — Eh bien, damals haben wir uns alle die Köpfe eingeschlagen an dieser Bronze. Nur dieser arme Teufel — Nun, wir waren vielleicht Zweiundzwanzig — Gewiß! Es war 1906, ein Jahr nach dem Oktoberaufstand — Also dieser Kyrill Pawlowitsch, der ihr noch nicht einmal ein Bracelet schenken konnte — der ging durchs Ziel, als ob diese kühle Haut plötzlich eine heiße Hündin wäre! Glatt, nach zwei Malen. Ich schwöre Ihnen, er macht es nur mit diesem regard démonique und mit diesem Gebiß —" Und dabei hieb er verärgert mit seinem Stocke auf die rötlichen Quadern zwischen den Füßen und pointierte: „... cette canaille —!" und schwieg plötzlich eifersüchtig, als sähe er die beiden vor sich, nach soviel Jahren und soviel Abenteuern.

Eduard, der vor ihm stehengeblieben war und anfangs, die Hände auf dem Rücken, auf seinen braunen Sohlen wippte, hatte dann, mit steigender Spannung, sich seinem Kopf genähert, indem er den einen Fuß auf eine Stufe setzte und mit der Linken den Flaggenmast erfaßte. Nun nahm er die seltene Konzentration des Russen wahr und fragte in diese Pause hinein, leger, als ginge ihn dies alles nichts an:

„So? War er sehr mittellos?"

Der Russe blinzelte auf. „Häuslerssohn, von ärmsten ukrainischen Bauern. Dann von den Pächtern an Kindes Statt über-

nommen. Plötzlich dort ausgerissen, mitten in diese revolutionäre Sippe. Dann studiert, studiert, studiert! Stipendien, Parteifonds — je ne connais pas les détails. Später hörte ich, nach Sibirien. Flucht wie gewöhnlich — En avant! Lassen wir diesen camelot! Kommen Sie mit, zu Danieli! Sie müssen mir zum Déjeuner die Ehre geben und Berliner Skandale erzählen!"

„Superbe Aussicht," sagte Eduard, der hinter diesem Tone seine Nachdenklichkeit verbergen konnte. „Bin aber leider selber Sklave auf dieser Galeere, die Sie übrigens dort, knapp vor der Salute, in voller Unschuldsweiße bewundern können. Morgen, zweifellos, schick' ich eine Zeile ins Hotel! Für heut, ich muß an Bord. Mille pardons!"

Als er ihn los war, zwängte er sich, rascher als seine Gewohnheit, durch die Spazierenden auf der Piazzetta, nahm eine Gondel und rief, da er kein Ziel wußte und nicht länger gefragt sein mochte, gedankenlos: „All' academia!" um für einen zweiten Befehl indessen Zeit zu gewinnen. Verwirrt saß er nun auf den vertragenen Lederkissen, ringsumher sah er nichts, er sah nur Kyrills Augen blicken, Zähne glänzen, er hörte nur Dimiters neidvollen Tonfall, als er sagte: „Glatt, nach zwei Malen!" und wie er das Wort Bronze unbefangen ihm ins Herz geschleudert. Er sah vor sich die dumpfe Bauernstube, in der ein Neugeborenes schrie, den Pächter in hohen Stiefeln, der es holte, viel Schnee, viel Hitze, weite Steppen, einen verschlossenen Knaben, der auf dem Hof heranwuchs, einen reisenden Agenten, der ihm die Worte der Zukunft zutrug, ein Buch brachte, — — der Knabe lesend, glühend, nun packt er seine Sachen, kratzt Geld zusammen, nun auf die Bahn, Moskau; — — Versammlungen, ein paar Kopeken für das Mittagbrot, nur Bücher, Bücher, — — und dann plötzlich Renntiere, die einen Schlitten durch Sibirien ziehn — Kyrill darin, immer vorwärts eilend, daß sie ihn nicht erreichen, und bis ins Meer — — und dann ein Segelboot, keine weiße Jacht, Mastkorb,

und nun wieder die bronzene Siebzehnjährige, die sich den klirrenden Fürstensöhnen widersetzte und die ihm dann zufiel, wie eine heiße Hündin . . .

„O—he! Guarda—mi!“ drang der warnende Ruf des Gondoliere in seine Bilder. Mit einem Male glaubte er in der tiefen Stimme des Schiffers die Stimme seines ersten Erziehers zu hören, der ihn aus dem Park herausrief, in den linken Flügel des alten Schlosses, — — er sollte aber vorher die weißen lackierten Holzenten an Land ziehen, die er in dem flachen, marmorumrandeten Goldfischteiche schwimmen ließ und die nicht über Nacht draußen bleiben durften, aber er rief lieber: „Johann! Johann!“ und wie der alte Diener durch den Taxusgang gelaufen kam, stapfte er aus dem Wasser und rief: „Johann, hol' mir meine Enten, hörst du? Nein, nicht jetzt, zieh mir erst meine Schuhe an, ich muß ganz schnell hinauf, Stefan wartet schon bei Herrn Höllriegel, wir haben heute kleines Einmaleins!“ —

Zu dieser Stunde, ein wenig vorher, saß Diana allein in dem großen kühlen Saale der Akademie vor Tizians letztem Bilde.

— Wie tief, wie schwer, dachte sie. Und dazu muß man den Scheitel des Jahrhunderts berühren, um nach einer Bahn des Glanzes, nach hundert Gestalten von umlichteter Haut, von rotgolden schimmernden Haaren, nach Lautenschlägern, die bei nackten Aphroditen spielten, nach Ketten und Harnisch, Kühnheit und Freiheit, — um nun am Ende den bläulich dämmernden Leib des Herrn, von den umschatteten Augen der Sünderin betrachtet, unter übersinnlich grüngoldener Kuppel abnageln zu lassen? . . . Jung sterben, jünger sterben, mitten im Grauen der Liebe, in den Ekstasen eines doppelten Pulsschlages, nackt, auf einem südlich umbrandeten Lager, den ungebrochenen Blick zum Leitstern aufgehoben . . . Ist es die Wage? Heute nacht, als ich die Ankerkette niederrasseln hörte, sah ich durch meine Luke, grade über San Giorgios Spitze, Saturn, den rötlich rätselhaften, umkreisten Gott . . . Ich will

von dem tragischen Bilde fort. Hier im Museum hab' ich damals, wie ich von Rom heraufkam, Lionardos rätselhafte Engelsköpfe gesehen, sie waren unter Glas, man schob behutsam die Filzdecke zurück, die sie vor der Sonne schützte, es muß da drüben sein. —

Sie erhob sich, durchquerte zwei Säle, in denen Menschen gingen und sprachen, und schritt einer schmalen Galerie zu, an deren Wänden Glaskästen aufgestellt waren. Hier war es leer, nur in einer Ecke drüben sah sie flüchtig den Rücken eines Mannes. Sie fing an, dort wo sie stand, die ausgelegten Blätter durch die Scheiben zu studieren. Es waren Lionardos Handzeichnungen.

Indem sie die hohe Süße, den schwärmerischen Aufblick, das sinnlich-übersinnliche Lächeln der Engel und Genien wieder eintrank, in denen sich ihr stets die himmlische Liebe, die wunschlose, offenbarte, stillte und weitete sich ihre Seele, die in den letzten Tagen bald unruhvoll, bald kühl verschlossen war, und wie sie lange in diese Züge blickte, stieg langsam in ihre eigenen das Lächeln und die Hingabe dieser wolkenkundig holden Visionen. Vor ihrem Geiste tauchte der Kopf des Magiers auf, der alles dies erschaffen, und wie die Stille in ihr wuchs und um sie, war ihr, als müßte sein Geist ihr nahe sein. Ein leiser Schritt, von ihrer Linken her, hieß sie aufmerken, und für die Dauer einer Sekunde glaubte sie dem Meister hier bei seinen Wesen zu begegnen.

Langsam hatte sich, aus der dämmerigen Ecke, die Gestalt gelöst, die sie flüchtig vom Rücken gesehen, um gleich ihr, in versunkenem Schauen, die Reihe, doch vom anderen Ende her, durchzumachen. Es war ein hoher, dunkel gekleideter Herr um Mitte Sechzig, und da er über die Kasten geneigt stand, hätte man nicht entscheiden können, ob er auch im Gehen sich schon gebeugt zeigte. Sein barhaupt weißer Kopf, sein feines Antlitz mit langer Nase, schmalen Lippen, schien einer Zeichnung zu

gehören, vor allem im Profil, das von einem Bart beherrscht war, der weiß und aus zartem Haar, gepflegt und kühl über Kinn und Hals fiel. Sein Kopf glich sehr dem Selbstbildnis des Lionardo.

So, das geschnittene Profil zum Glas herabgesenkt, daß der Bart etwas vorfiel, erblickte ihn Diana, als sie mit klopfenden Pulsen aufsah. Sie stutzte, sie kannte die Erscheinung.

„— Vater!“ Sie rührte sich nicht. Er blickte auf, nicht eben rasch, sie sah dies blaue Auge auf sich gerichtet, das gütig forschte, wie es einst stählern aufgeblitzt.

„Diana! Da bist du ja! Da steht ja meine liebe Tochter!“

Seine Stimme fuhr ihr ins Herz wie sein Auge. Sie war noch innerlicher geworden in diesen drei Jahren, seit sie sie nicht gehört.

„Vater!“

Und langsam wie ein Mädchen zögerte sie auf ihn zu. Er hob die Arme, ohne sie auszubreiten und küßte ihre Stirn. Es glich einem Segen. Sie schwiegen.

„Und ehe ich dich sah,“ sagte sie dann leise, „schwebte der Kopf dieses Magiers vor mir, und als ich die Tritte hörte, glaubte ich nicht anders, als ihn zu finden!“

„Und nun findest du nur mich,“ sagte der Vater lächelnd, „es ist alles so einfach. Aber wenn man dich ansieht, ist es, als glühtest du von innen her!“

„Ich komme von den Engeln,“ sagte sie und blickte auf die Köpfe unter dem Glase.

„Und ich gehe zu ihnen,“ sagte er, „denn an meiner Ecke fing es mit den Fratzen, den Dämonen an, und deshalb beginne ich diesen Weg immer dort drüben.“

„So muß ich nun zu den Dämonen niedersteigen?“

„Fürchtest du sie?“ fragte er mit forschend ernstem Blick.

„Niemand fürcht' ich!“ rief sie zurück und warf den Kopf mit ihrer kühnen Bewegung, daß die Locken sich noch um den

Mützenrand regten. Er stand, betroffen, fast verzückt, und wie er nun verlangend und mit jener geschlossenen Geste aufs neue die Arme nach ihr hob, war es eine jüngere, eine süßer bewegte Stimme, als er leise rief:

„Helena! Ganz so hat Helena den Kopf geworfen . . ."

Es war Dianas Mutter. Sie schwieg und hatte Mühe, ihm nicht zu Füßen zu fallen, denn jeden Augenblick konnte jemand aus den Sälen in der Tür erscheinen. Auch er besann sich rasch und sagte: „Bleibst du ein wenig bei mir?"

„— Ich — komme mit dir, Vater!" Sie stockte, ehe sie dies sagte, denn im nämlichen Augenblick war ihr der Tag, die Jacht, ihr Wunsch, der Prinz eingefallen, und an der Form der Antwort erkannte der Vater, daß da ein Hemmnis war, das nur von außen kommen konnte. Er sagte:

„Vor kurzem träumte mir, ich könnte dir begegnen."

„Wann war es? Weißt du's noch?"

„Ich weiß von jedem meiner Träume den Tag und ungefähr die Zeit; denn seit zwölf Jahren schreibe ich sie auf. Es war vor drei Tagen, gegen Abend, als ich ganz gegen die Gewohnheit auf meinem Fauteuil eingeschlafen war. Es mochte gegen sieben gewesen sein, denn als ich erwachte, sah ich den kleinen Dampfer vorübergleiten und hatte nur kurz geschlafen."

Sie nickte: „Und zu derselben Stunde vor drei Tagen stand ich auf dem Bootsdeck einer Jacht und dachte: Nach Venedig! Es ist April, vielleicht ist dort der Vater!"

„Du siehst, es ist nicht schwer," sagte er lächelnd. „Und nun gehen wir und speisen und plaudern."

Mit der gemessenen Bewegung der sechziger Jahre bot er ihr den Arm, doch sie, in einer plötzlich mütterlichen Sorge, blickte auf den weichen Hut in seiner Hand und sagte: „Möchtest du nicht . . . In den Sälen ist es kühl . . ."

„Ich kann ihn nicht vor den Bildern der Meister aufsetzen," sagte er, und sie gingen. Im Augenblick, als sie die Treppe

herabkamen, erblickte sie der Prinz, der eben landen wollte. Er zog, wie um noch mehr allein zu sein, mit raschem Griff die Plaue zu und so blieb er den Passanten verborgen. Da das Boot, nach seinem Befehle, am Ziele schien, wartete der Gondoliere ruhig, daß er aussteigen möchte. Doch Eduard rührte sich nicht.

Auf einer breiten weißen Marmortreppe, zwischen den großen sitzenden Löwen, schritt vor seinem Blicke Diana langsam, wie Jugend, die sich still dem Alter bequemt, an der Seite eines hohen alten Herrn herab, sie selbst in hellem, kurzem Jackenkleide, das, vom Winde der Lagunen etwas wehend, vollends im Schreiten den glänzenden Schuh, die Knöchel und Schenkel in grauer Seide freigab, er in sorgfältigem Schwarz, die Rechte auf elfenbeinernen Stock gestützt. Aber Eduards Geist, der noch eben in wachem Traum bei seiner Jugend gewesen, schaute dies Bild, wenig verwandelt, auf der breiten Treppe des alten väterlichen Schlosses, die, fast wie diese, von zwei sitzenden Löwen flankiert war. Auf dieser schien ihm Diana herabzuschreiten, am Arme seines alten Vaters . . .

Als sie dann unten eine Gondel nahmen, drückte er sich unter seine Plaue zurück und beschloß ihnen zu folgen.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Excelsior, auf See die gepflegte Stätte der Ordnung, schien hier, im Hafen, wie der Seemann, alle Tugenden zu verlieren. Zu Tisch kam niemand pünktlich, der Steward war an Land gegangen und schlecht vertreten, Kapitän unsichtbar, Kabinen heiß, Fenster geschlossen, vor allem aber Schwärze überall, da die Jacht Kohlen nahm und das Rattern an den Bunkern nicht enden wollte.

Als Scherer selbst mit halbstündiger Verspätung in der Speisekabine erschien, saß Wilhelm allein vor seinen Tellern und schnitt, da er doch warten wollte, in eine Orange Initialen ein, wobei er leise das Schumannsche Lied pfiff.

„Sie hungern, armer Freund," sagte Scherer, „und vertreiben sich meine Unpünktlichkeit mit den Zeichnungen der Liebe. Darf man die Keilschrift entziffern?"

Wilhelm hob die Frucht auf, drehte sie ihm zu und er las: D. W.

„So sehr sind Sie verliebt?" fragte er mit lächelndem Ernste.

„Wieso?"

„Nun, wenn Sie Ihren Vornamen zu dem des Fräuleins gesellen?"

„Meinen? Das heißt natürlich nur: Diana de Wassilko, bei dem kleinen d, das den Adel bedeutet, ist mir nur das Messer ausgerutscht, man kann es aber bei gutem Willen noch erken-

nen. Ich wollt' es auf ihren Platz legen, damit alle gewissermaßen sehen, wo sie sitzen würde, wenn sie da wäre."

Scherer las, nach einem Worte der Entschuldigung, in seinen Briefen, die er inzwischen hatte abholen lassen.

„Ja, wenn ich Initialen schneiden wollte," fing Wilhelm beim Essen wieder an, „da müßten verschiedene andere Lettern neben dem D stehen!"

„Und welche?" fragte Scherer amüsiert.

„Sie werden mich keinesfalls herauslocken, Herr Scherer," kopierte Wilhelm in weltlichem Tone. „Ich sage nur, daß sich darunter ein E, ein K, und auch ein S befände!"

„Auch ein S?" fragte Scherer.

„Natürlich, aber ich meine das alles passiv, wissen Sie, nicht etwa aktiv von D, nein, nein!"

„Und aktiv?"

„Aktiv? Nichts! Reines D! Sehen Sie, wie ich jetzt alles Doppelsinnige zuhalte? Auf Ehrenwort! Reines D!"

Eduard und Kyrill folgten einander rasch. Der Russe schien angeregt, beweglich, warf seine Briefe durcheinander, schimpfte auf russisch, wohl weil ein Erwartetes fehlte, fragte Scherer, ob er nicht mit Salvatore zusammentreffen wollte, der hier die Sozialistische Presse führte, worauf Scherer ihm Ricci offerierte, beide im Bewußtsein, getrennte Sphären nie vereinigen zu können. Der Prinz dagegen war versonnen, schweigsam, sagte, er hätte nichts gesehen und auch Dimiter, mit dem ihn Kyrill allein gelassen, hätte ihn gelangweilt. Dieser lachte und entschuldigte sich artig. Eduard bemerkte, daß er ihn heut zum ersten Male lachen sah, und diese herrlichen Zähne, die er dabei zeigte, brachten ihn auf.

Schließlich kam Franklin, hastig, mit etwas schiefer Krawatte, zerstreut und ungesellig.

„Leider kann ich Ihre Stimmung nicht durch Briefe heben," sagte Scherer. „Für Sie ist nichts dabei."

„Ich habe sie selbst abgeholt," log Franklin und aß schweigend.

Ein Matrose trat ein, um Scherer einen Brief einzuhändigen, dessen Überbringer Antwort erheische. Scherer las und gleich darauf las er der Tafel vor:

„Ich habe meinen Vater getroffen. Bis zur Abfahrt möchte ich bei ihm bleiben. Bitte senden Sie Mary zu mir. Sie, lieber Herr Scherer, und Ihre Freunde, erwarten wir morgen . . .

Die Ihre

D. W."

Die Überraschung, mit der die Runde diese Zeilen aufnahm, wurde zuerst von Wilhelm unterbrochen, der nun seine Orange aufhob und sagte: „Sehen Sie, meine Herren: da steht es schon, vorgeahnt: D. W."

„Und dies ist offenbar . . ." fuhr Scherer fort, öffnete ein zweites Kuvert und las:

„Grigori de Wassilko

gibt sich die Ehre . . . für morgen abend sieben Uhr einzuladen. Palazzo Tiepoletto."

„Und da liegen vier Karten, für jeden der Herren eine." Er verteilte sie sorglich und während Wilhelm sie nahm und las und umdrehte und das Geheimnis einer Visitenkarte, die Enthüllung eines Namens auf einem weißen Papier dichterisch zu durchdringen suchte, sagte Scherer:

„Tiepoletto? Sind da nicht drei?"

„Der letzte, von hier aus, ist es," sagte Eduard nebenbei und legte die Karte weg.

„Sie wissen —?"

Plötzlich sahen alle von den Karten weg auf Eduard.

„Alter Herr mit weißem Bart, sehr soigniert," sagte Edu-

ard mit künstlicher Blasiertheit. „Proponiere unsererseits Kartengestöber!"

Er hatte, als er Dianas Gondel folgte, sie bald darauf, hinter der ersten Biegung des Kanals halten und beide aussteigen gesehen.

Während Scherer im Namen der Freunde die Einladung annahm, standen diese in der Speisekabine herum, wortkarg, fremd, dem Rattern der Kohlenbunker, wie feindlichen Symbolen, die auf See verwöhnten Ohren trotzig aussetzend. Wilhelm war auf seine Art eines schmiegsamen Toren über Dianas Schäferlaune durch stumme bittersüße Scherze hinweggekommen, ohne, seit ihren abweisend freundlichen Worten an jenem ersten Abend, sie je wieder als ein Liebender anzureden. Eduard, ratlos wie ein Liebender, der dicht vor der Krisis die Erwählte plötzlich meiden muß und sei's für einen Tag, war heut nur Nerv, Unruhe, Ungeduld. Kyrill und Franklin hatten sonderbare Dinge erlebt.

Von Franklin erfuhr man Näheres nicht. Als alle von Bord waren, ließ er seine Koffer an Land schaffen, und statt seiner fand am Abend der Herr des Schiffes nur diesen Brief:

„Ein Schreiben, das mich hier erwartete, ruft mich eiligst auf unser Amt nach Wien, zwingt mich also verfrüht, das weiße Schiff zu verlassen, das Sie, werter Gastfreund, uns allen so hold bereitet haben. Verzeihen Sie mir, daß ich ohne ein mündliches Adieu an Sie und die Gefährten forteile, doch es gilt, den Nachtzug noch zu erreichen, und Sie waren bis jetzt, sechs Uhr, nicht aufzutreiben.

Es kommt die Zeit, wo ich mündlich danken darf.

Franklin."

Daneben fand sich dieses zweite Blatt, jugendlicher beschrieben, ungehemmter, in schrägen Kurven, wie eine Rhapsodie, zuweilen rhythmisch abgeteilt:

„Nein! Es soll Wahrheit leben zwischen Freunden! Darf ich Sie heut so nennen? Kein Brief, kein Nachtzug! Eine Begegnung, — begreifen Sie! Eine Begegnung in einer Gasse! Untertauchen in so schwerblütig gebreitete Arme, in so schwermütig geweitete Augen — alles vergessen, was Bildung, Ehrgeiz, Wissen uns nahm! Sie lächeln? In meinen Jahren sorgen die Götter nicht mehr so gern, nicht mehr so oft für überströmte Stunden! Ja, es ist wahr, diese letzten Tage, da sich's um das Mädchen zusammenzuziehen scheint, haben mich verwirrt, verjüngt — und so gesteh' ich's gern: es war die Jägerin, die mich dieser Bettlerin von Venedig zutreibt, einer Königin. Ihr Haar ist wie beim älteren Palma, aber ihre Haut ist wie bei Franklin dem Jüngeren." —

„Come un principe!" hatte Salvatore am Vormittage gerufen, als sein russischer Genosse in das enge Redaktionszimmer trat, das mühselig mit Glasspiegeln Licht aus einem dunklen Hofe der vollgestopften Gassen holen mußte. Klein, schnell, mit schwarzem Schnurrbart und Zwicker war er der Typus des intelligenten Milanesen und in jedem Worte Kyrills Gegenspieler, dem er auch um zehn oder fünfzehn Jahre des Lebens und der Parteipraxis überlegen war. „Wie ein Fürst!" rief er ihm im Stakkato des Mailänder Dialektes zu. „Rauscht durchs blaue Meer, dieser Volksfreund, wie in 'nem Roman. Leugnen Sie nicht, Genosse: Wir wissen alles!"

Kyrill, wunderlich an- und abgezogen von staubig-krauser Wirrnis einer Redaktion, die er nie gemocht hatte, ließ sich's indes vor dem Kollegen nicht merken, schwieg und fragte mit heimlichem Hochmut. Seine Herrennatur trat vor den Seinigen stets so stark hervor, wie sein Gemeinschaftswille vor den Oberen, und so hatte er auch die Eleganz der Jacht zwar nur mißtrauisch ertragen, wenn er etwa die Gesellschaft als ein Bild am reichen Tische sah, und doch wie ein ihm völlig Adäquates hingenommen. Sein Herz schlug stärker in Fanatismen

als in Brüderlichkeit, denn im Grunde war Kyrill eine anarchische Natur, keine soziale.

„Laßt mich nur fahren!" rief sein voller Bariton zurück. „Ich bohre indessen das Schiff an, auf dem ihr mich nur gaudieren seht."

Er schob ein Pack Zeitungen zurück, hockte breit aufs niedere Fensterbrett, holte sich mit dem großen Schuh eine Zeitschrift vom Boden heran, auf der er russische Buchstaben erkannte, und war lesend, suchend, blätternd, nur gelangweilt von den Namen und Zahlen, die ihm der Italiener referierte, maschinenmäßig, wie man Ziegel zuwirft. Beide schienen sich für diese gewohnten Details des Parteilebens kaum zu interessieren.

„Hm. Und sonst habt ihr nichts geleistet," sagte Kyrill und hörte kaum seine Frage.

„Per bacco! Wir sind doch in keinem Jachtklub! Gehen Sie wieder nach Rußland?"

Kyrill stand auf: „Nach Deutschland."

„Da waren Sie doch früher, denk' ich."

Der Russe trat dicht vor ihn hin, drohend, als wollte er ihn von seinem Stehpult blasen, aber er sagte ganz ruhig: „Wie lange, glaubt ihr wohl, nehme ich mir Zeit für so eine Fahrt?"

„Ich hörte, Sie würden mit diesen — diesen Leuten sechs bis acht Monate segeln." Kyrill, an Übertreibungen gewöhnt, lächelte nun doch: „Heut vor vierzehn Tagen von Berlin abgereist. Spätestens in zehn Tagen wieder dort."

„So fix? Wollen Sie bei dem famosen Scherer leitartikeln?" Der Italiener blinzelte: „Wie macht sich denn dieser Mann à deux?"

„Anständig," sagte Kyrill kurz.

„Ganz verbohrt oder nur halb verbohrt?"

„Zweidrittel."

„Aber — unrettbar?"

„Bleibt beim Umschwung rechts, doch nur um nicht Opportunist zu erscheinen."

„Na also," sagte nach diesem geklapperten Dialoge Salvatore langsam, ohne etwas zu denken, und fuhr animiert fort: „Und — was ist denn das für'n Prinz, sagen Sie mal!"

Kyrill, ungern gefragt, ohnehin wegen seiner Verschlossenheit in der Partei beargwöhnt, wollte doch nicht seiner Natur nach abbrechen; er wußte, daß, was er jetzt sagte, nach allen möglichen Orten, völlig übertrieben, mitgeteilt würde, und mäßigte sich deshalb, indem er, mit der Briefwage spielend, als wäge er die Worte, leise, mehr für sich sagte:

„Reine Natur, legiert mit blöder Erziehung, verbaut durch Zynismus, schamhaft und, um nicht frech zu scheinen, müde. Sein Herz weiß längst, was wir wissen, und mein Verstand weiß, was er weiß. Aber sein Verstand begreift nicht mein Herz, und mein Herz nicht seinen Verstand." Er versann sich und schwieg.

„Das ist mir zu russisch, Genosse!" rief der Italiener und zerriß jenem die Stimmung.

„Adieu," sagte Kyrill ruhig und ging. —

Zu gleicher Zeit hatte Eduard, von den Erfahrungen des Vormittags bewegt, nach dem Versuch eines Mittagsschlafes das laute staubige Schiff verlassen. Er fuhr mit Kyrill und Wilhelm an Land, die sich gemeinsam in die entlegenen Viertel der Stadt durchschlagen wollten, um, aus sehr verschiedenen Gründen, unter das Volk zu geraten. Dem Russen, der kaum Italienisch sprach, kam Wilhelm gelegen, der auf Radfahrten durch Italien, durch alte und neue Lieder und durch die Gelegenheit ihrer Erkundung die Sprache von Grund aus kannte. Nun wollten sie sich von Giorgino führen lassen, der aus Vicenza stammte, doch in Venedig aufgewachsen war.

Eduard gefiel das Unternehmen, doch konnte er sich nicht

entschliessen, mit von der Partie zu sein. Ihm schien es unmöglich, neben diesem Russen durch Volk zu waten, den er erst seit ein paar Stunden, mit Neid, zugleich mit Scheu darin recht autochthon empfand. Als er ging, glitt ihm Wilhelms langer Hundeblick ins Innere, und er dachte, warum sich denn alle immer mißverstehen müßten. Indem er ziellos weiterging, fürchtete sich der Verliebte vor dem langen Nachmittage, vollends als ihm einfiel, der morgige Tag wäre auch noch bis sieben Uhr einsam zu überstehen. — Man hätte sich Scherer anschließen sollen, dachte er, durch die um diese Stunde leeren Gassen tappend. — Frauen. Man sollte irgendwie bei einer Frau herumsitzen . . . Adelheid wäre eigentlich eine Zuflucht! Sie wohnen so hübsch und wenn auch Umberto, ihr Marito, wieder ausschließlich vom Principe Doria reden wird, so macht doch sie eine famose Figur und ist immer anständig gewesen. Und nun sah er sich auch noch von einem Blumenmädchen bedrängt, die ihn mit ihren Narzissen in ein Boudoir zu zitieren schien. Er rief eine Gondel und ließ sich an den Palazzo fahren.

„Edward!“ rief die hübsche große Frau, als sie, kaum daß sie seine Karte gelesen, in den kleinen Salon trat. „Edward the Confessor! Wann tauchst du einmal auf!“

„1042—1066, teure Adelaïde!“ sagte Eduard und ließ sich umarmen. „Übrigens bin ich nicht als Bekenner gekommen, sondern als getreuer Knappe, um dir diese Narzissen an den noch immer jugendlichen Busen zu legen!“ Sie gab ihm einen Streich, steckte, ohne sie anzusehen, die Blumen vor, und wie dies ganz stereotyp geschah, dachte Eduard, wie anders Diana aus darreichenden Händen einen Strauß zu nehmen pflegte. Und er begriff nicht, daß er in diese volle freundliche Frau vor Jahren um ihrer Schlankheit willen ein bißchen verliebt gewesen.

„Im Gegenteil!“ rief nun Adelheid. „Bin ich plötzlich nicht

mehr alt genug, um dir wie ehedem als mütterlicher Beichtstuhl zu dienen, da ja eure edle Linie sich leider so protestantisch gebärdet? Dio mio! Was treibst du! Was macht Onkel Heinrich? Und Elisabeth! Und Katharina! Und wo kommst du her?"

Eduard gab kurzen Bericht, lenkte dann auf ihren Mann und ihre Kinder ab, erfuhr, daß jener in Rom, daß diese heut über Land wären, bewunderte alle in zahllosen Photographien, die überall die Tischchen besetzt hielten, so daß er seine Teetasse, wie er sagte, gleich einem Weihgeschenk zu Füßen Margheritas, seiner kleinen Großcousine, abstellen mußte. Bei alledem nahm ihm die heitere, weltkluge Frau die Schwere, und nach einer halben Stunde, in der sie, mit manchem kleinen Seitenseufzer, sich immer wieder zu ihrer gemeinsamen Jugend bekannte, pries er seinen Einfall und daß Conte Umberto, Erbe eines Palazzo von Venedig, sein Vetter war und noch dazu verreist.

„Eure Aussicht ist gradezu baedekerhaft, Adelaïde," sagte er am Fenster, zwischen die Platten der Jalousien blickend.

„Ich bitte mir die deutsche Fassung meines Namens aus!"

„Es ist die beethovensche," sagte er mit großer Verbeugung und kam zu ihr zurück, „und ich entsinne mich, daß ich mir schon im Matrosenkragen, wenn Therese das Lied sang, immer vorstellte, diese ewige Geliebte müßte rotblond gewesen sein wie du!"

„Caro mio, man wird demnächst grau und daran ist die vielgepriesene Aussicht nicht unschuldig. Wie ich hier als grünes Ding zum ersten Male plätscherte, fand ich alles himmlisch. Aber fünfzehn Jahre, lieber Vetter, nichts als Wasser und schwarze Kähne und nie ein Auto und selbst Motorboot nicht erlaubt: mir ist das zu pathetisch für die Dauer! Wie überhaupt die romantischen Venezianer in der Nähe und als Verkehr —!

Melancholisch lieben — à la bonne heure, aber heiraten sollte man doch nur auf dem Trocknen!"

„Weder naß noch trocken, Adelheid! Unbeweibt schwebt man im dritten Element!"

„Oder man brät im vierten!" rief sie und drückte ihn neben sich in das blaue Barocksofa. „Und nun, bekenne, Edward Confessor, wie du es ehedem auf eben diesem kleinen Sofa getan, wann endlich wirst auch du — und vor allem: wen!"

„Stefan muß vorausgehen," sagte er, um abzulenken.

„Stefan ist leidend, Heinrich zwar vermählt, aber ohne Erfolg, und dies bereits im dritten Jahr! Auf, Eduard, sichere den Thron, wenn du es schon nicht für den Altar tun magst!"

„Meine Brüderlein werden für zahlreiche Erben sorgen, es ist doch ein so hübsches Gesellschaftsspiel!"

„Fi donc!" Sie lachte.

„Warum? Findest du nicht?"

Nun lachte sie noch mehr.

„Du hast wohl Erfahrung?"

„Nur Erkenntnisse."

„Keine privaten Sprossen?"

„Ich bin allein — leider nicht in der Lage . . ."

„Nun, es soll ja schöne Damen geben, die gelegentlich leichtgeschürzt wie bei Phidias Bild stehen — oder war das schon Michelangelo . . .?"

Eduard war eigentlich froh, Dianas Bild sich nun auch im Gespräch vorzaubern zu können, er verweilte bei Atalanta, sah wieder Knöchel und Hals und die kühne Abwehr dieses Profils. Dicht daneben sah er sie in ihrem engen Sweater an der Spitze des Schiffes, im tiefen Dekolleté ihres schwarzen Abendkleides und verlor sich in der Reproduktion von hundert Stellungen, Gesprächen, Blicken, Gedanken, um schließlich wieder die Szene von heute mittag auf der Löwentreppe vor sein Auge zu befehlen. Das ging in Sekunden vor sich, immer-

hin schwieg er länger als sie erwartete, und so fügte sie, sich selber instinktiv zur Vorsicht mahnend, in gedämpftem Tone hinzu:

„Oder werde ich dir zu indiskret?"

Eduard, mutterlos und schwesterlos, von Kindheit her dieser Cousine brüderlich verbunden, hatte, als er achtzehnjähriger Leutnant und sie achtundzwanzigjährige Mutter zweier Söhne war, ihr die erste und einzige Geschichte seines Herzens gestanden, und zwar auf eben diesem Sofa, wie sie's eben angedeutet, und, nach Art sehr junger Männer, sein Vertrauen zu der damals noch schlanken und noch nicht resignierten jungen Frau bei diesen Konfessionen in eine sublime Neigung zu der mütterlichen Freundin sich verwandeln sehn. Doch war alles nur der Hauch einer September-Abendstunde gewesen.

Und wie er nun in diesen nachmittäglich halb besonnten Kissen neben der Freundin saß, stieg in ihm, nach den seltsamen Worten und Bildern dieses Vormittages, nach dieser Seefahrt zwischen Ebbe und Flut seines Herzens das alte Vertrauen empor, und er sagte, zurückgelehnt, zwischen Zähnen und Zigarette, mit etwas schwankendem Ernste:

„Keine Sorge, liebe Adelheid. Da aber das Gerücht bis an deine Lagune gedrungen ist, möcht' ich dir die fatale Konfession machen, daß ich ungern abfällig über die Dame reden höre — oder doch nicht von dir . . ."

„Oh!" rief sie leise, überrascht.

„Tja, weißt du," fuhr Eduard unbeweglich fort, „das ist nämlich eine seriösere Affäre als damals, obwohl das ja natürlich eine kleine Herzogin war. Zwischendurch, in diesen zehn Jahren, war übrigens Windstille in diesem sonderbaren Segel. Na! Und jetzt, siehst du, weiß ich eben nicht, ob ich die Fahrt wagen soll . . ."

Sie horchte bewegt, beseelt.

„Eine lange Fahrt?" fragte sie schließlich. Er stand auf und sagte kurz:

„Die Fahrt, liebe Adelheid, oder gar keine!"

Sie erschrak. Eduard galt in der Familie als Sonderling und Freigeist, der aber durch seine peinliche, vielleicht sogar romantische Pflege der Traditionen vor Gefahren geschützt schien. Nun war es, als erwöge er den denkbar stärksten Abfall von den Bräuchen des Fürstenhauses.

„Ja, kennt denn — weiß denn . . ." fragte sie verwirrt.

„Niemand weiß, was nicht existiert. Obwohl auch Papa schon einiges schlucken mußte. Wollte dir nur andeuten, wie töricht die Fama urteilt. Meinerseits hoff' ich" — und er fand seinen gewohnten Ton zurück — „usque ad naufragium, solo zu segeln, was weit unbedenklicher und billiger verläuft. Verzeih. Melodramatisches Intermezzo. Keinerlei Lebensgefahr . . . Hast du was von Papa gehört? Heinrich schreibt mir heute, der Professor fänd' ihn unverändert. Sollte man nicht mal zum Rechten sehn?"

Er stand auf.

„Bist du denn auf dem Heimweg? Du sagtest, glaub' ich, Jacht mit Freunden. Wie und wo soll ich mir das vorstellen?"

„Mittelmeer. Adria. Holde Ziellosigkeit mit Dampf und Leinwand. Keine Museen, nur Wind und Deckstuhl. Von hier noch etwas dalmatinische Küste . . ."

„Apropos. Vorigen Dienstag war die Münsterberg hier. Du weißt doch, die mit den Tigerbewegungen und dem verrückten Verhältnis. Ach, du warst ja glücklicher Zuschauer!"

„Auf dem Heimweg?"

„Sie wollte den nächsten Tag Dampfer nach Ragusa nehmen, es ist recht umständlich über Triest. Wie kann man nur so weit weg wohnen!"

Eduard kombinierte im Kopfe: — Wenn wir Olivia besuchten, fände Diana endlich einen Hintergrund. Einzige Gelegenheit sie in solchem Milieu zu sehn. Zwár wozu? Weiß ja alles voraus. Immerhin . . . Aber er sagte:

„Tja, teure Adelheid! Wie kann man nur so weit weg wohnen!“

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Klar war das Licht des Morgens in den Klosterhof der armenischen Insel gestiegen, und wie nun die schrägen Schatten der Säulen und Bogen die Gänge überquerten, verdoppelten sie dies Wirken der quadratischen Kreuzgewölbe und schufen auf dem bunt marmorierten Boden eine zweite Architektur.

Dazwischen fielen zwei Menschenschatten. Schwarz stand ein langer alter Mönch an einer Säule und sprach leise, doch dringend zu einem alten Herrn in Schwarz, der seinen Kopf in gleicher Höhe zu ihm hinhielt, jedoch gesenkt wie ein Hörender. Beiden floß der weiße Bart vom Kinn. Im Hofe des Kreuzganges aber, auf dem Rande der kleinen Fontäne, die die Mitte bildete, saß eine junge Frau und strich mit sinnlich zarter Geste das Fell der großen Katze, die mit langsam aufwärts wogender Bewegung der Hand auf ihrem Rückweg durch die Luft Nacken und Rücken entgegenhob, indem sie zugleich, wie schauernd vor der erwarteten Bewegung, sich wellenhaft zurückbog.

Allen vier Wesen drang die Sonne sichtbar in Haut und Poren, und drei von ihnen schienen wunschlos. Nur der das Zeichen der Weltabgeschiedenheit trug, schien von Leidenschaft gefangen.

— Auch ein Kloster tötet die Triebe nicht, dachte Diana, als sie das besonnte stille Antlitz ihres Vaters, das blinzelnd

weiche, vom vielen Streichen nun ganz reglos gewordene Tier und ihre eigene Stimmung zusammenfaßte und der heimlichen Flamme des Mönches entgegenhielt. — Vielleicht hat auch mein Vater diese Versenkung erst gewonnen, seit ihn der Tod seiner Gefährtin traf. Helena! Wie er gestern den Namen aus dem Herzen zog. Und starb ihm über dem Sohn, den er nie sieht...

Sie sah, wie sich die Männer trennten, wie ihr Vater sie suchte, und schritt nun, das Tier vorsichtig verlassend, den flachen Steinweg auf ihn zu, an dessen sorgsam gelegte Platten sich gerade Gemüsebeete schlossen, aus feuchter Erde frühe Halme sendend. — Sie mögen, dachte sie, vor einer Stunde hier gegossen haben, eh' es zu heiß wird . . .

Den Umgang, den sie beim Zusammentreffen mit dem Mönche unterbrochen, setzten Vater und Tochter nun unter den offenen Spitzbogen fort. Diana sagte:

„Wie ich euch beisammen sah, schien mir der weltliche Herr der geistliche zu sein. Was hatte den Armenier so erregt?"

„Ich kenne ihn seit zwanzig Jahren," sagte der Vater und nahm den Elfenbeinstock im Rücken in beide Hände. „Damals, als ich östlich von Aleppo grub, in Anatolien, sprach er schon grade so heftig. Es sind immer noch diese Verfolgungen durch die Türken, und er glaubte, ich hätte Einfluß, weil ich noch zuweilen beim Botschafter in London bin."

„Du hast noch viel Verbindungen hinunter?"

„Ich pflege sie nicht mehr. Aber du warst inzwischen unten und, scheint mir, kreuz und quer."

„Nicht kreuz und quer, Vater."

„Aber das Herz — Schriebst du nicht so?"

Sie hängte sich in seinen Arm: „Wann wird es stetig schlagen?"

„Wenn es langsamer schlägt, Diana," sagte er und sah sie freundlich an. Sie faßte fester seinen Arm im Schreiten.

„Wann fing das deine damit an, Vater?"

„Das ist schon lange her."

„Wie lange?"

„Seit diese hier ihre Farbe verloren."

„So wollt' ich mir graue Locken wünschen," sagte sie lächelnd.

„Ich wünschte mir keine braunen mehr. Ich liebe das Alter. Es ist wie ausgegrabene Statuen: schöner als die neuen, obwohl ihnen zuweilen ein Glied fehlt."

Er blieb vor einem geborstenen Säulenkapitäl stehen, das neben dem Kreuzgang im Grünen lag, umwuchert von blauer Iris, als wär' es an dieser Stelle aus der Erde geschaufelt und unter ihm stände die Säule noch vergraben. Diana stand schweigend dabei.

„Wozu mag dies alte Wesen jetzt dienen?" fragte sinnend der Vater, unmittelbar aus seinen vorigen Gedanken.

„Um in seinen geschwungenen Voluten das Wasser des Himmels aufzufangen, damit dann die Vögel trinken können," sagte Diana. Er richtete sich auf, sie schritten weiter.

„Wie schön du zu reden weißt," sagte er dann. „Aber meine Vögel sind fortgeflogen und suchen andere Brunnen."

„Laß mich noch eine Weile fliegen, über das weite Meer, das dort hinter der langen Lagune atmet. Hörst du die Möwen schrein!" Sie machte sich von seinem Arme los, wie um an der Säulenreihe dem Ufer näher zu sein, das dort in geringer Tiefe sandreich die Insel umzog. Lächelnd wartete er, sah, wie sie den großen Strohhut abnahm, an den Arm hängte und leise die Locken schüttelte, als wollte sie sie dem Meerwind öffnen, der herüberstrich. Bald kehrte sie sich ihm wieder zu, ergriff und küßte seine Hand:

„Verzeih mir! Nun bin ich einen Tag von Bord und werde schon vom Schrei einer Möwe sehnsüchtig. Wie wird der Vogel sich ins Binnenland fügen!"

„Und Sidney?" fragte er.

„Sidney?" sagte Diana. „Möchtest du ihn nicht mehr zu dir nehmen?"

„Er wollte fort, vor zwei Jahren. Ich bin nicht fähig, großen Kindern zu befehlen."

„Bezieht er denn — genug Geld von dir?"

„Einen kleinen Wechsel, von dem er leidlich leben könnte, so wie ich ihn auch dir angeboten, da ihr immer fortwollt. Ich habe nicht mehr."

„Er braucht aber viel."

„Mir hat er nie um mehr geschrieben. Verdient er nicht? Zeichnet er nicht?"

„Er — hat vor kurzem einmal modelliert."

„Also doch? Karikaturen? Tiere?"

„Nein, einen Akt."

„Einen männlichen, denk' ich."

„Nein. Mich."

Der Vater schwieg. Sein kurvenhaft im Gleichnis denkender Geist, den Diana von ihm geerbt und so als Gabe in der Jugend empfangen hatte, was meist erst mit der Reife erworben wird, sah seine beiden Kinder vor sich, wie das eine als schönes Material der Kunst des anderen diente. Die Freiheit, die ihn zeitlebens vor den Werken der Meister erfüllt, gesellte sich zu jener symbolischen Auffassung, und so fühlte er nur Mythos und Plastik und beide dämmerhaft vereint. Er verlor sich in merkwürdigen Konklusionen, in denen mythische Geschwister sich vermählten, kehrte dann zu seiner Vaterschaft zurück und umkreiste den Gedanken, wie nun die Mutter dieser beiden Kinder, in der er stets das Gleichnis der Schönheit sah, sich in Dianas Gliedern, er selbst, der Vater, aus seinen bildnerischen Trieben in Sidneys formende Hand verwandelt hätte. Sinnend schritt er neben Diana und wollte eben, wie erwacht, erkunden, ob denn der Versuch gelungen wäre, als er Dianas

Schritte sich beschleunigen und eine lange Erscheinung ihr entgegengehen sah, und wie sie sich begrüßten.

Eduard, der mit Diana vom Kloster San Lazzaro einmal gesprochen, war, in Vereinsamung sie umkreisend, am Morgen gleichfalls hierher gefahren, er hoffte sie hier zu treffen. Der Vater, wie er aus seiner Nachdenklichkeit Dianas Gestalt so behende dem Fremden entgegengehen sah, dachte zuerst etwas traurig, wie fern er doch ihrem Schicksal gerückt war. Dann aber sah er in den Zügen des jungen Mannes innere Beglückung aufziehen, und so schloß er lächelnd seine Betrachtung vorläufig ab, als die jungen Leute, wie ein Paar, auf ihn zutraten. Als Diana seinen Namen nannte, verneigte sich Eduard tiefer als sonst und als er es selbst wußte.

„Und nun stör' ich Ihnen die seltene Morgenfreude!" sagte er in einem Ton, der Diana durch eine gewisse knabenhafte Zögerung überraschte.

„Gewiß nicht, Durchlaucht," sagte der alte Herr. „Diana erzählte mir, wie sie an Bord von Ihnen allen verwöhnt war, und muß das nun schon beinahe vierundzwanzig Stunden um ihres alten Vaters willen entbehren."

„Ich habe für eine Einladung zu danken, Herr von Wassilko," sagte Eduard und merkte, daß er diese Anrede lieber diesem weißen Haupte als jenem jungen Sohn in Berlin bestätigte.

„Sie finden nur, was ein Reisender in zwei gemieteten Zimmern eines verfallenen Palazzo rasch zusammenrafft."

Sie setzten diese Höflichkeiten fort, indem sie weiterschritten, um am Ende des Kreuzganges auf einer Steinbank in der Sonne Platz zu suchen. Der alte Herr empfand den jungen artig, doch ein wenig üblich, und fragte sich, warum Diana grade von diesem so freundlich gesprochen; diese selbst wartete schweigend auf eine jener windigen Wendungen, aus denen das Gespräch des Prinzen sonst bestand.

Eduard aber genoß diese Formalitäten so, daß er nur immer mehr davon haben wollte, und wie er nun den alten Herrn auf diplomatische Personen in London brachte, die ihm ganz gleichgültig waren, wie er selbst die ihm sonst überdrüssige Anrede von ihm gern flüssig geformt hörte, befriedigten ihn weltliche Sicherheit, Bekanntheit, Kreis dieses Mannes, der ihm endlich, nach so langem Suchen, eine erste biographische Bestätigung für Dianas innerlich längst erkannte Rasse und Erziehung lieferte. Indem er für den Rest von Vorurteilen, die seinem Freimut ererbte Grenzen setzten, grade das Uniforme suchte, mit dem er die sonderbare Frau einhüllen könnte, gab er sich selbst vollkommen uniform und begegnete diesem Manne, dessen seltsamer Geist aus seinen Zügen sprach, mit einer Glätte, die sein eigener Vater von ihm im Verkehr mit seinesgleichen oft vergeblich gewünscht hatte.

„Durchlaucht kennen San Lazzaro?" fragte schließlich der alte Herr, indem er aufstand und auf die Gebäude wies. „Denn ich fürchte Sie zu lange in England zu halten, statt in Armenien."

„Ich kenn' es und auch hier gibt es ja ein englisches Zimmer."

„Lord Byrons, ja! Sie schätzen diesen Dichter?"

— Nun wird er sich endlich demaskieren, dachte Diana.

Der Prinz schwieg. Durch die prototypischen Wechselreden war er in jene Welt zurückgetaucht, in der seinem abseitig gebildeten Wesen eine bestimmte Rolle zugewiesen war, und wie er seit langem in Betrachtung Dianas mit dieser Rolle kämpfte, wie er sich fragte, ob dieses Kind der Freiheit sich den Gesetzen seiner Klasse je würde einordnen wollen, nur so weit, wie die Hierarchie den Schein forderte, trieb es ihn an diesem Morgen, bei dieser einzigen Gelegenheit, sich vor ihr und ihrem Vater noch enger in den Kreis der Klasse zu schlingen, wie zu einer Versuchung, — und als nun der Name des Dichters in diese

morgendlich besonnte Seeluft fiel, blickte er an dem Fragenden und auch an Diana vorbei über die beglänzte Fläche und sagte dann:

„Als Dichter schätze ich ihn sehr. Als Edelmann hat er sich doch wohl etwas verwirtschaftet."

In diesem Augenblicke begriff Diana, die nun seinen vergebens glaubwürdig gestimmten Ernst, die ganze Soigniertheit dieser Unterhaltung wie in einem Epigramm erfaßte, was in Eduard vorging, warum er hier und heute den Lord vom Dichter trennte — und im nächsten durchschaute sie das ganze vielfältige Maschenwerk von Erwägungen und Zögerungen, in dem er seit langem mochte verfangen sein. Doch ließ sie sich den großen Abenteurer in keinem Falle schelten, ihre Kämpferart faßte sogleich Position, aber Erziehung hieß sie doch erst die Antwort dem Vater einzuräumen, der, mit ihr und Eduard im Dreieck stehend, die Pause ruhig durchgewartet hatte.

„Eure Durchlaucht", fing er formell an, „nehmen den Edelmann vor dem Künstler in Schutz und sind von Geburt und Standes wegen durchaus gehalten dies zu tun. Wir anderen, die wir weder als Engländer noch auch als Edelleute von seinem Range gebunden sind, dürften ihm vielleicht mit freierem Urteil seine Verse zugute halten, deren Schönheit Sie ja selbst hervorhoben."

„Zuweilen", sagte nun Diana leise, die den Männern lange schweigend zugehört, „erhob er sich dort drüben im Ostflügel vom Tische seiner Klause, denn das Licht war untergegangen und seine armenische Bibel war verdunkelt. Dann reckte er sich nach vielstündigem Studium, trat ans Fenster, sah und horchte hinüber nach der Lagune der Stadt. Ich glaube, es war Juni, daß er hier studierte. Er rief seinen Diener, der wollte die Gondel herrichten, er stieg zum Ufer hinab und ließ sich wartend den Fuß benetzen. Plötzlich warf er Rock und Stiefel ins Boot, wie es oben losfuhr, rief seinen Leuten einen Befehl zu

und sprang ins Meer und schwamm hinüber. Dann ist er an der Piazzetta triefend an Land gestiegen, hat sich bei einer Geliebten umgezogen und die Nacht durchtanzt und früh fuhr er wieder zu diesen heiligen Vätern und setzte seine Übersetzung fort. Ja, Prinz! Da bleibt man freilich unfruchtbar als Dichter — und skandalös als Edelmann!"

Mit steigender Hingabe hatte Eduard, seine konstruierten Absichten völlig vergessend, Dianas Worten zugehört, wie sie aus melodiös gebanntem Grunde allmählich lauter wurden und sich am Ende scharf gegen ihn wandten. Er lächelte und sagte: „Gnädigste haben den Dichter preisgegeben. So hindert nichts, daß ich das Nämliche mit dem Edelmann tue."

„In England dürftest du nicht so reden, Diana," sagte der Vater, um von dieser Kollision abzuleiten, aber er dachte: — Sie müssen wohl in kämpferischem Einvernehmen sein.

Und mit Artigkeit geleitete man einander zu den Gondeln.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Rascher als die von Schiffskost verwöhnte Gesellschaft erwartete, ging das kleine Diner zu Ende, und nur Scherer bedachte, wie mühsam es dennoch gewesen, es herzurichten, denn in dem hohen, etwas kahlen Saale, den Herr von Wassilko neben einem Schlafzimmer bewohnte, mochte für Gäste das meiste fehlen, und doch war, wie besonders der Prinz bemerkte, alles tadellos. Die Einfachheit, durch Improvisation dem Wirte aufgedrungen, schien vornehm und war's im Grunde. Mary war als Bedienung lautlos tätig. Das Tischgespräch, bei dem unter der rötlichen Stehlampe jeder unbefangen schien, während jeder zwischen den Schatten forschte, hatte zumeist der alte Herr mit Scherer geführt, dem er sich am leichtesten anschloß. Diana war abgelenkt, indem sie durch Winke an die Dienerin das Fehlende zu ersetzen suchte und als Wirtin, noch dazu auf Reisen, still wirkend achtgab. Eduard wiederum ließ keinen Blick von ihr, wie sie in ihrem langen lila Kleide diese Rolle erfüllte, vor seinem Geiste stieg ihr Bild an anderen Tafeln empor, keineswegs repräsentativ, vielmehr häuslich im großweltlichen wie auch im idyllischen Sinne, und während er seine Betrachtungen unbemerkt glaubte, fühlte sie sein Auge und konnte ihn, nach dem plötzlichen Erraten seiner Gedanken von heute morgen, heut abend leicht das ausbauen sehen, was er in sich seit langem ausbaute.

Kyrill, schweigsam von Natur und erst in plötzlichen Debat-

ten seine Ideen endlos entladend, hier in Venedig durch manches parteiliche Zusammentreffen, durch neue unterirdische Nachrichten betroffen, war still gekommen, war aber vom Anblick seines Wirtes gefesselt und nun zu aufmerksamer Betrachtung getrieben. Wilhelm allein schien etwas enttäuscht. Er hatte auf einen Sterndeuter und heimlich wohl auf etwas wie einen Alchimisten gehofft, glaubte in ein Haus mit Karten und Globus, mit Flaschen, Retorten und Dosen zu kommen, und sah nun im Vorzimmer eines ehedem schönen, etwas verfallenden Palazzo nicht einmal Rüstungen und Ketten, sondern nur eine Reihe vier oder fünf sorgsam geordneter Hüte des alten Herrn, deren Katechismus Kyrill verachtet, Scherer schweigend in das Budget eingetragen hatte, während der Prinz in ihnen nur den Zylinder vermißte, der ja aber wohl in seinem Kasten geblieben sein konnte.

Als Herr von Wassilko nach Tische vorschritt, sagte er:

„Verzeihen Sie somit diese primitive Gastlichkeit, wie sie die verarmten Erben eines großen Geschlechtes ermöglichen, die hier ein paar Säle vermieten. Sie erscheint mir immer noch besser als Hotelsäle, in denen man immer Gebärde und Maske von Leuten spürt, die vor zwei Stunden auf denselben Stühlen gesessen, dieselben Gabeln an fremde Lippen geführt und die mit dem Hauch ihrer törichten Rede vielleicht die Luft in eine Vibration versetzt haben, die wir noch feindlich spüren, wenn wir uns niedersetzen."

An den großen aufgespannten Glastüren des Balkons nahm man, jedoch noch drinnen, in einem natürlichen Halbkreise Platz und stritt um die Sessel, von denen zwei modern und bequem, die anderen antik und steif schienen. Der alte Herr, in einen der Fauteuils genötigt, lehnte ab und belegte den großen gotischen Stuhl ohne Kissen. Eduard und Scherer, um nicht bequemer als ihr weißhaariger Wirt zu scheinen, hatten instinktiv nach ähnlichen gegriffen, Diana aber, ihren großen vene-

zianischen Schal umhüllend, für sich einen niedrigen Hocker an den Balkonrand geschoben, wo sie vor Eduards Blick nur zuweilen von unten durch das Flackerlicht vorübergleitender Gondeln beleuchtet war.

„Dann bleibt den jüngeren Herren nichts übrig," sagte der Wirt, „als die Großväter zu spielen!"

Wilhelm, der darauf gelauert, warf sich rasch in den tiefen Sessel und rief:

„Das will ich meinen! Wir müssen auch sehr geschont werden, denn wir sind die Hoffnung der Nation!"

„Ich nehme ihn gern," sagte der Russe, indem er den andern Fauteuil nahm, „weil er mir verständig und gar nicht großväterlich scheint. Diese andern steilen Stühle dagegen sind doch um Jahrhunderte überholt, sie erinnern an die Macht längst überwundener Höfe und gehörten höchstens in ein Museum, wo eine vorgelegte Schnur symbolisch andeutet, dass ein Mann um 1900 dergleichen nur noch betrachten darf, — wenn er zu solchen Studien wirklich in unserer Epoche noch Zeit findet."

„So scheinen Sie hier der Vorgeschrittenste und in solchem Sinn in der Tat der Jüngste, Herr Doktor?"

„Seine Durchlaucht ist nicht älter," sagte Kyrill mürrisch.

„Und nun müssen Sie ihnen das Horoskop stellen!" rief Wilhelm. „Die Apparate haben Sie gewiß nebenan!" Er wollte aufstehen, wie um das für seine Neugier Nötige zu holen. Scherer hielt ihn zurück.

„Wir wollen heut Herrn von Wassilko nicht bemühen."

„Meine Tochter hat geplaudert? Und der junge Herr hält mich am Ende für einen andern Swedenborg!"

„— War Swedenborg nicht auch in Venedig?" fragte Diana von ihrem Sessel aus leise hinüber, denn sie hatte kaum zugehört und schien nun auf eine Verwandtschaft des Geistes hinzudeuten, die der Vater eben ferngehalten.

„Einmal war Swedenborg hier, Anno 1718. Es sind bald zweihundert Jahre, Diana."

Eduard lauschte. Der kühle Tonfall dieser leisen Worte, das Geheimnis des schwedischen Geistersehers und wie er ihn mit dem altväterisch lateinischen Worte beschwerte, die Vertraulichkeit, in der er dann am Ende ihren vokalreichen Namen aufklingen ließ, diese ganze Verwandtschaft seiner Redeweise mit der ihren, sinnend, artig, als verschwiege man den besten Teil davon; die Wendung, die seine hohe Gestalt aus dem hochlehnig gotischen Stuhle nach dem Balkon hin nahm, und wie nun, im Lichte der indessen herangeschobenen Stehlampe, sein weißer Bart, herabwallend, und ihr Antlitz, kinderhaft aufgehoben, entspannt und fragend, von rötlichen Schatten belebt waren: dies alles ergriff den Prinzen mit einer plötzlichen und süßen Heftigkeit, seine einsame Natur fühlte sich von dem Wunsch ergriffen, solchen Menschen verbunden zu bleiben, die ihre große Freiheit in eigene Gebundenheit faßten, — und zum ersten Male wünschte er Diana dies Gefühl durch einen Blick der Neigung aufzuklären. Doch wie er dann aus dem Schatten in den Lichtkreis treten wollte, um ihr im Rücken der andern sichtbar zu werden, fühlte er sich durch eine sonore Stimme gehemmt, denn Kyrill sagte, in das Schweigen hinein:

„Was hat denn nun dieser Swedenborg faktisch geleistet?"

Diana wendete den Kopf von ihrem Vater der Stimme aus dem Dunkel zu, und Eduard sah, wie sich ihre Brauen zusammenzogen. Aber der Vater schien unberührt.

„Nun," erwiderte er ruhig, „er hat wohl zwanzig Bände zur Naturkunde hinterlassen, besonders Mineralogisches, war ja auch Mitglied mehrerer Akademien und ist mit diesen Werken in die Geschichte der Wissenschaft eingetragen."

Kyrill wurde unruhig. Gebildet im Fanatismus einer aufgeklärten Zukunft, kämpfend gegen Vorurteile und Überliefe-

rung als solche, hatte seine Natur noch keine Zeit gefunden, sich gegen die Aufgaben, die ihm Geist und Amt setzten, ins Gleichgewicht zu bringen, und so hatte er, bei allem Studium, bei aller Kraft des Denkens, das dämonisch Gebannte seines Wesens noch gar nicht erfaßt, und wo er es im Blut gespürt, als ein altmodisch Dunkles, als ein zu Überwindendes zurückgedrängt. Und doch zog ihn jene andere Welt der Triebe, das irrationale Gleichnis besonders in der Musik, es zog ihn das kosmisch undurchdringliche Gesetz immer wieder aus dem Kreise des ökonomisch deutlichen Gesetzes und unterwarf ihn, wider Willen, seiner Natur. Indem er nun zum erstenmal erfuhr, daß einer jener Visionäre, denen er so sehr mißtraute, zugleich exakter Forscher gewesen, sah er, der nach Art begabter Naturen das Biographische bedeutender Geister stets in Relation zu sich selber brachte, eine ferne Möglichkeit, selbst einst in solchen Verfall zu geraten, und erwiderte nach einer Pause:

„Mit diesen Werken wäre er aber wohl kaum in das Gedächtnis der Menschen gedrungen. Ich wußte nichts davon und die wenigsten mögen sie kennen."

„Das ist wahr," sagte Scherer, „und entsinn' ich mich recht, so hat selbst der Professor, der ihm in der Stockholmer Akademie die Gedenkrede hielt, sich für außerstande erklärt, alle Werke des Verewigten zu kennen, den er feiern sollte."

Nun lachte die Runde, und der alte Herr sagte:

„So ist es und ich bin nicht klüger als jener laudator officialis."

Kyrill persistierte: „Aber die andern, diese okkulten Schriften — oder die Überlieferungen seiner sogenannten ‚übernatürlichen' Erkenntnisse sind Ihnen gewiß geläufig. Ist nun in diesen irgendein greifbarer, dauernder Wert enthalten?"

Diana wandte sich ab, sie trug den Blick zu dem großen Kanale hin, sie dachte: — Mit seinen schönen Beinen sollte er

auf Segelstangen klettern, und in feste reife Äpfel beißen mit diesen herrlichen Zähnen. Aber nach Venedig und zu meinem Vater paßt er nicht!

Eduard hatte, über den Kreis hinweg, ihre Züge gesehen, als sie sich abwendete. Er dachte: — Säße ich jetzt mit ihr in jener Gondel, die dort vorüberzieht, ich wollte ihr alles fortflüstern, was sie hier leiden macht!

„Da läßt sich schwer erwidern," sagte Herr von Wassilko, aufrecht in seinem hohen Stuhle. „Greifbar sind diese Dinge wohl nie, und daß sie dauern, ist auch kaum ihre Bestimmung. An die Zeit scheinen sie nicht gebunden, nur an Menschen, wie es immer solche gab, die sich ihnen nach dem Gesetz ihrer Natur zu nähern trachten."

— Sehr geschickt, dachte Scherer, der allen transzendentalen Anfragen mit ähnlicher Allgemeinheit auszuweichen gewöhnt war, und indem er sich dem alten Herrn als Weltmann verglich, übersah er ganz, daß dieser aus der Verschwiegenheit einer gläubigen Seele erwiderte, nicht, wie Scherer selbst, aus Vorsicht für eine hochkultivierte, doch im Grunde rationale Weltanschauung, die man nach zwei Seiten stützen mußte.

Kyrill schwieg, eigentlich fühlte er sich abgewiesen, und wie auch die Andern dies erkannten, waren alle recht froh, sich aus solcher Befangenheit durch Wilhelm befreit zu sehen, der mit seiner stillen Aufmerksamkeit gefolgt war und nun mit naiver Frische sagte:

„Wenn ich nur wüßte, ob man das Geistersehen erlernen kann! Ich habe schon einmal so einen gefragt, in Berlin, wie ich nach der Vorstellung mit ihm zusammenkam, und der hat mir gesagt: „Sie spielen ja die Laute, wie ich von Ihrem Freunde höre. Na, wenn einer mal erst Musik in sich hat, da ist's zum Okkultismus nicht mehr weit!"

„Wo haben Sie Ihre Laute, Wilhelm?" fragte Diana von ihrem entfernten Platze aus, und alle waren froh, sie ablenken

zu sehen. Man sprach von Instrumenten, und wie Wilhelm seine Laute hereinholte, ohne die er abends selten ausging und vollends nicht in Venedig, wie man sich wechselseitig fragte, was jeder spielte, sagte der alte Herr:

„Leider gibt es keinen Flügel hier und keine Geige. Aber meine alten Wirte hatten ein schönes Cello, und weil ich früher einmal ein wenig gespielt habe, stellen sie mir den Kasten immer wieder ins Zimmer, wenn ich komme."

Und damit ging er und kam nach kurzer Zeit mit einem Cello wieder, das seine Gäste eilten ihm abzunehmen. Nur Wilhelm war in seinem Fauteuil sitzen- oder liegengeblieben, den er heut abend, nur um die Laute zu holen, kurz verlassen, und er sagte leise zu Diana, als die andern nun im Saale aufgestanden waren und um das Cello herumstanden:

„Mich bekommt niemand aus diesem Sessel, den er so ‚vernünftig' genannt hat! Außer natürlich, wenn Sie ihn haben wollen, Diana!"

Die kleine Zärtlichkeit ging ihrem Gemüte nahe, denn wie sie, von Eduard getrennt, von Kyrill verletzt, von diesem ganzen Gespräch sich eigentlich gestört fühlte, hatte sie nur immer inniger in das Dunkel und das Rauschen, in dieses Auftauchen seltener Lichter und Rufe sich versenkt, das vom großen Canale zu ihr heraufdrang; nun traf sie das burschikose Wort des jungen Mannes freundlich, sie dachte an Franklin, warum er wohl wegbliebe, ob er sie, ob er ihren Vater fürchtete, und dann dachte sie wieder an den Prinzen.

Drüben hatte Kyrill, irgendwo niedersitzend, das Cello angeschlagen, gestimmt, sich dann, er wußte selbst nicht wie lange, stumm in das Instrument vertieft:

„Spielen Sie?" sagte Scherer.

„Allein?"

„Wilhelm wird das Klavier ersetzen und auf der Laute akkompagnieren."

Dies fand bei allen Beifall. Wilhelm, der Noten kaum kannte, stets aus dem Kopfe spielte und sich daher jedem Gesange anzupassen wußte, ging darauf ein, forderte aber in seinem Sessel bleiben zu dürfen, den er den Revolutionssessel nannte, Kyrill tauschte mit dem Prinzen, um höher zu sitzen, er blickte etwas mißtrauisch auf Wilhelm, dann, ohne zu fragen oder anzukündigen, fing er eine Bachische Cellosuite an. Wilhelm, der alles kannte, erschrak und ließ sogleich seine Laute los, denn er wußte, dergleichen ließ sich nicht aus dem Kopfe und vollends mit der Laute begleiten. Kyrill, kurz aufblickend, schien zufrieden und spielte allein. Diana hatte sich, wie die ersten straffen Töne in die Weichheit dieses Frühlingsabends fielen, gleichfalls aufgerichtet und umgedreht. Einige Sekunden lang wallte ihr Blut zornig vor, als wäre sie beim Fechten touchiert worden. Dann hatte sie die Gewalt dieser gefaßten Melodik ergriffen, ganz grade saß sie auf ihrem Schemel, sie hatte, ohne es zu wissen, ihr schwarzes Tuch fallen lassen.

Und wie die Töne durch das Ohr alle Kämpferkraft in ihr aufrissen, so faßte sie zugleich die Gestalt des Russen ins Auge. Sie sah, wie er dort, im Lichtkreis der rötlichen hohen Lampe mit seiner großen Rechten den harzigen Bogen über die Tiersaiten führte, wie die großen Finger seiner Linken auf dem Ursprung dieser Saiten künstlich zitterten, wie seine muskulösen Schenkel das braune, hohl gewölbte Holz gegen das Knie drückten, und von der hohen gotischen Lehne eines venezianischen Edelmannes der blonde Bauernkopf eines fanatischen Russen zu diesem Kasten sich in Mildheit herabsenkte, wie zu einer Frau, die er an sein Knie drückte und mit der Rechten streichelnd zum Klingen brachte — und dennoch zitterten die Finger seiner anderen Hand an ihrem Halse . . .

Eduard sah, wie ihr Blick den musizierenden Mann umfing und hätte in diesen Minuten das Fürstentum seines Vaters und



den Nachrichten und dem Arzt," sagte Eduard leise ... zaubern
sich ab.

„... . Ich liebe auch den meinen," s... ein. Dann sagte Wil-
Gedanken offen ließ. Er war
dachte, die Szene auf der Tr nicht helfen! Ich dachte, Sie mei-
wieder ein, er griff nach ihrer
es geschehen. Er sagte: „Di türlichen Einwand, der alte Herr
Er wußte, daß er sie nie ellospielers, Scherer und Eduard
samen Bewegung senkte wie aus einer Erstarrung sich abge-
nicht wieder loszulassen und an das barocke Steingitter des Bal-
— Wie zart küßt die Magie dieser Augenblicke, in denen
... Doch er schwei der Willen hingegeben fühlte, wie einen
schließen, langsam sich zur offenen Saaltür, streckte die Arme,
helms kleine Stim n Abend mit seiner ganzen Schwermut ein-
ein Himmel aufs neue in seinen Mantel zu hüllen, der von
Träumt' ich d gefallen war, wie das schwarze Tuch, und sie
Und al ilhelm hat recht! Sie haben ja den Tag gespielt und
Ged... der Sonne — und hier ist mehr als Nacht!"

Kyrill sah zu ihr hinüber und gab ihr im stillen recht, denn durch das Medium der Musik begriff er alle Zögerungen des Herzens, die er in seinen Theorien als unverständig verwarf. Als er nun das Es-dur-Notturno begann, nahm Wilhelm eine leise Begleitung auf und führte sie zurückhaltend bis zum Ende durch. Diana stand am Gitter des Balkons und blickte, herabgebeugt, in das leise strömende Wasser. — Dies alles ist gut, dachte sie. So ist diese Stadt und so ist der Vater und so ist der Prinz und so ist Wilhelm und so bin ich an diesem Abend und vielleicht ist zuweilen sogar der Russe so, der jetzt in meinem Rücken das Cello an sein Knie drückt. Und wenn es alles anders sein sollte, so will ich, heut abend soll es so bleiben!

Als man bald darnach aufbrach, um an Bord und vor Tagesanbruch in See zu gehen, ergriff der Vater, mitten im Saale, ihr Haupt und küßte sie auf den Scheitel ihrer Locken. Es ge-

schah im Sch zur Linken die beiden Giganten eben an die Glocke,
ten schweigend hin. Mitternacht. Aber die Fahrt war noch nicht zu
Sie sich noch, Prinz?"
monie, die sie unbedingt
andern Anwesenden, Kyrill in ohne sich anzusehen, bis dicht
die Ecke bog und nun leuch-
nerung an russischen Vatersegen,
unkel.
mal im Geiste seinen Vater vor sic
eraus, half ihr, oben küßte er
Mit freundlichen Worten, herzlic
ndern gute Nacht, die dicht
dennoch fremd, nahmen die Herren
und wie man sich verteilte, um beide v
nutzen, und Eduard, diesmal ohne zu f
Scherer und Kyrill in der anderen Gondel
Wilhelm unschlüssig und dachte: ob er liebe
Abwesenheit erfreuen und den Prinzen nic
fahren lassen oder ob er diesem sich gefällig
dem er seinem Boote fernbliebe. Scherer ließ
wortlos wählen, aber da fiel ihm Diana selber ein
wußte es bei ihr nie gewiß — am Ende doch gern
Prinzen blieb, und so sprang er in Scherers Boot und spielte
sang eines jener leichtsinnigen Lieder von Venedig, die so heite
sind, als wären sie in Vicenza geboren. Die alte Mary
kam mit einem Matrosen im dritten nach.

„Soll er schweigen?" fragte Eduard neben Diana, leise, im vorderen Boot.

„Nicht doch! Ist es nicht süß, wie seine Laute durch diese schluchzenden Kanäle lacht . . ."

„Herr von Wassilko spielte gut?"

„Seine Seele spielte, seine Finger waren nicht sehr geübt."

„Und doch haben sie Statuen ausgegraben . . ."

„Sogar Vasen von Glas, die sind noch zerbrechlicher."

„Er scheint kräftiger als mein Vater und ist doch kaum älter."

„Ist der Fürst noch leidend? Haben Sie Nachrichten?"

Sie fragte nie, immer ließ sie ihn von den Seinen beginnen.

„Er ist leidend seit dem Tode meiner Mutter. Ich mißtraue

den Nachrichten und dem Arzt," sagte Eduard leise und wandte sich ab.

„. . . Ich liebe auch den meinen," sagte Diana, indem sie einen Gedanken offen ließ. Er war ergriffen, daß sie seines Vaters gedachte, die Szene auf der Treppe und beim Abschied fiel ihm wieder ein, er griff nach ihrer Hand, die im Schoße lag, sie ließ es geschehen. Er sagte: „Diana . . ."

Er wußte, daß er sie nie so genannt. Und mit einer sehr langsamen Bewegung senkte er seine Lippen auf diese Hand, um sie nicht wieder loszulassen. Sie dachte:

— Wie zart küßt dieser junge Mann. Ich möchte ihn küssen . . . Doch er schweigt und scheint in großem Kreise mich einzuschließen, langsam, kurvenreich . . . Hinter uns jubiliert Wilhelms kleine Stimme und seine Laute tut, als wäre das Leben ein Himmel von Amoretten, hellblau und kurzgeschürzt. Träumt' ich das alles schon?

Und als hätte er durch die Poren ihrer gebräunten Haut ihre Gedanken erfühlt, sagte der Prinz, indem er nun die Lippen hob und, ihre Hand noch in der seinen haltend, sich in die schwarzen Kissen zurücklehnte:

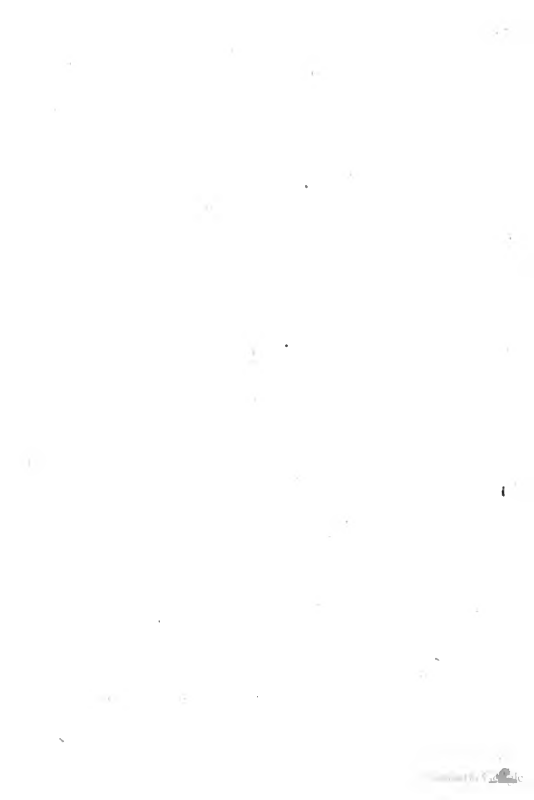
„. . . Einmal fuhren wir in einer Gondel und ich nannte Sie das erstemal Diana . . . Entsinnen Sie sich noch? Es war den Abend, als uns Ihr Vater zu Gaste geladen. Der Russe hatte ihn nach Swedenborg ausgeforscht, wissen Sie noch? dieser blonde Russe, der mit mir am selben Tage geboren war. Er spielte Bach wie ein Mann. Ob er noch lebt? Ob er schon aufgehängt ist? Und Scherer war dabei, damals noch jung und gastlich und tätig und Wilhelm spielte hinter uns das Lied der Venezianerin vom tölpelhaften Gatten und ihrem schönen Vetter. Es war mitten zwischen diesen barocken Fahrten, entsinnen Sie sich? Excelsior . . . und die Fahrt war noch nicht zu Ende . . ."

„Und als wir an der Piazzetta vorüberfuhren," sagte Diana, zurückgelehnt wie er, im gleichen Tone, „da schlugen auf dem

Uhrturm zur Linken die beiden Giganten eben an die Glocke, denn es war Mitternacht. Aber die Fahrt war noch nicht zu Ende . . . Entsinnen Sie sich noch, Prinz?"

Sie schwiegen, Hand in Hand, ohne sich anzusehen, bis dicht hinter San Marco die Gondel um die Ecke bog und nun leuchtete Excelsior weiß durch das Dunkel.

Am Fallreep sprang der Prinz heraus, half ihr, oben küßte er ihre Hand, dann sagte Diana den Andern gute Nacht, die dicht hinter ihr angelegt hatten.



DRITTES BUCH



DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Auf der mittleren von drei großen Terrassen, die sich ins Meer um so weiter vorschoben, als sie sich ihm zusenkten, unter knistrig gelbem Strohdach, das auf leichten Bambusstäben die Sonne wegblenden sollte, lag in langem Korbstuhl Olivia, in heller Seide auf ein braun und weißes Fell gebreitet, das sie, wie es eben kam, in den Ecken und Riffen des Geflechtes festgesteckt hatte. Doch hielt sie ihren Blick dem Lichte abgewandt, sie sah nach Osten, wohin das Widerspiel des abendlichen Lichtkampfes in frischgeballte Wolkenberge drang, und wie sie von dieser Burgterrasse hinunterblickte in die Bucht und auf das graue Städtchen, schien sich in ihr die Legende zu sammeln, die hinter ihr, in jenem auf den Fels getürmten Schlosse vor den Jahrhunderten ihre dalmatinischen Väter umfaßte. Denn drohend mehr als denkend, herrisch und dunkel sah sie zu diesem kleinen grauen Steinhaufen nieder, in dem ein paar hundert Fischer die Knechtschaft ihrer Väter in muffig feuchten Seelen weitertrugen. Sie fühlte sich allein, sie war es nicht.

Goldblond wie sie, aber von matterem Glanze, im stillen Ausdruck unerwachter Augen, doch von vollen Lippen, wie ohne Schuld belebt; madonnenhaft, doch schon die Zeichen einer Frauenzukunft in den Zügen: so erschien Maria, die neben ihr auf einem kleinen Stuhle saß, die Hände hinter dem Haarknoten gekreuzt, nach dem farbenströmenden Westen über die Weite blickend. Wunschlos begleitete das Auge der Sechzehnjährigen

das Feuerspiel von Licht und Meer, denn sie begriff es nicht und folgte nur mit dem Mutwillen ihrer Jugend der Helle, ehe sie schwand. Doch schwer in die aufsteigende Nacht verheftet, grollte der Blick der großen Frau hinab, die ihrer Mutter an Jahren wenig nachstand.

Maria mochte vorgelesen haben, das Buch lag neben ihr, klein, arm, gezaust vom Meereswinde wie ein verlassenes Wesen. Seit sie durch Gregors Tod befreit, doch auch vereinsamt worden, las Olivia wieder, doch mit einer Art Feindschaft gegen die Bücher, die sie wählte. Dieser Winter, den sie unter Literaten verbrachte, hatte sie von ihren Werken eher weggeführt, und was sie versuchte, um es des Autors wegen anzusehen, war ihr sogleich Objekt der Unzufriedenheit. Ihr Herz, nur immer suchend, ermüdet von den Gewohnheiten der Klasse, war vor der Arbeit derer vollends erstarrt, die sie frei glaubte und in bedenklicherer Wirrnis gebunden fand.

Als sie nun, zum Frühling, in das große verlassene Schloß der Mutter heimkehrte, war diese, eine weltlich rüstige Frau, nach zwei Tagen des Wiedersehens nach Rom abgereist, um nach einem stumpfen, von ihrem Enkel kaum belebten Winter sich noch ein paar Wochen lang von der ihr geläufigen Gesellschaft erfrischen zu lassen. Brieflich hatte Olivia diese Reise der Mutter vorgeschlagen, denn ihr war darum zu tun, den gemeinsamen Sommer abzukürzen.

Allein schien ihr das Schloß am Meere schön, sobald es aber nach den Gewohnheiten der Ihren ein Haus für befreundete Adlige aus Dalmatien wurde, die dies Jahr die Mutter mit besonderem Grunde heranziehen wollte, war es ihr verleidet. Heiße Wochen auf der breiten Terrasse zu verträumen, von den Freunden des Knaben wenig überlärmt, langsam unten baden, viel liegen, morgens nach Westen schauen, abends nach Osten, selten, doch dann von einem aufreizenden, phantastischen Buche in kurze Wallung aufgetrieben: so dachte sie bis in den Juni

hier zu atmen, ungestört, und nur dieser Nichte, Marias stille Gegenwart war ihr lieb, denn sie spielte, wenn man sie bat, mit Fingern, deren Kraft bei soviel Zartheit überraschte, zuweilen eine Fuge, eine Chaconne von Bach, und wenn sie ihr beim Gutenacht die Stirne küßte, kam ein Geruch von Frauenhaaren ihr nahe, den sie mit der Unruhe ihres nie schlafenden Erwartens einzog.

Immer lag sie still, die Bucht, von Booten zuweilen schläfrig gefurcht, die die langen Netze hinter sich aufzogen, wenn sie morgens den Fang einbrachten, und kam, zweimal in der Woche, der Tag, wo der Triester Küstendampfer anlegte oder, war es stürmisch, seine Schaluppe herübersandte, so war man vorbereitet, denn alles erwartete die Post. An diesen Nachmittagen war Olivia ungern draußen, ihre schlafend wilde Natur konnte Warten und Ausblicken nicht vertragen, und der Dampfer kam nie zur gesetzten Stunde. An anderen Tagen lag sie über dem Meere in der traumhaften Sicherheit, von außen könnte nichts kommen, sie wider Willen zu erfassen.

So war's ein Schreck mehr als Freude oder selbst nur Neugier, als in dieser Stunde an der Kante der Felsenbucht eine weiße schmale Spitze hervorstieß und sich rasch zu einem Schiff erweiterte. Leise rief sie: „Maria . . ."

Das Mädchen, ihren Anruf in solcher Stille nicht gewohnt, fuhr herum und indem sie's tat, sah sie auch schon das Schiff und rief: „Ein Schiff! Sieh nur, ein weißes Schiff! Das ist nicht von unseren!"

„Wie sie glücklich sind, diese Fahrenden!" sagte Olivia leise. „Immer durchs Meer und in den Abend, um rascher in die Nacht zu tauchen . . ."

„Es wendet!"

„Wie . . ."

„Es dreht bei, in der Bucht, sie wollen unten landen!" Das Mädchen eilte an die Brüstung.

Nun erhob sich auch Olivia, schritt vor, doch noch ehe sie recht um sich geschaut, rief die Stimme ihres Sohnes von der unteren Terrasse herauf: „Maria! Mama! Ein Kutter fährt in die Bucht! Ich laufe hinunter, ich will es ansehn, unten!"

Haus und Leute gerieten in Bewegung, man sprach, man kombinierte, und als eine halbe Stunde später ein Matrose, von Clemens etwas herrisch herangeführt, mit deutschen Worten einen Brief übergab, konnte Olivia, die zwar von Scherers Plan, doch nicht mehr von Daten und Ausführung gehört, indem sie seine grade Handschrift erkannte, mit einem Blick auf alles schließen.

„Gnädigste Gräfin, in Venedig hörte Prinz Eduard, Sie wären schon zurück. Nun liegt Excelsior in Ihrer Bucht, doch noch unter Dampf, daß Sie uns freimütig wissen lassen, wenn wir ungelegen kommen. Dann ziehen wir einen Wimpel auf, der bedeutet Auf Wiedersehn! Sind wir indessen Ihnen und der Fürstin nicht zur Last, so kommen wir auf eine Stunde.

Verehrend

Scherer."

Gemeint waren ein paar Tage, doch als man die Fahrt beschloß, war man darin einig, an Bord wohnen zu bleiben, um nicht, zu fünft, ein halbschlafendes Haus zu verwirren. Zwar hatte Scherer, wie er den Vorschlag machte, heimlich auf Widerstand gehofft und hätte gerne solchem nachgegeben. Ein neues, vielleicht weiter verteiltes Wohnen schien ihm von fern willkommen. Seit jenem Morgengespräch in Leukas hatte sein Geist in immer erneuten Kurven Diana umfaßt, und als vorgestern der Prinz zur Heimfahrt auf dem Großen Canale so entschlossen in ihr Boot gestiegen war, hatten sich Scherers Leinen und Taue fester um sie geschlungen. Ihre sensuelle Anziehung für ihn nahm zu, je mehr sie in die Nähe des jungen Mannes rückte. Kyrills schweigende Blicke hatten sie ihm nur

begehrenswerter gemacht. Nun fand er bei den beiden anderen Männern eine unverhoffte Zustimmung, und er dachte heimlich, ob sie vielleicht aus ähnlichen Gründen geheime Befürchtungen hegten und lieber an Bord zusammenbleiben wollten.

Mit voller Natürlichkeit, beinah ohne Überraschung, trat man sich entgegen, es schien nur ein Wiedersehn zwischen Freunden nach einigen Wochen an anderem Platze, das Fernsein von Olivias Mutter erleichterte den Verkehr, und Maria, die keiner kannte, sah sich rasch von einem einzigen gefangen. Es war Wilhelm, der ihr, in seiner kindlichen Weise, beim ersten Händedruck Herz und Verehrung zutrug und als der Jüngste die halb Erwachsene von jenen doppelt leicht abtrennte, da Clemens sich von dem wunderlichen Dichter angezogen fühlte und ihn und sie mit kindlicher Hast von der Gesellschaft forthob, wie einen Dreiklang der Jugend.

Kyrill und Olivia begegneten einander fremd. Verschlossen, kalt und heiß, wie sie im Grunde beide waren, trugen sie jene feindliche Attraktion einander zu, die Menschen von großem Mißtrauen gegen glückliche Begegnungen verbindet. Es war nicht Irrtum, es war jenes verbissene Vorurteil des Russen, als er die Gräfin zuerst mit Durchlaucht ansprach, als ließe er sie der fürstlichen Abkunft nicht entrinnen. Trotz schied sie beide von jeder heiteren Gemeinschaft und verband sie wider Willen. Den Freunden mußte das gleich sichtbar werden.

„Haben Sie es bemerkt?“ fragte Scherer den Prinzen auf einem ersten Gang durch den steilen, abendlich verdunkelten Park, der sich, aus dem Abhang des Gebirges terrassenförmig gewonnen, klüftereich in schmale Wege schlang. „Auch die Gräfin lacht nicht.“

„Wäre sie nicht auf einem Schlosse geboren,“ sagte der Prinz, der mit ihm den anderen Paaren folgte, „unser russischer Freund könnte ihr die Lippen öffnen, indem er ihr die schönen Zähne zeigte!“

„Und das alles ist Ihres!“ fragte Wilhelm, der zwischen Maria und Clemens vor ihnen ging, mit der freigebigen Bewegung der Könige in den Balladen und umfaßte mit einer Geste halb Dalmatien. „Das können wir alles durchsuchen, ob es viele Wachteln gibt und Eidechsen! Wollen wir? Jetzt gleich?“

„Es wird schon dunkel,“ sagte Maria milde, obwohl sie am liebsten gleich angefangen hätte, die Wege zu verlassen. Clemens begriff sofort, wie er sich gegen den jungen Menschen zu halten hätte.

„Wir haben welche mit blauen Köpfen,“ sagte er, als spräche er von seinen Untertanen. „Sie wohnen in unsern Grotten über dem Strand. Es ist sehr schwer, hinaufzuklettern, aber ich bin mit Giro schon zweimal oben gewesen.“

„Nehmen wir Giro mit, morgen früh!“ rief Wilhelm, obwohl er nicht wußte, wer das sein mochte.

„Ich werde ihn für sechs Uhr an die Rocca grande bestellen,“ sagte Clemens fürstlich.

„Um sechs fischt er doch noch,“ sagte Maria.

„Er braucht nicht zu fischen, wenn wir Gäste haben!“ entschied Clemens.

Diana, die als erste zwischen Kyrill und Olivia den alten überwachsenen Taxusweg entlangschritt, machte sich aus der Dumpfheit dieses Weges und Gespräches los, indem sie sich aus den schweigsamen Gesten der Gräfin zu den entschlossenen Fanfaronaden ihres Sohnes zurückwandte. In diesem Knaben, der ihres erschossenen Freundes Sohn war, suchte sie den Vater. Sie faßte seine Hand, zog ihn von den andern ab und sagte, indem sie ihre nun verbundenen Hände hin und her schwang:

„Wenn wir dann aber nichts zu essen haben, Clemens!“

Der Knabe, den Wilhelms vertrauliche Drolligkeit zuerst von den andern Fremden abgezogen, erkannte erst jetzt, als er

sich mit seinem Namen aufgerufen fühlte, Diana wieder, doch auch nur halb, denn er hatte sie in der Gesandtschaft bei seiner Mutter nur einmal gesehn und das war zwei Jahre her.

„Wir haben Fische! Wir haben immer sehr viele Fische im Vorrat!" log er nun zwischen Verwirrung und Hochmut. „Kennen Sie mein Boot? Haben Sie schon mein Boot gesehn?"

Er zog etwas an seinen kurzen Leinenhosen, als könnte er sie dadurch zu langen machen, die er seit einem halben Jahre von der Großmutter vergeblich gefordert und erst seit der Rückkehr der Mutter bei dieser durchgesetzt hatte. Nun waren sie bestellt, aber es dauerte alles so lange — und grade heute mußten die Fremden kommen und er war noch in kurzen Hosen. War es ein Wunder, wenn ihm die schöne junge Dame Clemens sagte, als wollte sie ihn duzen?

Diana lauschte: — Haben Sie mein Boot schon gesehn? Sprach so nicht Gregor einst, sein Vater, keck und leicht, — mutwillig und doch befangen? Sie wollte ihm gern den Gefallen tun, er hungerte ja nach einem Sie, aber sie wollte das Vertrauen des Knaben, nicht die Huldigung des Jünglings, der er kaum war.

„Wo liegt denn Ihr Boot? Ach, unten! Bei der Excelsior!"

„Heißt Ihr Schiff Excelsior?"

„Ja, so heißt Herrn Scherers Schiff!"

„Ach, Sie sind nicht — Ich dachte nämlich —"

„Nein, ich bin nicht seine Frau. Warum denn?"

„Ich dachte nur — Es sah so aus, wie Sie kamen."

— Guter Instinkt, dachte Diana. Wär' ich hier eines Mannes Frau, das könnte wirklich höchstens Scherer sein. Könnt' ich ihn nur mal von vorn anschaun! — Und sie sagte:

„Und nun sehen Sie mich recht an, Clemens, ob Sie mich nicht erkennen!" Sie blieb stehen, er drehte sich zu ihr um, es

war an einer Biegung des Weges, und so konnten, während sie da standen, die beiden anderen Paare passieren. Indem sie sich so von dem Knaben mustern ließ, hörte Diana Wilhelm im langsamen Vorübergehen hinter ihr zu dem Mädchen sagen: „Wir fahren vielleicht noch eine Woche, ja, aber ich könnte auch überall aussteigen . . ."

„Das wäre freilich schön," sagte Maria.

„— Vielleicht, aber ich weiß es nicht gewiß," sagte nun Clemens zu Diana, indem er befangen von einem Schuh auf den anderen trat. „Waren Sie nicht mal bei uns unten, in der Gesandtschaft, wie mein Vater noch lebte?"

— Er sagt also nicht mehr Papa, wie damals, dachte Diana. Durch Tod und Schicksal ist er ihm Vater geworden. Da! Sind es nicht auch Gregors blaue Augen, diese Taugenichtse und Betörer? . . . Und sie stand und vergaß die Antwort.

„Park mit Gruppe," hörte sie plötzlich den Prinzen sagen, der indessen mit Scherer herangekommen war, aber sie hörte ihn darunter denken. — Auch heute noch, durch diesen Knaben lebt er in ihr fort . . . unausrottbar —

„Ja, ja, ich war einmal bei euch," sagte sie dann von oben, „und nun wollen wir die Mutter suchen gehn. Gefällt Ihnen der dort?"

„Das ist doch Prinz Eduard! Der war doch damals bei uns!" als spräche er von einem Gutsinspektor.

„Nein, nicht der! Sondern der mit der Komtesse geht!"

Clemens, der diese Minuten sehr befangen verbracht und eine Wendung herbeigewünscht, wurde wieder frischer, als er Wilhelm sah: „Der sollte gleich bei uns bleiben! Der paßt für uns, weil er sich nicht geniert, und ist doch noch gar nicht so alt und gewiß auch nicht von Adel!"

Diana horchte auf Stil und Tonfall, sie sah den Gestus seiner Hand und wie sie das Haar überstrich, und sie erkannte

Gregor wieder, wie er war, noch ehe sie ihn den tollen Münsterberg nannten. — Weil er sich nicht geniert . . . Und gewiß auch nicht von Adel, dachte sie und lächelte.

Olivia war mit Kyrill stehengeblieben, denn wie sie selbst nicht willig war, alles zu zeigen, was der Wirt dem Ankömmling zu erklären pflegt, so war der Russe nicht gewöhnt, das Übliche zu erfragen, und so waren sie schweigend gegangen, seit Diana sie verlassen. Einmal hatte Kyrill hart und ohne Übergang in seinem tiefen Bariton gefragt: „Sie kennen wohl Fräulein Wassilko?"

„Ich kenne sie," klang ihr schöner Alt zurück. Doch dabei war es geblieben, und diese beiden Verächter der Gesellschaft dankten einander solche Beschränkung, die alles Floskelhafte wegließ. Nun aber, am Ausgang der verschlungenen Parkwege, kamen Treppen und Terrassen, und Olivia mußte füglich warten, um ihren Gästen wenigstens mit einem Wort den ältesten Turm zu zeigen, dessentwegen Fremde das Schloß zu besuchen pflegten. Man trat zusammen, auf dem begrasten Platz vor dem Gemäuer, Clemens überhob die Mutter der fatalen Aufzählung, indem er, zusammenhanglos und ohne Deutlichkeit, ein paar Daten und Namen durcheinanderwarf. Scherer, gewissenhaft wie immer, machte ihn fest, fragte genauer, suchte den Zusammenhang zweier Rittergeschichten zu finden und wandte sich schließlich freundlich dem Russen zu, dessen spöttischem Munde während der Erklärungen der Prinz wortlos widerstanden hatte:

„Es wird nicht ungeschehen, indem wir es negieren, Doktor, und es wird auch nicht unschön durch nachgeborene Verachtung."

„Nur überflüssig," sagte Kyrill kalt.

„Finde Riesenefeu charmant," sagte Eduard mit der gekünstelten Schneidigkeit, die er annahm, wenn er gewisse natürliche Überlieferungen aus dem Romantischen retten wollte.

„Und was den raubenden Ahnen des Herrn Clemens betrifft, dessen Historie dieser ebenso lichtvoll als fesselnd dargelegt hat, so ist er prinzipiell nicht schlechter als einer von unseren Vorfahren, bis zum Beweis des Gegenteils durch Doktor Sergjewitsch!"

„Ich werde Urenkel haben," sagte der Russe. „Vorfahren habe ich nicht."

„Sie möchten also nur Vorfahr werden?"

„Meine Enkel sollen mich vergessen, wie ich meine Väter. Taten dauern, nicht Namen noch Bilder."

„Einfachstes Mittel: kein Ölbild, kein Photogramm." schnarrte der Prinz.

„Taten?" fragte plötzlich eine Stimme. Es klang wie eine Herausforderung. „Hat dieser Raubritter keine Taten vollbracht?" fragte Diana noch einmal kalt.

„— Nur Abenteuer!" sagte Kyrill von drüben noch kälter und zog die dichten Brauen. „Wer nur vagabundiert ohne Idee, wie dieser Dalmatiner, ist freilich wert, als Ahne in einem Turme des Geschlechtes fortzuleben, wenn er es wenigstens zu Kindern brachte. Wir, heute, wollen nicht für ein Schloß und eine Familie wirken. Wir wollen in die Menschheit, gnädiges Fräulein!"

„Car tel est notre plaisir!" rief Diana über den Kreis hin, als wollte sie mit diesem Tyrannenzitat die innersten Motive seiner Worte enthüllen. Sie wandte sich, und wie man nun wieder in Gruppen über neue offene Treppen und Terrassen dem bewohnten Teile des Schlosses zuschritt, sagte Maria halb erschrocken zu Wilhelm:

„Wer — ist das Fräulein?"

„Ich weiß nicht," sagte Wilhelm benommen. „Am Ende ist sie immer Siegerin."

Clemens ging schweigend nebenher und dachte: — Was ist

das bloß für ein französischer König gewesen, der das immer gesagt hat? Wir haben ihn doch erst neulich gehabt!"

Olivia folgte mit Scherer. „Was geht uns dieser Räuber an?" sagte sie dunkel. „Man möchte lieber von Bauern stammen!"

„Weil er von Bauern stammt," erwiderte Scherer, „ist ja dieser Russe so hochmütig."

„Und er ist doch ein Bandit," sagte Eduard, der mit Diana folgte.

„Der Russe?"

„Der Ritter!"

„Aber dieser Russe soll sich nicht wie ein Hoherpriester dünken und mir mein Leben vorhalten!" Sie sprach so heftig, daß er sie sänftigen wollte, indem er mit bewußter Fälschung die Schuld auf sich nahm und sagte:

„Sein Vorwurf meinte uns, nicht Sie!"

Diana, wie sie den freundlichen Betrug dieser Stimme hörte, drehte sich zu Eduard um und sagte, mit einem plötzlichen Lächeln:

„Sie, Prinz? Haben Sie denn Abenteuer?"

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Als sie am andern Tage von einem Spaziergang heimkamen, der über der klippenhaften Küste am Meer entlanggeführt, hatte Wilhelm das Herz des Knaben, Maria aber das seine vollends gewonnen. Denn wie er sich stets ins Abenteuerliche schickte, ja, suchte, was burlesk und seltsam in der Natur und zwischen Menschen sich darbot, so hatte er, in süddeutschen Bergen, mitten im Binnenlande geboren, auf dieser ersten Fahrt Kuriositäten des Seelebens erkannt und, unbestechlich gegen die vorgeschriebene Freude der Seefahrt, an Bord und auf dem Wasser das ihm Gemäße adaptiert. Hatte er einst in einer Meereshistorie von großen Eidechsen gelesen, so mußten sie grade an der Küste wohnen, an die ihn seine erste Reise trieb, und wirklich war's, als teilte ihm ein freundliches Geschick alles nur zu, um seine naive Forderung nicht zu enttäuschen.

Wilhelm war nie enttäuscht. Seine Jugend, die so anspruchslos verlief, weil sie ihre phantastischen Ansprüche nie realisieren mußte, schwankte zwischen Künstlern und Vorübergehenden in der Stadt und den Bauern in seiner Heimat, von denen er stammte. Halb war er Musikant, halb Dichter, so fuhr er immer ohne Geld durch das Leben und durch die Länder, und stand er in Florenz von der Tafel launenhafter Reisender auf, die seine Anmut und eine gewisse heitere Führergabe durch wochenlange Einladungen sich erhielten, so fand er andern

Tages in einem Bauernhause von Carreggi Unterkunft, weil er die Kinder die Laute lehrte. Den Frauen huldigte er im Grunde immer, wofern sie hübsch waren und nicht alt, und seine Zartheit konnte in einem Kuß, im Streicheln des Handschuhs auf einer Wagenfahrt Genüge finden, — war aber mit jungen Engländerinnen, die alles haben wollten, ohne Gefahren zu laufen, nicht blöde und zuweilen raffinierter, als er es selber wußte: da dichtete er kleine Lieder mit boshaftem Doppelsinn und trug sie abends vor Eltern und Verehrern der jungen Damen vor. Zurückgekehrt in das Dorf seiner Heimat schlief er dann die Nächte bei den Mädchen, denn er verstand die Sphären wohl zu trennen, denen ihn Geburt und Erziehung zutrieb.

Mària ergriff er, mit sicherem Vorgefühl, halb als ein Kind, doch auch als Jungfrau, und wußte dieses Widerspiel mit leichten Händen zu gestalten, wobei ihm Clemens als Mittelglied diente. Und indem so der Knabe sich mit dem Mädchen an Jahren beinah gleichgesetzt fühlte, wurde er willig, Wilhelms kindliche Vorschläge anzunehmen, die er, nach seiner Erziehung, sonst hätte von sich weisen müssen, um nicht knabenhaft zu scheinen. Maria wiederum, durch solche Spiele in ihre kaum vergangenen Kinderjahre zurückgeführt, erschloß sich gern dem Fremden im Gefühl oder unter dem Vorwande, dies alles sei nur Spaß und seine Huldigung die eines Knaben. Sie krochen in die Grotten am Meer, und Wilhelm wußt' es bei aller Schelmerei so einzurichten, daß man Schuhe und Strümpfe ausziehen mußte und daß er dann das Mädchen mit bloßen Beinen über die glatten Steine führen konnte. Nun wurde Maria doch rot, und das war für Wilhelm schon ein Sieg. Clemens begriff von diesem Spiel nur einen Teil, doch auch genug, um nun auch seinerseits, wie ein Knabe, das Mädchen zu zwicken, durch Verschwinden zu erschrecken, doch blieb er dabei instinktiv nie so lange fort, daß Wilhelm

Zeit gehabt hätte, das Mädchen zu küssen, als deren Kavalier sich Clemens, als Schloßerbe und Vetter, in romantischer und zugleich mondäner Vorwegnahme seines Amtes berufen fühlte. —

Diana saß, am gleichen Vormittage, bei Olivia in ihrem großen Wohnraum, einem quadratisch überkuppelten Turmzimmer, das nach drei Seiten aufs Meer hinausblickte, doch nach Olivias Weise meist zum Blinzeln verurteilt war: denn dunkelblaue Holzläden waren vorgeklappt, so daß jene Dämmerung entstand, die sie liebte und die sie, jäh durchschossen von wilden, durch Löcher und Stufen der Läden einsprühenden Strahlen, zu einem Abbild ihrer Seele wie schlafwandelnd zu gestalten liebte.

Olivia, ruhend auf ihrer breiten und schweren Ottomane, lag aufgestützt nach ihrer Art und blickte zu Dianas Sessel mit der Inbrunst ihrer Augen hinüber, die den Passionen nur stärker entgegenbrannten, je länger sie in ihren Tummelplatz zu schauen verurteilt waren. Schnell war das Zufällige ihres Gespräches verstummt.

„Sie sind ganz braun, Diana," sagte der schöne Alt der liegenden Frau, „und waren doch auch den Winter in der Stadt und sogar in Stuben tätig."

„Das macht das Meer!" sagte Diana mit leiser, umlichteter Stimme. „Ich bin drei Wochen an Deck gewesen."

„In zwanzig Jugendjahren, hier an dieser Küste, bin ich stets weiß geblieben."

„Und ist es nicht schöner, weiß zu sein, mit goldenen Haaren?" fragte Diana.

„Atalanta!" sagte Olivia. Dann ließ sie den Arm sinken und ließ sich vollends rücklings auf den Diwan fallen, wie um, zur Kuppeldecke blickend, Dianas leiblichem Bilde entrückt, sie um so besser wieder in jener Gestalt zu sehn, in der sie ihr

den vollsten Ausdruck ihres Wesens gegeben. „In einem Wesen, einer Göttin sich verkörpern können,“ murmelte sie, „seine Form zu finden, schon in so jungen Jahren, um sie bis zur Vollendung auszubauen. Begnadete Freiheit . . .“

— Wie sie strebt und sucht, dachte Diana, und vom Genusse ausgeschlossen bleibt, sobald sie ihre Träume verwirklichen möchte. Aber sie sagte: „Haben Sie indessen nicht an Freiheit gewonnen?“

Mit unerwarteter Schnelle warf sich Olivia auf:

„Nicht als Freiheit!“ rief sie leidenschaftlich. „Ihr alle habt ein Heim, Maria ihre Hoffnung, meine Mutter dies Schloß, Scherer seine Zeitungen, der Russe, dieser Doktor, seine Idee, und Gregor — nun der schwankte zwischen Werken und Abenteuern und war in beiden zu Hause. Sie aber haben die Welt gewählt! Ja, Sie, Diana, unter allen, die ich traf, Sie allein mögen die große Kuppel, die ich so oft wie etwas Ödes feindlich anstarre, wie das Dach Ihres Vaterhauses empfinden — und deshalb lieben Sie auch die Sterne so sehr!“

Sie hatte zornig gesprochen, dunkel, den Blick aus dem auf beide Arme gestützten Kopfe erdwärts geheftet.

„Und wären Träume keine Heimat?“ fragte Diana leise.

„Ich will heraus, es ist die höchste, letzte Zeit, und ich begreife Herrn Franklins Irrfahrten. Er mag nicht mehr nur formen und phantasieren, und wie er wirken will, sichtbar vor seinem eigenen Blick, obwohl sein geheimstes Innere weiß, daß es Trug ist und weniger als der Traum, — so will ich Liebe als mein Dach und will nach einem letzten Trunk in meine Träume zurücksinken, als hätt' ich sie nie verlassen sollen!“

Sie war aufgestanden und ging umher, wider ihre Gewohnheit. Dann aber blieb sie stehen, überrascht, denn sie hörte Diana lachen. Es war ein leises, kurzes, zweisilbiges Lachen, das von ihren schmalen Lippen drei- und viermal herüberkam.

Sie wollte zürnen, doch mit einem Male stutzte sie vor sich selber, der kleine metallene Ton gab ihr Mut, sie trat auf die Sitzende zu, sie sagte:

„Nun lachen Sie, kluge Diana, wie es einer jungen Jägerin gar nicht ziemt!"

Sie stand, auf beide Lehnen ihres Sessels gestützt, vor ihr, das Gesicht dem ihren sehr genähert. Diana blickte sie unerschrocken an, die volle Helle ihrer noch lachenden Züge nicht bergend.

„Sie sprachen, wie ich so lange für Sie erhoffte, schöne Olivia!" Und sie dachte: — Jetzt möchte ich sie küssen, aber dann wird sie wild oder verschlossen —

Olivia hob langsam ihren goldbeschwerten Kopf empor und sagte, vor ihr stehend, in ihrer unvermittelten Art:

„Ich glaube, ich will noch Kinder."

„Das denk' ich, seit ich Sie wiedersah."

Olivia, die mit ganz ungewohntem Vertrauen gesprochen wie nie zu einer Frau, denn dies Fehlen von Freundinnen war ihnen beiden gemein, spürte in Dianas ruhiger Antwort etwas wie Überlegenheit und bog das Gespräch zu ihr hinüber:

„Und Sie — weigern sich immer?"

Diana hörte das aufsteigende Mißtrauen heraus und dachte: — Gut, daß ich sie nicht geküßt habe! Aber sie nahm die Anfrage auf und erwiderte:

„Ich habe nie die Natur verletzt, immer fühlt' ich, sie werden mich nicht schwer werden lassen, die dort oben, die mich schützen!"

„Glauben Sie an die Heiligen?" fragte Olivia sehr befangen und trat einen Schritt näher.

„An die Götter," sagte Diana leise.

„Ist dieser Russe vielleicht fromm?" fragte Olivia ohne Übergang.

„Ich glaube, er liebt nur sich selber."

„Nur sich selber," sagte Olivia leise, und Diana fühlte, wie sich Olivia mit ihm im geheimen verglich und diese Worte an sich selbst erprobte.

„Und der Prinz?" forschte Olivia weiter, als hätte sie jetzt Fragen an ein Orakel frei.

„Der Prinz scheint gläubig, auf seine Art. Vielleicht ist er der erste Ritter, der nicht mehr raubt."

Olivia, zu neuen Gedanken geweckt, weil sie sie zum erstenmal ausgesprochen, hörte dies Wort nicht mehr, sie sagte:

„Wie all diese Menschen Sie umkreisen! Und doch konnten Sie mit allen auf einem Schiffe fahren! Wenn ich nicht wüßte, was Sie an Gregor getan, ich müßte schließen, daß Sie kalt sind wie das Meer!"

Diana stand auf. „Lassen Sie uns klar begegnen. Keiner von diesen Männern ist so in meinem Herzen, daß er nicht, ohne seinen Schlag zu beunruhigen, auf diesem Schlosse bleiben könnte, wenn morgen Excelsior in See geht."

Die Deutlichkeit, mit der sie dies sagte, ihr selber ungewohnt, hatte sie um Olivias ungeselliger Vorurteile willen bewußt gewählt. Aber Olivia, seit ihrem ersten Ausbruch sturmbewegt, tat wiederum das Unerwartete, indem sie nach ihren Händen griff und sagte:

„Ich weiß nur Eine, die morgen noch nicht auf Excelsior in See gehn soll! Versprechen Sie! Clemens ist auch schon unruhig, Sie und Herr Wilhelm könnten wieder gehn!"

„Clemens wird mich mit Wilhelm rasch vergessen, und Sie mit Clemens! Er ist schön und ritterlich, und wird in kurzem Ihr Anbeter sein!"

Olivia wandte sich fort:

„Eine Stallmagd wird ihn die Liebe lehren, in ein, zwei Jahren!"

Es klopfte und auf ein ärgerliches Herein blieb Eduard auf der Schwelle stehen.

„Es klang nach Zurück! wie in der Zauberflöte! Daher auch dies Tempel-Dunkel!"

„Kommen Sie doch, Prinz!" rief Olivia heftig.

„Ja, kommen Sie," sagte Diana. „Soeben beklagt sich die Gräfin, weil Clemens in kurzem bei einer Stallmagd die Liebe studieren würde!"

„Gräfin waren ja stets gegen Komtessen," sagte Eduard. „Wohin soll sich der gehorsame Sproß denn wenden, da sich auf Schlössern doch neben diesen beiden Spezies nur noch Zofen zu finden pflegen?"

„Auf die Nerven kommt es an, Prinz!" sagte Olivia zornig. „Da wäre mir ausnahmsweise sogar der Adel lieber!"

„Aber wenn er Ihnen verspräche," sagte Eduard neckend, „daß er sie dann auch zum Traualtar führte, diese mehr oder weniger, also weniger reine Stallmagd: dann müßten Sie doch die Bauerntochter umarmen, Gräfin!"

„Ich bin nicht Ihr russischer Freund, Prinz Eduard," sagte Olivia kalt.

„Auch dieser dürfte sich an erlesene Schüsseln halten," sagte Eduard in unstörbarer Heiterkeit und wandte, wie unbefangen, den Blick zu Diana hinüber.

„Das Apostroph eines Gourmand, das hier indessen nichts beweist."

„Über Erziehung", sagte Eduard nun, „dürfen ja verschworene Junggesellen nicht mitreden; als ob die Vaterschaft plötzlich auch das Talent verbürgen möchte. Sollte ich trotzdem Meinung vor den Damen äußern dürfen: ich als Mutter eines schönen Buben ersuchte in seinem siebzehnten, der Sicherheit halber lieber sechzehnten Jahre meine schönste Freundin, meinen Sohn in den Bacchusdienst einzuführen."

Olivia wandte sich lebhaft um und rief:

„Wie oft hab' ich das gedacht, aber unsere Gesellschaft nimmt ja den Frauen den Mut, das klar und mit Bedacht zu

tun, was sie im Halbdunkel mindestens träumen!" Dann blickte sie nach Dianas Gestalt, die dort, in ihrem weißen kurzen Leinenkleide aus der Dämmerung des Raumes stach. Auch der Prinz sah sie an und gab ihr, durch den Nebel geschützt, in dem sie standen, über den Diwan weg sichtbar zu verstehen, an wen er einzig dachte und daß auch er im Grunde erst sechzehn wäre wie Clemens, Graf von Münsterberg. Diana hatte aus seinen Worten alles gehört, was in ihnen brannte, und wie sie nun, wie ein erwähltes Opfer der Schönheit für die Schönheit, zwischen diesen vier Augen stand, die redeten und schwiegen, fühlte sie eine Unfreiheit sich auf sie senken, die ihrer Bahn Richtungen aufzwingen wollte, statt sie allein den magnetischen Gesetzen ihres Wesens zu überlassen.

Und wie als Antwort auf diese Blicke faßte sie mit plötzlichem Griff den Hebel des Holzladens, an dem sie grade stand, und stieß mit beiden Armen das breite Fenster auf. In Katarakten warf sich das Licht eines mittäglich überglänzten Meeres in den gekuppelten Raum, Olivia wandte sich ab, Eduard stand blinzelnd, wie erschrocken.

„Es ist Flut!" rief Diana. „Wir haben Nordost, die Brandung ist schwer, es ist noch nicht zu heiß. Kommen Sie, Olivia! Sie haben's versprochen! Wir wollen baden!" —

Eine Stunde später hatte sich Wilhelms heimgekehrte Gruppe, wie auch Scherer und Kyrill dazugefunden, die beide früh noch an Bord geblieben waren, und als man sich nun auf dem geschützten Strande am Fuße des Schloßgartens traf, aus den kleinen Badezellen herunterkletternd, war man im Grunde genierter, als es dem Freimut des einen, der Erziehung des andern Teiles dieser Gesellschaft ziemte. Olivia und Maria waren in ihren etagenreichen Badekostümen weltlicher, als jene zu wollen, diese zu wissen schien. Die Männer in Trikots, alle gut gewachsen, waren Wasser und das Schwimmen

gewohnt, und nur Wilhelm machte in dem ihm beinah neuen Meerbad eine etwas ängstliche Figur. Er kauerte sich alle Augenblicke in die unbedenklichsten Stellungen, um Krabben oder Seesterne zu erkunden, rief viel durcheinander und kümmerte sich nicht um die Frauen; nicht einmal nach Maria sah er sich um. Der Prinz schien alles als ironischer Gesellschafter aufzufassen, und zögerte nicht, zu Olivia boshafte Kommentare der Silhouetten der nackten Männer zu geben, wobei er die Frauen meinte, die wenig badeten, mehr im Sande saßen oder lagen, die Nichte immer ängstlich bei Olivia geborgen. Scherer hielt sich galant, ohne die kleinste erotische Anspielung, während er kennerisch die Gräfin in ihrer Fülle neben dem Mädchen abschätzte, das entwickelter war, als er geglaubt hatte, und für dessen volle Lippen er nun eine Bestätigung im Frauenkörper fand. Doch kehrte er immer zur Sturzwelle zurück und hielt sich stark als ein Mann.

Diana, Kyrill und Clemens verschwanden sogleich in der Flut. Unvorgesehen trafen sie sich im ersten Augenblicke, denn Diana war aus der Zelle über die Leiter so schnell den Strand hinab zum Wasser gelaufen, daß sie in ihrem Trikot den Überraschten kaum sichtbar wurde und sich im Wasser mit denen traf, die, wie sie, erst hier im rechten Element schienen. Eduard, kein idealer Schwimmer und von dem erotischen Spiel der Worte und Blicke am Strande gebunden, gab das Nachschwimmen auf, eh' er es begonnen, Scherer bald nachher, und Wilhelm hatte in dieser Stunde nur für Tiere Sinn.

Diana, nach den doppelsinnigen Worten in dem dumpfen Raume, fühlte sich nun doppelt frei, und wie sie heute das Meer von allen Trieben rein empfand, einen Spiegel des Lichtes, so war sie froh, die Spötter hinter sich zu lassen und auch ein wenig stolz. Clemens, tauchend und springend, von der körperlichen Nähe der jungen Frau verwirrt, ward nur immer toller in Vorschlägen zu Wassertänzen, Wellenabwehr, Hoch-

sprüngen und konnte zwischen Salzwasser und Brausen, Schaum und knabenhafter Unruh kaum mehr rufen.

Kyrill überraschte Diana als der vollkommene Schwimmer. Dies war das zweitemal, daß sie ihn exzellieren sah, und sekundenlang dachte sie an jene andere Stunde, wo er das Cello meisterlich handhabte. Denn obwohl ihr immer wacher Geist sich am Geiste der Männer rieb und kämpfend förderte, gingen doch solche mit Sinnen wahrnehmbare Vorzüge mehr in ihr Blut, und darum war ihr vor allem der Körperbau eines Mannes entscheidend, noch eh' er die Lippen öffnete. In strahlendem Nordost bei Flut den Wellen zu stehen, nun standzuhalten, nun auszuweichen; nun im Schwunge des Leibes ohne Schlag auf ihre Höhe getragen, nun wieder niedergelassen werden; wortlos die Hand dem andern zu reichen, wenn er zu fallen droht; nun auf dem Rücken fortzugleiten, nur mit den Beinen steuernd; nun wieder unter diesen Riesenwellen einzutauchen, ihre Schwere zu tragen, ihre Breite vorzuwissen, um nicht zu früh aufs neue aufzutauchen: Diana kannte die Kunst und ehrte den Russen um dieser Meisterschaft willen mehr, als er selbst je geduldet hätte.

Und doch fühlte Kyrill, mit dem Instinkt des Mannes, voraus, beim Baden würde er diesem extravaganten, diesem Luxuswesen Bewunderung abringen, die sie seinen Gedanken stumm zu versagen schien. Schon auf Leukas hatte er deshalb das Meerbad vorgeschlagen, das in Syrakus nicht möglich war, doch hatte damals das drohende Abflauen des Westwindes die Abfahrt beschleunigt, da man zwischen den Ionischen Inseln gern unter Segel bleiben mochte. Aber indem er fühlte, wie er ihr so gefiel, stieg seine eigene Achtung vor dieser Frau, die ihn verwirrte, seit er die Fremde an jenem öffentlichen Abend als Atalanta gesehen und dann als Dame in Scherers Räumen beim ersten Blick wieder erkannt hatte. Sein triebhafter Wille zu

ihrer Schönheit war nie erloschen, doch durch den Widerspruch gegen ihr ganzes Wesen verdeckt, und erst in dieser Stunde ging seinem Fanatikerkopfe das Zweckhafte an dieser Schönheit auf: jetzt als er sah, wie dieser Körper, an Bord zu einer Ruhe gezwungen, deren Sinn ihm fremd war, sich sinnvoll zu bewegen, zielsicher zu herrschen wußte. Erst in diesen Augenblicken schlug in Kyrill Dianas harmonischer Doppelsinn zusammen, sein Instinkt und Gedanke, Grundsatz und Mannestrieb warfen sich über ihre bronzenen starken Glieder wie die Flut.

Fast ohne es zu wissen, schwamm er, der Brandung trotzend, weiter und tiefer in die bewegte See, wie um sie zu locken. Clemens war endlich müde geworden, er rief, gestikulierte, es half ihm nichts: die Dame, als deren nasser Ritter er sich fühlte, entschwand ihm doch, immer dem Manne nach, der sie mit seinen starken Rhythmen anzog. Auch wurde er energisch zurückgerufen. Am Strande war man nervös, aber die warnenden Rufe verdoppelten nur Wildheit und Ehrgeiz der beiden Wasserwesen. Eduard wurde unruhig in zweifachem Sinne; wie sehr verwünschte er jetzt, nicht länger am Meere gelebt zu haben! In rasch gesteigerter Eifersucht schärfte er den Blick, mit der Linken das Auge beschattend und suchte die Entfernung beider Köpfe zu berechnen, die auf und nieder tauchten. Scherer stellte zugleich die gleichen Messungen an.

Beide konnten nicht erkennen, wie Kyrill untertauchte, als Diana nur noch ein paar Armlängen von ihm entfernt war, mit offenen Augen unter ihr durchschwamm, sie hob. Nun faßte er stumm die Liegende mit seinen starken Armen um den Leib, tauchte auf, riß sie gewaltsam an sich und setzte mit den Beinen das Schwimmen fort. Seine Zähne glänzten plötzlich, seine Klammer war so eng, sein Wille so wild, sein Auge so brennend, daß er, die Linke auf ihrer linken Brust, nach ihrem ersten erschrocke-

nen Ruf ihren Widerstand in seinem Drucke brach und Diana, vom Meer und von dem Manne getragen, die Locken halb im Feuchten, halb im Wind, in dieser kühnen Umarmung reglos verharrte, bis er umbog, dem Strande wieder zuzusteuern und sie sacht von sich abtrennte, um neben ihr, schweigend, langsam zurückzuschwimmen.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Dunkel atmete das Meer an den Felsen, aber die Nacht überrieselte sein gedämpftes Brausen mit einer traumhaft windstillen Süße, als wollte sie die Wildheit bannen, solange sie herrschte, bis der Tag mit seinem brennenden Mut aufs neue den Lichtkampf im Meere begann.

So fühlte Diana das Rauschen, den Schimmer dieses Abends.

Auf der untersten, der unbedeckten Terrasse, hoch über der Klippe, saß Olivia mit den Gästen, und Scherer spielte. Nach Tische hatte man den Flügel herausgerollt — die Männer taten es in plötzlichem Einfalle selbst — und wie nun Beethovens letzte Sonaten zur Kuppel der Nacht aufklangen, immer durchhämmert vom rhythmischen Aufschlag der Flut, gefangen und widerhallend von den Felsschluchten der Küste, kühl betaut von den kosmischen Lichtern: da stieg aus dem aufbrodelnden Rauch der Töne der kühne Verrat des ersten Menschen an den Göttern, der Raub des Feuers, der Sturz des Kroniden hervor, und die Hörer warfen sich in die Arme ihrer stummen Leidenschaften. Sie mußten Scherers ganze Gemessenheit vergessen, sein Abendanzug selbst verschwamm in den Schatten der Nacht, ein schwarzer Magier saß er da vor dem schwarzen tönenden Drachen, dessen riesige Flanke zum Meere hin geöffnet schien, als stöhnte er, getroffen und verendend, in großen Stößen die wilden Rufe dem Elemente zu, während sein weißes Gebiß, das Dunkel durchklaffend, noch einmal seinem Pei-

niger entgegendrohte. Scherer verlor für eine Stunde das Geschlossene seines Habitus. Unbeherrschter als bei Licht und im Zimmer, fuhren Hände und Arme über die Tasten, sekundenweise fühlte der immer Klare seine Gedanken der vorgesetzten Melodik entweichen, und während die Finger den gewohnten Weg liefen, schlug dies einsam selbstbezwungene Herz stärker, es öffnete sich dieser kühle Mund, wie um den warmen Strom der Nachtluft einzulassen, Gesichte, wie von gelagerten Frauen, durch Olivias Anblick am Strande aufgeregt, doch ihr nicht gleichend, schwankten ihm vor. Als sich aber einmal die Linke in einer Passage verwirrte, warf der Spielende Gesichte und Beklemmung hinter sich und spannte sich entschlossen wieder vor den Drachen.

Wie auf Inseln, getrennt wie durch Ströme, die Ohr und Auge nicht mehr überbrücken, über die halbrunde Weite der großen Terrasse verteilt, saßen die Freunde und sahen einander nicht mehr. Wilhelms Gedanken wanderten von dem schönen Mädchen, mit dem er die beiden Tage verbracht, zur Gestalt einer Duchessa d'Aosta, in der er einmal, in ein großes römisches Hotel verschlagen, das Urbild weltlichen Glanzes zu sehen meinte, obwohl sie grau war und eine junge Tochter bei sich hatte, an die ihn eben heute Maria erinnerte. Kyrill hatte den Weg vom Presto zum Maestoso von den Bildern einer großen Menge, zu der er von einem Dach herunter sprach, bis zum Einzug in die zaristischen Gemächer erlebt, und wie er dort, auf den Schultern der Brüder, mit eigenen Händen langsam Purpur und Krone heruntergenommen, verschwand mit einem Male die Menge, irgendwo stand an einem Vorhang eine Frau, nackt, stolz, wortlos, Diana gleich an Gliedern, doch von langem Haar, wie er es einst allnächtlich einer Französin aufzulösen liebte. Eduard irrte zuerst durch die Räume des väterlichen Schlosses, von den Synkopen des ersten Satzes angetrieben, mit einem dreiarmigen Leuchter umher, als suchte er die

Seinen vergebens in allen Räumen, trat aber, als ein Adagio mit seinen langsam tropfenden Doppelschlägen begann, in einen Garten ein, den er so nie gesehen, und wie Diana in kurzem Sommerkleide neben ihm ging, den Blick von ihm weg in die Ferne gewandt, mit der Linken die Spitzen des Grases leicht überstreichend, dachte er zurück an diese Meerfahrt, an lange Küsse und traumhafte Nächte, die er glaubte in ihrer Kabine und dann auf Deck mit ihr geteilt zu haben, und wie nun alles entspannt wäre und zu melodischer Schwermut aufgelöst.

Keiner der Männer blickte nach den beiden Frauen, die durch die ganze Breite des Halbrundes getrennt saßen. Olivias weißer Hals schien aus dem schwarzen Samte aufzusteigen, der schwer in tiefen Falten die große Frau umhüllte. Wie sie an diesem Abend in ihrem großen Stuhle saß, die Arme herabhängend, und wie die lange doppelte Silberkette niederfloß, war es, als strömten, in pathetischen Kurven, zwei schwesterliche Ströme nieder, der Wurzel ihres schweren goldenen Haarknotens entspringend, um in dem Schoße der Liebe zu verschmelzen. Geschlossenen Auges fühlte sie dies Rinnen über ihrer weißen Haut und wußte nicht, ob es von den Gliedern jener Kette kam, ob von den Kaskaden dieser überraschenden Töne oder von den Kräften eines Mannes, den sie nicht kannte.

Diana war nach der ersten Sonate an die Brüstung getreten, um den Schatten der Schloßmauer zu entrinnen, den Menschen ferner, den Sternen näher zu sein. In weißer leichter Seide stand sie, einem stillen Himmel zugewandt, von einem fernab grollenden Meere fortblickend, sie hätte, von rückwärts gegen die Nacht gesehen, dem Bogenstriche einer Violine gleichen können. Doch ihre Finger, doch ihr Antlitz, das niemand sah, waren in Aufruhr wie ihr Herz. Dies helle Kleid, das Eduard liebte, hatte sie nur wie zum Trotz gegen ihre Stimmung ausgewählt. Aber so sehr sie beim Umkleiden die Haut mit Creme gesänftigt, wie um jede Erinnerung an jene Klammer zu tilgen,

noch immer fühlte sie den Eisendruck jener großen russischen Bauernhand auf ihrer linken Brust. Gefaßt war sie worden, doch nicht überwältigt: dies war der Gedanke, um den sie nun seit dem Mittage kreiste und bei dessen Ergründung sie, zum ersten Male, dem Mann ein Stück Suprematie einräumen mußte, denn sie wußte wohl, daß sie ihn nicht entscheidend abgewehrt, daß sie im Grunde geduldet hatte, was sie nur hätte erdulden sollen.

War es dies Meer, das sie seitdem nicht zu betrachten wagte? Hatte das Meer, die einzige Heimat der Ruhelosen, sie ergriffen? Hatte es denn noch andere Söhne und konnten diese schwimmend ihre Bahn durchkreuzen, unter ihr emportauchen, um sie zu fassen? Mit Ungestüm bedrängte sie die Ahnung einer fernen Verwandtschaft mit einem Manne, den sie doch so fremd empfand, dem sie in spitzer Rede, mit Wort und Blick so feindlich begegnet war, wie keinem seit Jahren. Sie war so glühend kalt gestimmt, so sehr ihrer innerlichen Harmonie entfremdet, daß dann, als jene Weichheit der langsamen Melodie sie zu ergreifen kam, sie ihr wehrte, um sich in Härte zu verpanzern. Fordernd blickte sie vergeblich in die Sterne: ihr war, als gehörte sie heut nicht zu ihnen, sie blieben ihr stumm.

Erst als sich die tönende Welt in leichten Rhythmus hob, in einem unverhofften Scherzo löste sich die Starrheit, mit einem Male sprang in ihr der Lebensfunke auf, flackerte, zischte, tauchte, taumelte, griff und fing das stockende Blut, ihre Finger ließen die Brüstung frei, sie löste sich von der Mauer, ihr Auge klärte sich, und wie nun schmales Gewölke sich verschob, war ihr, als meldeten ihr, stärker flimmernd, die vertrauten Sternbilder ihren Stand: denn nun fand sich auch am Himmel, was sie suchte, nun hob und senkte sich gelassener die atmende Brust, und indem sie sich lächeln fühlte, schien ihr der Groll mit den verebbenden Wellen zu schwinden, aus deren Flut er getaucht war, — und sie vergaß, daß er nur tiefer sank.

Als Scherer nach einem kurzen Presto geendet, standen die andern mit ihm auf, als wollten sich alle aus der Umarmung lösen, die sie gefangen. Nun schien grade Diana die einzige leichte Natur. Die sonst am längsten der Musik nachzuschweigen pflegte, brach heut zuerst den Bann, indem sie Scherer dankte: „Die letzte Wolke haben Sie weggespielt, der Schütze ist nun auch zu sehn, und Saturn stand über Ihrem Kopfe. Ja, erst im Scherzo, dort, wo die Sehnsucht sich unterbricht, zeigten sich die Götter, denn ihnen ist sie fremd, — und nur das Meer muß ewig wollen und begehren!"

Sie sagte das ohne Seitenblick, und erst nachdem sie es gesprochen, fiel ihr der Hörer ein, dem das letzte Wort galt. Olivia, die allein sitzen und unbeweglich geblieben war, sandte ihren tragischen Alt hinüber:

„Warum wären die Götter gegen menschliche Sehnsucht, Diana? Sie leben ja von ihr!"

„Ach nein, Olivia!" sagte Diana und trat nun der Gruppe der Männer näher. „Wir haben das, denk' ich, nur erfunden. Sie haben mit all dem nichts zu tun!"

„Sie hat recht," sagte Scherer und trat zu der Gräfin. „Beethoven scheint in stetem Kampf mit denen da oben, entweder er grollt hinauf oder er klagt."

„Und darum ist er der wahrste der leidenden Menschen," sagte Kyrills tiefe Stimme von der Brüstung.

„Der leidenden . . ." sagte Diana und suchte vergebens den Stolz zu dämpfen, den ihr Ton barg. „Der heutigen," fügte sie kalt hinzu.

„Wir wollen, daß die von morgen ihn nicht mehr brauchen," sagte der Russe.

„Oh, wo sind Mozarts blaue Schatten hin!" sagte Diana sehr leise. „Ein paar Augenblicke, im Scherzo, war er ihm nah . . ."

„Mozart," sagte Scherer. „Vollendung, Glück, — das kann man nicht am Meere spielen!"

„Derlei ist nur für stolze Naturen," sagte Diana, mehr für sich. „Die andern brauchen Wunsch und Klage, sonst erfrieren sie!"

„Ich liebe nicht Mozart," sagte Olivia und stand auf. „Mir ist er zu leicht, zu klar und gelenkig. Ich muß immer an Ballett denken, und das ist doch gräßlich!"

„Nicht immer," sagte Eduard, der schweigend neben Kyrill herangetreten war. „Ihr Kaiserliches Ballett, zum Beispiel, ist entschieden das Beste, was Ihr Land neben Pelzen, Katharina und Dostojewski produziert hat!"

„Sie entheiligen den großen Namen, Durchlaucht," sagte der Russe.

„Schätzen Sie die Kaiserin so sehr?" spottete der Prinz. „Übrigens kapitale Fürstin!"

„Jedenfalls besser", nickte Kyrill, „als mancher Zar und mancher deutsche Kaiser!"

„Alles für das Volk," sagte der Prinz ernsthaft. „Wenn dabei aus ihrem Alkoven Blut tropft, was geht das die Historie an."

„Alles durch das Volk!" rief der Russe. „Das ist die Zukunft!"

„Sie überfordern," sagte der Prinz. „Hätte mir Satan Erstgeburt aufgehalst, ich fragte mich nur immer: Wie wäre dir, wenn du dies Gesuch stelltest? Mehr könnt' ich beileibe nicht tun."

„Ein guter Anfang," sagte Kyrill, der Eduard mit scharfem Blick umfaßte. „Aber nur ein Anfang, und es ist zu spät zu solchen erblichen Versuchen!"

„Da war Musik," sagte plötzlich Wilhelm, der schweigend dabeigestanden, „und nun reden die Herren wieder von Geschäften!"

„Recht so, Wilhelm!" rief Diana lachend. „Und hier wird Sekt gereicht — und Sie beide halten ihn nun schon zwei Mi-

nuten während Ihrer demokratischen Antithesen in Händen, ohne es zu wissen!" Sie leerte ihr Glas auf einen Zug, sie ließ es noch einmal füllen, sie schien in schnellere Pulse zu geraten. Eduard lenkte zu ihr hinüber, er sagte:

„Im Gegenteil! Habe im Vorgenusse riechend und sehend Marke konstatiert. Spezialität: Cliquot von Mumm zu unterscheiden, ohne abzuschmecken. Lösung des Problems: feine Differenz im herben Geruch und im Tempo des Moussierens."

„Tempo des Moussierens," sagte Diana. „Das gefällt mir."

— Verlorene Mühe! dachte Kyrill und wandte sich ab.

„Und daß ich es nur sage," fuhr Diana fort. „Ich habe einen großen Wunsch!"

„Tanzen?" rief Scherer.

„Tanzen!" rief Diana.

„Ich hole die Laute!" rief Wilhelm erlöst und war schon davon. Olivia lächelte. Mit einem Male fühlte sie sich älter, plötzlich war ihr, Diana wäre ihre Tochter. — Solche Schnelligkeit der Verwandlung! dachte sie. So war ich auch mit achtzehn nicht. Oder doch?

Man schob den Flügel, die Sessel an die Mauer, um den Platz zu vergrößern, Wilhelm saß schon auf der Stufe zum Zimmer, mit übergeschlagenen Beinen, wie er pflegte, die Lautenbänder, auf die er eifersüchtiger war als auf seine Lieder, wehten bunt um ihn her, und so geweht und leicht kamen auch seine Walzer herüber, zu denen er leise Texte sang, deutsche, italische, auch eigene oder nur ein Lalala, immer summend, und so schlug er mit der Sohle leise den Boden, um den Baß zu ersetzen. Scherer bat Olivia, aber sie ließ sich nicht bereden, auch dem Prinzen schlug sie ab.

„Und Sie, Herr Doktor?" fragte Eduard im Passieren.

„Ich tanze nicht," sagte Kyrill. Eduard, der sich selbst als Tänzer gelten ließ, war froh; doch immer in geheimen Möglich-

keiten grabend, die jenen mit Diana verbinden oder von ihr trennen konnten, forschte er weiter:

„Wohl zu leichtsinnige Motion für dieses tausendjährige Reich, dessen Starter Sie zu sein wünschen?"

„Es hat mich keiner gelehrt — Durchlaucht." Es kam dumpf, und Eduard bemerkte sich's, daß heute, daß in diesem Worte zum ersten Male der Revolutionär die Tatze grollend gegen den Prinzen hob, mit dem Haß einer Klasse, als deren Mitglied er sonst stolz und Spottes voll auf ihn herabzusehen pflegte.

Diana aber tanzte. Nach fünf Schritten hatte sie in Eduard den Tänzer erkannt, wie er in ihr die Tänzerin. Wie in Verabredung gab sie Eduard nach kurzem Tanze frei, um sie Scherer zu überlassen. Scherer tanzte gut, doch etwas genau, und es schien Diana, als machte ihn sein Grundsatz, sich immer unangreifbar zu halten, eben als ein Grundsatz zu zurückhaltend, er hielt die Tänzerin zu sehr von sich ab und beunruhigte durch die Distanz das rhythmische Gleichgewicht.

Sie hielt kaum an, als Eduards Arm sie wieder ergriff. Sie trank eine Schale Sekt, rasch, fast im Gehen, und als Wilhelm einmal aussetzen wollte, trieb sie ihn herrisch an, nicht zu stocken.

Durch die gemessene Runde mit Scherer, durch den Wein, vor allem durch Eduards vollkommene Führung, die biegsam war und dennoch sicher, fühlte sie sich noch leichter, und wie schlafend überschritt sie jene Schwelle, die vom Parkette der Gesellschaft in den Tempel führt. Diana gab sich hin, und er, der sie nun endlich in den Armen halten durfte, hielt sie, wie sie's gewährte. Kyrill blickte unbeweglich auf dieses Paar, und beide schienen ihm zugleich verächtlich, während ihn beide anzogen. Den Prinzen, an dessen Beeinflussung ihm so sehr gelegen war, mißgönnte er der Abenteurerin, die aus großen Gaben nichts Greifbares schuf, ihm wiederum mißgönnte er das

junge Weib, und daß er sie nach den verlogenen Regeln dieser Moral in seinen Armen drücken durfte, vor aller Welt. Zugleich stieg jener Groll aufs neue in ihm auf, den ihm die leichten Füße so gepflegter Naturen, dies Spiel der Anmut immer aufdrang, und bald sah er in diesem Paar, wie es auf der halbrunden Terrasse eines alten Ritterschlosses, modisch in Schwarz und Weiß gekleidet, unter den Sternen nutzlos schwebend sich bewegte, das Sinnbild der zu zerstörenden Welt, die Geister von gestern, den Feind.

Scherer sah frühere plötzliche Ekstasen dieser jungen Frau seltsam bestätigt und dachte als Politiker, die Reihe käme doch vielleicht auch noch an ihn. Olivia lächelte und weilte ferne, sie wurde des Gefühls nicht ledig, hier schwebte die Jugend, zu der sie nicht gehörte, und doch warf sie sich nur fester in den Entschluß, auf grenzenlosen Wegen sich an sich selbst und an ihrem Leben zu rächen, eh' es zu spät würde. Ihr Blick suchte den des Russen, zog ihn von jenem Paare ab und auf sich zu. Kyrill näherte sich ihr und stellte sich sehr dicht hinter ihrem Stuhle auf.

Eduard und Diana tanzten. Ihre Knie, ihren Busen fühlte er, sie fühlte einen Arm, der sie in dieser Nacht so leicht umfaßte, wie jener Bauernarm am Morgen sie schwer umriß.

„Immer weiter," sagte er leise, als sie in der äußersten Kurve außer Hörweite waren, und vermied noch jetzt, sie direkt anzureden.

„Immer weiter," sagte sie lauter und lächelte.

„Und eines Abends tanzten sie auf der Terrasse eines dalmatinischen Schlosses," sagte er und sie fühlte den Hauch seiner Worte auf ihrer Schulter.

„Und es war unterm Sternbilde der Wage," sagte Diana leise. Sie tanzten, sie schwiegen. Eduard führte in das entfernte Feld der Terrasse, dort verlangsamte er den Schritt so, daß zwei Takte nur immer noch auf eine Gruppe paßten, er sagte leise:

„Diana“ und sah sie mit der Bitte an, ihn nun endlich bei Namen zu nennen. Sie stockte, dann rief sie leise: „Eduard!“ — aber zugleich zog sie ihn in einen verdoppelten Wirbel und nahm nun jeden Pas auf einen halben Takt. Und indem sie ihn atemlos zu machen suchte, betörte sie sich selbst mit immer schnelleren Schritten und liebte ihn doppelt, weil er sich nicht verlor.

„Diana! Hörst du?“

„Ich höre.“

„Bist du mein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Willst du es werden?“

„Ich bin es ja.“

„Sag', wen du liebst!“

„Die Freiheit!“

„Die ist ja ein Weib!“

„Ich auch!“

„Liebst du den Russen?“

„Ich hass' ihn!“

„Er liebt dich!“

Aber indem er dies Wort sagte, riß plötzlich, wie von einer Macht gesprengt, das Saitenspiel ab, Schatten bewegten sich in der offenen Tür, Wilhelm stand auf, Scherer trat hinzu, Olivia sogleich nach ihm, Kyrill blieb allein, das Tänzerpaar stand, noch die Hände ineinander, wartend wie in einer sekundenlangen Pause des Musikanten. Doch da wandte sich schon Olivia nach ihnen um, sie ließen einander im selben Augenblicke los, Scherer hielt ein Papier in Händen. Beide fühlten, es würde ein Unglück sein und es würde sie treffen.

„Eine Depesche für Sie, Prinz,“ sagte Olivia. Eduard sah und fühlte die schwarze Frau neben der weißen wie einen Todesboten stehn. Er sagte langsam:

„Wer weiß denn, daß ich hier bin?“ Er ging ins Zimmer,

wo Licht war, erbrach und las, sie kam aus Venedig von seiner Cousine:

„Hofmarschallamt drahtet mir, da dein Aufenthalt dort unbekannt, solle dir sofort Unglücksfall melden. Heinrich und Stefan auf Autofahrt gestern abend verunglückt. Stefan tot, Heinrich schwer verletzt. Aufkommen fraglich. Der schwergetroffene Fürst bettlägerig. Sofortige Heimkehr geboten. Bin trostlos, lieber Eduard, mich zum Boten so schrecklicher Kunde . . ."

Eduard ließ das Papier sinken. Sein erster Gedanke war der Vater: Wird er's überstehn? Der zweite Heinrich: Aufkommen fraglich? Und er entdeckte sogleich, daß er sich nicht um dies ihm recht fremde Leben, daß er sich um sich selbst sorgte. Kam Heinrich nicht durch, so war sein eigenes Leben verwandelt, seine Freiheit dahin, er wurde Fürst und alles war vorbei.

Diana ahnte dieses Schicksalsvolle, und als er nun auf die Schwelle trat, das Papier in die Fracktasche schiebend, war ihr, als wüßte sie alles: sein Vater war tot, das war die schwerste Nachricht.

„Sie sind — Sie haben —?" sagte Scherer und trat auf ihn zu.

„Unglücksfall," sagte Eduard sachlich, kurz. „Meine Brüder mit Auto verunglückt, einer tot, einer schwer verletzt. Muß gleich heim."

Im selben Augenblicke dachten alle nur das eine: er wird also Fürst. Befriedigt dachte es Scherer, zynisch Olivia, phantastisch Wilhelm. Diana und Kyrill waren getroffen, beide fühlten sich in Verwirrung gesetzt, Eduard fühlte, was alle dachten, aber er sagte nur: „Gibt es morgen einen Dampfer, Gräfin?"

„Den Dampfer nach Triest? Erst Freitag!"

„Drei Tage. Bißchen viel," sagte Eduard. Scherer wandte sich kurz ins Zimmer und sagte ohne weiteres zum Diener:

„Schicken Sie bitte sofort zum Excelsior. Er ist noch unter Dampf. Alles ist vorzubereiten. Wir fahren in einer Stunde."

„— Ja, soll ich wirklich? Und die andern Herrschaften? Danke, lieber Herr Scherer!" Man brach auf, ohne viel Rückfragen.

„Und nun soll ich Clemens nicht Adieu sagen!" sagte Wilhelm.

„Bleiben Sie doch!" sagte Olivia.

„Darf ich bleiben?" fragte Wilhelm.

„Es wird uns alle herzlich freun!"

Kyrill verbeugte sich kurz vor der Gräfin, und wie vom Schicksal demaskiert, sagten sich beide kalt Adieu.

Diana hatte, von Eduards Blicken gesucht, sich langsam jener Gruppe genähert, als er aus der Tür trat. Stumm folgte sie nun seinem Blicke, der auf das Schiff verwies.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Als nach Mitternacht Excelsior in See stieß und der Prinz wie ohne Absicht zum Heck hinunterging, blieb Scherer noch zurück, er machte sich bei den Schiffspapieren in der Kapitänskabine zu schaffen, aber sein Geist war fern. Er dachte, ob dieser Prinz wohl auch noch, an die Macht gelangt, seinen Rat erbitten würde. Scherer sah sich vor ihm auf und nieder gehen in ihrem ersten endlosen Abendgespräch, das sie in seiner Bibliothek von Rousseau bis zu Emerson geführt und zurück über Marx zu Platon. Wieder sah er die ernste Bescheidenheit seines lernenden Blickes und wie er sich von jenem unterschied, den die Welt an dem zynischen langen Prinzen kannte, und der Gedanke befriedigte ihn, in diesen Unterhaltungen, die dann fast Vorträge des älteren Weltmannes für den jüngeren wurden, nun unversehens einen Fürsten demokratisch beeinflußt zu haben.

Als Bürger geboren und entschlossen, die Embleme des Edelmannes nie anzunehmen, dem praktisch politischen Dienste im Gefühle vollerer Unabhängigkeit ausweichend, fühlte er seine politische Mission vor allem in der männlichen Vertretung seiner sehr volksfreundlichen Ideen vor einzelnen Personen. Denn aus den Geschäften wie aus Memoiren kannte er den entscheidenden Wert persönlicher Einflußnahme, er wußte, wie eine Begegnung, ein Gespräch zuweilen den Wechsel ganzer Richtungen hervorrief, und lächelte, wenn er dann den Druck der

Parlamente oder sogar den Geist der Zeit als Ursache solcher Wandlungen in seiner eigenen Zeitung fand. Seit einer Stunde erwog er eine mögliche Ausbreitung seiner Ideen durch diesen modernen Fürsten, etwas wie ein erster deutscher Versuch im kleinen schwebte ihm vor. Nur wußte er noch nicht, ob er seinen Entschluß an jenem Quartettabend im März nun noch gutheißen oder ob er bereuen sollte, mit dem Prinzen diesen Russen gekreuzt zu haben, der Scherer doch im Grunde als Bourgeois bekämpfen mußte und doch mit Eduard an Bord lange Gespräche führte.

Kyrill hatte seinen gewohnten Platz am Heck nicht inne, die Fahrtrinne fesselte ihn jetzt nicht, ein andrer, der heute Vergangenheit und Zukunft wog, mochte sie in dieser Nacht übersinnen.

Der Russe hockte auf dem geringelten Tau am Bug und blickte dem Schiff voraus. Er sah in die Zukunft, er dachte: — Wird dieser Erbe nun versagen, wie sie alle? Da sitzt er und denkt gewiß über die Leichenfeier nach, ob es sechs Rappen sein sollen oder achte! Ah, je m'en fiche . . . Oder sollte hier doch etwas möglich werden? Alles für das Volk, und dies mit Ernst: es wär' eine Stufe. Könnte ich eine Hand darin, nur ein Auge auf ihn halten! Den Genossen würd' ich's schon klarmachen, diesen bleichen Hunden, was solche „Kompromisse" bedeuten, wie sie's so schön verpetzen! Aus dem Keime entwickelt sich der Baum, und würde ein kleines Land auch nur verklärt durch unsere Ideen, so mag es immerhin vorläufig einen Fürsten oben haben. Der ist nicht schlechter als einer von uns, und im Spiegel der Jahrhunderte — was schadete denn ein deutscher Essay vor dem russischen Werke! . . .

In diesen einen Gedanken bohrte er sich ein, gestand sich weder Ehrgeiz zu noch Machtwillen, selbst Blut und Eifersucht hieß er unter der Geißel fanatischer Gedankenpassionen schweigen. Diesem Russen war es fremd, sich klar zu sehen, Macht-



willen von Volksbeglückung in sich zu unterscheiden, wie das Auge des Försters Grün neben Grün im Walde unterscheidet. Fremd war ihm, Triebe in sich zu bejahen und in die komplizierte Rechnung der Motive einzustellen, aus der sich am Ende Handlungen dividieren lassen, oder dem eigenen schwierig durchmischten Wesen die Freiheit des Einzigen einzuräumen, um erst mit ihr die Idee zu kreuzen. Was seine Instinkte forderten, das raubte er vielmehr seiner Mission, denn er war keineswegs gesonnen, sich wahrhaft aufzuopfern. Im Rausch eines glühenden Martyriums den Kopf in die Schlinge zu legen, war der Fanatiker bereit; seinen Tag, seine Jugend, ein Weib, das er bewältigen mußte, um seiner Sendung willen zu verlieren, fiel dem Bauernsohne nicht ein. So drehte er auch diese Nachtgedanken nur immer um die Idee — und erdrückte in sich das geheime Motiv: mit diesem Prinzen auch dieser Frau nah bleiben zu wollen, deren Bahn er der Eduards ahnungsvoll verschlungen sah.

Eduard saß drüben allein, wie abwesend. Nach einer halben Stunde beschloß Scherer, ihn ohne Adieu sich selbst zu überlassen und bewog auch den Russen, zu Bette zu gehn.

„Sie wollen noch fahren, auf Excelsior?“ fragte Kyrill.

„Kaum weiter als Venedig. Wir hatten noch eine knappe Woche vorgesehen, doch nun ist ja alles anders.“

„Hm. Ja. Der Prinz liebt seine Freiheit?“ forschte Kyrill.

„Und seinen Vater,“ sagte Scherer ausweichend. „Der herzleidende alte Herr wird schwerlich den Schlag überstehen.“

„Dann käme der Prinz bald dran?“

„Er hofft wohl, sich lieber den Vater zu erhalten.“

— Geschickte kleine Bestien, dachte Kyrill, diese deutschen Bourgeois! Wie er immer wegbiegt.

„Bleiben Sie noch? Ich bin müde.“

„Ich auch. Sie haben sehr gut gespielt, opus 111,“ sagte

Kyrill, indem sie zur Treppe gingen. „Das Presto könnte vielleicht noch einen kleinen Tropfen Maschinenöl vertragen."

— Endlich! dachte Eduard, der sich vergeblich nach einem Auf und Ab, nach Bewegung des erschütterten Körpers gesehnt und doch keine Promenade unternommen hatte, um nicht reden zu müssen. Auch trieb ihn heut ein Ehrgeiz an die Schiffsspitze, die er dem Russen in irgendwelchem Sinne nicht gönnte, gewaltsam wollte er sich dem Strom vergangener Bilder entreißen, in den er durch die grelle Nachricht aus der Heimat plötzlich geworfen wurde. Am Bug blieb er stehen, genußvoll sah er die Schneide der Spitze. Er, der, voll bittersüßer Ironien, so wenig Zukunft in sich zu dulden pflegte, daß er das Gegenwärtige schon vergangen fühlte, erstrebte in dieser Nacht die Spitze des Schiffes, da ihm auf einmal Sorge und Bewegung aufgedrungen schienen. War's denn schon Wirklichkeit? Konnte nicht Heinrich . . .

Ein leise nachdenklicher Schritt kam näher, Diana, die das festlich weiße Tanzkleid mit einem dunklen vertauscht, hatte wachend die Rückkehr der Männer in ihrer Kabine abgewartet, denn Eduard, mit dem sie auf der Wagenfahrt zum Hafen nicht mehr gesprochen, mußte sie vermissen. Sie fürchtete nicht Scherers Gedanken, noch weniger Kyrills, als sie ihre Kabinentür beim Kommen der Männer öffnete. In jeder List der Liebe erfahren, körpergewandt wie ein Artist oder Apache, tat sie in dieser ungewöhnlichen Lage den auffälligen Schritt ganz offen, indem sie den beiden zuvorkam.

„Ist der Prinz noch an Deck?"

„Ich glaube wohl."

„Dann gehe ich noch zu ihm. Gute Nacht."

Als Eduard sie kommen sah, griff er mit ungewohnter Schnelle nach ihrer Hand.

„Sie kommen noch? Sie sind nicht müde? Ist es nicht schon sehr spät? Meine Uhr — im Frack . . ."

„Ich weiß es nicht.“

Er lief, obwohl es ihn im Grunde gar nicht kümmerte, zur Bootstreppe und rief den Matrosen oben an: „Wie spät?“

„Fünf Glas acht Faden,“ klang es klar von oben über Deck.

„Da wären wir nicht viel weiter!“ sagte Diana lachend. „Wir könnten's aber nach den Sternen messen.“ Und wie sie sich über die Reeling beugte, gedachte er jenes Abends, als sie ihm von der Wage sprach, gedachte vieler Augenblicke, Bewegungen, Situationen, in denen ihm das Wesen dieser jungen Frau immer vertrauter geworden.

„Die Wage ist schon stark westlich gesunken,“ sagte sie suchend. „In einer halben Stunde, in vierzig Minuten muß sie untergehen. Dort steht Aldebaran, noch fast im Zenith. Warten Sie, wir haben Ende April. Jetzt fahren wir auf — wieviel Breite?“

„Zweiundvierzig Komma drei, sagte, glaub' ich, vorhin der Kapitän.“

„Zweiundvierzig Komma drei? Ich meine, es müßte Eins vorüber sein. Aber ich kann mich sehr irren, und eine Uhr ist sicherer, wenn auch lange nicht so schön.“

„Bleiben Sie bei mir!“ rief er leise und stürmisch. „Bleiben Sie bei mir?“ fragte er beklommen.

„Freilich!“ sagte sie und gab ihm neue Zuversicht, so daß er nun mutigen Tones fragte:

„Hier auf Deck? Bis zum Morgen?“

„Bis zum Morgen!“

„Und dann immer weiter?“

„Und dann weiter!“ sagte sie lächelnd, um auszuweichen.

„Morgen,“ sagte er plötzlich verändert und wandte sich an der Reeling um. „Morgen bin ich zu Haus!“

„Warum reden Sie so kalt?“

„Ich renonciere.“

„Wie!“

„Ich renonciere auf die Erbfolge, sofort, morgen, vor dem Ministerium, damit für den Fall von Heinrichs und — meines Vaters Tod keine Debatte entsteht.“

Sie stutzte, schwieg. Dann fragte sie ruhig, als wüßte sie es nicht:

„Wem fiele denn dann das Land zu?“

„Vetter von der andern Linie. Tüchtiger Bursch, der paßt auf das Amt, wie der dicke Friedrich Wilhelm von seinem zweiten Sohne sagte. Höchste Zeit, daß zwei so kleine Ländchen vereinigt werden. Einfache, billigere Verwaltung, zeitgemäßere Organisation. Alter Wunsch der Dynastie.“

„Der andern!“ sagte Diana leise. „Und was sagen Ihre Leute dazu?“ Er ging an der Schiffsspitze nervös umher.

„Unsere? Wollen natürlich selbständig bleiben. Seit drei Jahren Preßkampagne bei theoretischen Erwägungen möglichen Aussterbens. Fürstentum! Residenz! Hoftheater! Kutschen! Taufen! Altmodisch und ridicule. Ich renonciere.“

„Sie werden nicht renoncieren, Prinz Eduard!“

Er blieb stehen. So kalt hatte ihn noch nie ihr Ton angefaßt. Klang's nicht beinah wie ein Befehl? Auf ihrem Klappstuhl dicht hinter der Schiffsspitze sah er sie vor sich sitzen, die Beine übergeschlagen, die Arme breit nach zwei Seiten um die geweißten Taue geflochten. Kalt blickte sie ihn und grade an. Nase und Kinn, hart erhoben, schnitten die Luft, ihr Mund war fest geschlossen, sie schien erstarrt, nur die Locken wehten im Fahrtwinde.

— Sie errät mein Gewissen, dachte Eduard, doch sagte er nur:

„Gnädigste sind heute sehr ungnädig!“

Sie stand auf, trat grade auf ihn zu, so dicht, daß ihr wehendes Kleid seine Knie streifte wie vordem beim Tanze. Aber metallen und klar, kühn und gefährlich schien plötzlich alles, was unter denselben Sternen noch vor wenigen Stunden Hin-

gebung war, Musik und Neigung. Und sie sagte eindringlicher, doch leiser ud weicher:

„Denn Sie wollen nicht auf Ihr Land renoncieren!"

„Ach was! Das Land!"

„Nicht um des Landes willen!"

„Warum sonst?"

„Es ist Schicksal."

„Ein Auto?"

„Der Tod."

„Nun? Und?"

„Man weicht nicht zurück vor dem Tode."

„Ich hab' ihn nie gefürchtet."

„Sie fürchten das Leben, das ist freilich bequemer. Ich habe stets mit dem Tode gelebt und deshalb bin ich Herr meines Lebens."

Sie waren unbeweglich stehengeblieben, dicht voreinander, an der Spitze des Schiffes. Ihre Haltung war ihm so suggestiv, ihre Sprache so bronzen erschienen, daß er, in seinem Innersten vom ersten Augenblicke an sich selbst verpflichtend, aus ihr die eigene Stimme wieder hörte. Nun faßte er ihre Schulter.

„Was wollen Sie, Diana?"

„Ihr Wort, daß Sie nicht renoncieren."

„Aber Heinrich wird ja vielleicht gesund!"

„Sie — sollten so große Dinge nicht an ein Vielleicht knüpfen! Versprechen Sie, heute, hier, unter dem Sternbilde der Wage!"

Eduard ließ ihre Schulter los, seine Lippen zuckten kurz auf, dann sagte er:

„Gut. Gegen ein anderes Versprechen."

„Von mir? Ich bin hier nur Vertretung, es könnte auch ein Priester sein."

„Nein, nur Ihnen will ich's geloben und nur wenn Sie mir —"

„Nein, nein!"

„Doch, Diana, du mußt! Nun mußt du!"

Er umfing sie. Sie war mit einemmal verwirrt, sie faßte um sich wie in Schwäche, sie legte das Kinn an seine Schulter, leise sagte sie ihm in die Augen:

„Ich liebe dich ja und alles sollst du haben! Hörst du, Eduard, alles!"

„Mehr als alles will ich, Diana!"

Sie machte sich los. D a s war es, was ihr eines Abends auf diesem Schiffe klargeworden, das war es, warum er zögerte, — und das war das einzige, was sie hüten mußte.

„Du willst meine Freiheit . . ."

Er senkte den Kopf und schwieg. Sie verließ ihn, sie ging fort, sie schritt das Deck herunter, bis zum Bug und wieder zurück, langsam, mit schwer fallenden Schritten. Als sie zurück war, drängte er sie auf den kleinen Klappstuhl, er stützte sich selbst auf die Reeling, leise fing er an:

„Diana!"

„Eduard . . ."

„Magst du mir zuhören?"

„Sprich nur . . ."

„Gestern nacht, hier auf Excelsior, hab' ich einen Brief entworfen, der sollte an unser kleines Staatsministerium gehn. Da steht, für alle Fälle verzichte ich auf Staats- und Erbfolge, wenn unerwartet beide Brüder ohne Erben mit Tode abgehen sollten. Grund: Heirat mit einer Dame des kleinen Adels. Hatt' ich dein Wort, dann sollte der Brief abgehn. Heut nacht: plötzlich bedrohliche Nähe, morgen vielleicht Thronfolge. Willst du durchaus jenes Versprechen, so ist meine Bedingung nur morganatisch zu machen. Sonst bürgerlich. Wähle!"

Er hatte das letzte nüchtern, beinahe keck hergesagt, um vor innerer Bewegung sich ins Ironische zurückzuretten, aber darauf ging sie nicht ein.

„Ich gebe dir alles," sagte sie ernst, „aber ich will die Freiheit."

Er ging erregt umher, dann blieb er vor ihr stehn und sagte stoßweise:

„Sie meinen also, ich würde dulden, daß Diana de Wassilko die Mätresse eines kleinen Fürsten wird!"

Sie stand auf, sie hob die Brauen: „Eure Durchlaucht belieben sich in die Sprache der Höfe zurückzufinden!"

„Dorthin wünschen Sie mich ja, Gnädigste!"

„Dorthin könnte ich Ihnen aber nicht folgen!"

„Darum werde ich Berlin nur verlassen, um Ihnen an andere Orte Ihrer Launen zu folgen!"

„Ich werde allein sein, wenn es mir beliebt!"

„Ich werde abends in Ihrem Zimmer stehen, wenn Sie nach Hause kommen!"

„Sie werden abends Sklave Ihres Schreibtisches sein oder Ihrer Salons!"

„Diana!" Es klang hilflos.

„Nun?"

„Ich bitte dich!"

„Was soll ich?"

Er drückte sie auf ihren Stuhl zurück, er warf sich vor ihr nieder, er faßte und umfaßte sie. Leise fielen die Worte:

„Ich liebe dich. Immer war ich allein. Ich mag nicht immer zagen, du könntest fortgehn. Und doch, bleibe ich frei, so bleibe du auch frei, neben mir, der Ring ist ja doch nichts und ich will dich nicht binden. Wenn aber doch . . . Dort liegt ein kleines Land, vielleicht soll ich es führen. Das Menschenmögliche, was nie ein Fürst erreichte, mein Vater kaum versuchte, im kleinsten Maße wär' es zu stabilieren, ein menschenwertes Dasein für zweimalhunderttausend Köpfe — aber nicht ich allein. Wie auf einem langsamen Karussell, sagtest du einmal, führt das Schicksal die Pferdchen an uns vorüber, es bietet uns

alles an, wir aber müssen untrüglich fühlen, auf welches wir aufzuspringen haben. Entsinnst du dich? Du hast es selbst gesagt und nun sollen wir aufspringen. Mit deiner Klugheit, deinem Wissen — soviel Takt, solche Hingabe an die Sache, wie ich nie einen Minister fände, dein Herzschlag neben dem meinen, deine Hand, kühl und stark — ja, so würd' ich's wagen — wenn es sein muß!"

Sein Kopf fiel in ihren Schoß, mit einem Male war sie seine Mutter, noch ehe sie seine Geliebte war. Sie strich sein glattes Blondhaar, sie blickte übers Meer.

Die Schiffsuhr schlug. Er sprang auf, zuckte, lächelte, ging, als sie aufstand, rückwärts um sie herum an ihre Rechte, sie schritten das Deck herunter. An der leeren Kapitänskabine blieben sie stehen, da leuchtete etwas hervor. Sie traten ein.

„Im metallenen Ringe schwebend," sagte Diana und lehnte sich über den messingnen Kompaß. „Unbestechlich seine Richtung zu wissen, magnetisch angezogen, in keiner Lage zum Schwanken zu bringen: so allein leitet man sich und den andern die Fahrt! Soll ich mit einem Male nach Nordosten weisen?"

Sie wandte sich ihm zu, sie legte die Hand auf seine Schulter. Er riß sie an sich, er ließ nicht mehr von ihren Lippen.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

In Triest wurde dem Prinzen die bestellte Depesche beim Landen an Bord gebracht. Sie war über die k. k. Statthalterei gegangen, um sie sicher und rasch zu befördern, und so war die Hafenpolizei avisiert. Der Erbprinz war tot. Eduard war Thronfolger.

Nach einem sehr späten Frühstück hatte man die letzten Stunden an Bord still hingewartet, gemeinsam, und Eduard, wie zu einem Quietiv, hatte zum Schach gegriffen, das er mit Kyrill spielte, Diana und Scherer waren die Zuschauer. Kyrill gewann. Bei der Revanche gewann er wieder. Als dann, nach zwei Uhr, die Stadt auftauchte, ging das dritte Spiel zu Ende: Kyrill gewann zum drittenmal.

„Nun müssen Sie mir erst recht Revanche geben!" rief Eduard, ungewöhnlich erregt.

„Bis Wien, wenn Sie wünschen."

„Sie reisen mit mir? Enchanté! Dann spielen wir ohne Ende und einmal, spätestens in St. Pölten, schlage ich Sie doch!" Er warf das Spiel zusammen und griff nach dem Fernglas. —

Die Nachricht selbst, erwartet wie sie war, ließ ihn kalt. Er bat, man möge nicht um seinetwillen die Triester Kirchen anschauen, noch auch in einem Hotel essen, weil sein Zug erst um zehn Uhr ginge. Alle vier fühlten, wie ein Zögern nur nervös machte, und so gab es am Nachmittag einen kurzen Abschied, in dem im Grunde nur der Dank an Scherer herzlich

klang. In wenigen Tagen dachte man sich in Berlin wiederzusehen, wohin Scherer, Diana und Kyrill ihre Arbeit, Eduard aber der Entschluß rief, unter allen Umständen seine Akten im Ministerium einem Nachfolger zu übergeben. Als aber Eduard Diana die Hand küßte, lag seine Bitte noch einmal stumm in seinem Blick; der ihre blieb ihm rätselvoll. Dann fühlte sie Kyrills Bauernhand heftig die ihre fassen und erschrak, denn sie hatte ihn am letzten Tage gleichsam nicht mehr gesehn. —

„Und so wäre endlich die Firma unter sich," sagte Diana in der Tür, als sie zwei einsame Kuverts auf einem blumenreichen kleinen Tische sah, den Scherer angeordnet hatte. „Ist es nicht wie vor zwei Jahren auf Ihrer Terrasse? Und nur daß wir nach Venedig fahren, macht den kleinen Unterschied!"

— Sie hütet sich, an Athen zu erinnern, dachte Scherer und führte sie lächelnd an den Tisch.

— Seine Galanterie ist leichter geworden, dachte Diana, der Umgang mit jungen Leuten macht ihn sonderbarerweise nicht alt.

„Souper des Adieux, würde Prinz Eduard sagen," sagte Scherer, und Diana lächelte über den koketten Plural.

„So wollen wir mit den Geistern soupieren?"

„Ich habe nie ohne Geister mit Ihnen gesessen!"

„Wilhelm würde sagen: Aber der Salat ist doch nur Schwindel! Er sieht immer aus wie ein Berg und dann ist es nur grüne Luft!"

„Nehmen Sie Sellerie? Er ist so lang wie Papyros!"

„Man könnte Sonette darauf schreiben," persiflierte Diana. Sie spottete Franklins Aufgeregtheit nach, Scherer kopierte die blonden Brauen des Russen, selbst Olivia wurde nicht geschont, und schließlich gingen sie die Beamten ihrer Bureaus durch, lachten über ihre Eigenheiten, streiften leichthin, beinah herrisch die Geschäfte und tranken auf die Konkurrenz. Es war das heiterste Mahl nach diesem durch Tod gedämpften Tage,

voll Erinnerung, voll Spott und Karikatur, und als sie aufstanden, erklärten beide, sie hätten lieber allein auf Excelsior durchs Mittelmeer fahren und immer Marsala trinken sollen wie heute.

„Wie weit sind jetzt die beiden?" fragte Diana in der gläsernen Rauchkabine an Deck.

„Noch nicht einmal abgereist. Oder fragen Sie, wie weit sie miteinander sind?"

„Die Frage wird der Entfernte immer falsch beurteilen," sagte Diana, und indem sie plötzlich die Knie überschlug, daß der graue Strumpf aus den Falten ihres grau und schwarzen Abendkleides glänzte, hielt sie die Zigarette mit weitgespanntem Arm von sich und fügte herausfordernd hinzu: „Oder was, meinen Sie wohl — was denkt man jetzt von uns?"

„Man denkt, daß Sie reizend sind," sagte Scherer und küßte die Hand des gestreckten Armes, doch so, daß er durch die Gaze, die den Oberarm verhüllte, den kräftigen Muskel mit dem Blicke umreißen, zugleich ihren Geruch einziehen konnte, der ihm aus guter unparfümierter Seife, einem zart umnebelnden Puder, einer bitteren Eau de Cologne, aus neuem Leinen und der Frische einer Haut zuströmte, der viel Sonne eingebrannt war und die deshalb aus jedem Dekolleté metallen wie Bronze aufschimmerte.

Diana, die jeden Einbruch in die abarische Sphäre um ihren Körper von ferne spürte, erkannte ihre sensuelle Wirkung auf Scherer, den sie seit einer Stunde galanter fand als in Gesellschaft seiner Gäste, an dessen sekundenhaft verlangsamtem Kopfheben; sie ließ den Arm sinken, sie sah ihn nicht mehr, sie dachte: — Er denkt, nun sind wir allein an Bord . . . Ja! Freiheit! Jedes Liebesspiel, vom ersten Blick auf die Brosche bis zu den Fingern, die sich nervös um Haken bemühen, anspinnen, ausspielen oder abbrechen dürfen, von Minute zu Minute ungewiß des Fortganges! Erschließen . . . sich Men-

schen, bittende, drohende zu erschließen, zugleich mit der Spannung ihrer Glieder die Zunge zu lösen, die, zu stolz oder zu bescheiden, Pläne und Werke verschwieg . . . Und dabei selbst verbrennen, aus immer erneuten Armen immer erneut zu tauchen, geklärt und verjüngt, leichter, kühner, frei schwebend über dem Abgrunde, der den Besorgten Not und Ungewißheit bedeutet und in dem sie das unbekannte Schicksal fühlen und meiden, statt es aus spiralischer Flugbahn magisch zu überschauen . . . Freiheit! Nicht Hammer am Werke sein . . .

Sie saß, mit innenwärts flutendem Blicke, halb vorgebeugt und wußte nicht wie lange. Scherer beobachtete sie schweigend, er dachte: — Ungestüm braust sie, während sie stille scheint. Wie mag es sein, wenn sie brandet? Solche Frauen sollte man nie besitzen, sie werden einfach, verlieren ihr Geheimnis, und Schopenhauer behält mit seiner zynischen Glosse am Ende recht. Aber Kinder, ja Kinder aus ihnen locken, das wäre selbst den Preis des Alleinseins wert.

„Ist der alte Fürst sehr passé?" fragte plötzlich Diana.

„Um Weihnachten, als ich ihn einmal sprach, hatte er die blauen plastischen Stirnadern und den eingefallenen Mund eines Herzleidenden im letzten Stadium. Nun gestern der Schrekken. Prinz Eduard kann jeden Tag aktiv werden."

„Aktiv. Das Wort ist eigentlich gut. Sie halten ihn für energisch?"

„Im Mantel seiner Schwermut verbirgt er, scheint mir, Tatkraft. Aber seine Ironie hindert ihn, sich für kleine Dinge zu ermüden. Heut ist die Frage, ob ihm das Fürstentum als großes Ding erscheint."

„Das ist kaum noch die Frage," sagte Diana, stand auf, wie um lebhafter zu denken, nahm ihr Cape um und begann mit Scherer die Deckpromenade. „Sprach er nicht oft von dem unmöglichen Fall, daß er berufen wurde? Vielleicht war das

Gottlob, was er vorsetzte, im Grunde nicht echt, und seine ganze Negation kam nur von der tragischen Erkenntnis, als dritter nie zu wahrer Tätigkeit zu kommen."

„Das dachte ich auch zuerst, seine Wißbegierde sprach für ein inneres Wirken. Warum aber schien er dann nie dem Posten eines Botschafters zuzustreben? Ein großes Reich bei einem andern zu vertreten ist am Ende mehr, als ein ganz kleines zu regieren."

Diana blieb mitten auf Deck stehen, sah ihn an, überlegte. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte im Weiterschreiten:

„Das glaube ich nicht. Ihm liegt an der Wirkung nach innen, nicht nach außen, dieser Mensch möchte wahrhaft fruchtbar wirksam sein, ein paar tausend zufriedene Herzen denken. Das Äquilibrium in Europa, Hof und Repräsentation, Bündnis und Intrige, Kolonie und Seefahrt kümmern ihn nicht, und wär es ein Weltreich, das er morgen erbt, er baute lieber tausend Hütten als einen Kreuzer. Meinen Sie nicht? Denn er ist gut, und da er so unfrei geboren ist, wie Wilhelm frei, so ist er verurteilt, sich so zynisch zu gebärden."

„Hätte er nur lebendigen Rat an seiner Seite!" sagte Scherer, um Diana zu locken. „Aber dieser alte Tauernheim, der dort seit zwanzig Jahren kommunale Fürsorge versucht, ist doch eine Mumie."

„Was halten Sie von Kyrill Sergjewitsch?" fragte Diana und blieb am Bug stehen, wo der Russe so oft gesessen. Das Meer war still, umdunstet, der Himmel leicht verwölkt, es war warm und der Wind beinah eingeschlafen.

„Auch Kyrill ist unfrei," sagte Scherer und blickte in die Flut nieder. „Der hat ja sein Bauerntum an eine Idee verkauft. Nur von einer freien Natur könnte dieser Prinz beschwingt werden."

— Und diese Natur will er binden, dachte Diana. Verket-

tet, immer gleich verhakt und verheftet, sobald man unter die Menschen tritt . . .

„Was denken Sie?“ fragte Scherer plötzlich. Diana fiel dies ungewohnt zerstreute Wort, ihr fiel der Tonfall ihres Freundes auf, sie blickte zu ihm hinüber, sie sah aufs neue seinen Blick auf der von ihren Schultern, die das Cape nicht deckte. Sie wandte sich voll zu ihm um und sagte ihm kalt und feurig in die Augen:

„Ich denke, daß ihr alle Systeme baut, und ich staune, wie auch Sie mich lieber im Gefüge fruchtbar sehen möchten als im Fluge! Treff' ich es?“

Ihr war mit einemmal, als müßte sie diesen immer kombinierenden Mann, diesen Architekten seines Lebens und dessen seiner Freunde, verwirren und mit ihrem schnellen Griffe fassen, um ihm den Dämon nahe zu setzen, dem sich seine kluge Vorsicht stets entzog. Scherer fühlte diesen feindlichen Trieb des Abenteurers aus ihrem wartenden Blick, aber indem sein Stolz sich wider diese Macht erheben wollte, zog ihn die Frau in dieser Stellung doppelt an, die ihn seit Jahr und Tag beunruhigt hatte. Ein ungewisses Fühlen spiegelte ihm vor, der Hochmut ihrer inneren Freiheit wäre nur durch die Macht des Mannes zu besiegen, und wie sich diese beiden befreundeten Menschen in ihrer tiefsten Fremdheit wieder entdeckten, ergriff die Verführung der Triebe die Zügel und führte die Gegner aufeinander, die in allen Stunden geistiger Achtung sich fern geblieben. Diana sah in Scherer, wie er da vor ihr stand, elegant und verschlossen, nicht mehr den Freund und Gastfreund aus der Stadt, sie sah den Feind von Ewigkeit in ihm, den Sicheren, den Bürger; zugleich gedachte sie des nächtlichen Ausbruches, in dem ihr gestern Eduard die Freiheit nehmen wollte, sie fühlte die Entscheidung schwanken, was zu tun, und ob sie der Bitte jenes zärtlichen Herzens immer widerstehen würde, eins trieb das andre, Freiheit, die sie in Zukunft bedroht

sah, wollte sie sich bestätigen, solange sie noch die ihre war, und Ordnung, die dort an ihrem Leben fruchtbar, ja entsagend bauen wollte, schien ihr verwirrenswürdig.

Nach tausend Worten, in denen seit einem Jahre diese beiden Menschen ihr Wesen einander geoffenbart, begriffen sie wortlos die seltsam plötzliche Wendung dieser Stunde, und als Scherer Dianas fordernde Frage in dem rascheren Atemzuge ihres Busens wiederfand, fühlte er in sich das Jetzt oder Nie, das ihn in den wichtigsten Entscheidungen seiner Laufbahn, sehr selten, doch untrüglich angefaßt, und wagte alles.

„Sie treffen es!" sagte er hart und rührte sich nicht. „Also: verschenken Sie an diesem letzten Abend diese — Ihre Freiheit, — Diana?"

Die Kühnheit, mit der sein Blick sie faßte, das plötzlich pathetische Wort, die Forderung seines Auges schlug mit ihren Gefühlen der Unabhängigkeit, des Liebesspieles, mit der Erinnerung an seine Mannesblicke an diesem Abende, mit dem unruhig neuen Bewußtsein des Alleinseins zusammen, seine Forderung war so viel männlicher, als jener Zusammenbruch vor einem Jahr im Wagen bei Athen, jetzt war er der Herr des schönen weißen Schiffes und sie vielleicht eine Undine, die sich an Deck geschwungen hatte, Freiheit und Phantasma, das laue Meer und ihre fließende Seele, verworrene Gedanken an Szenen weit von hier, und wieder der energische Blick des scharf geschnittenen Kopfes: alles floß so in ihr zusammen, wie es sein Mannesinstinkt vorgespürt. Ihr Auge widerprach nicht, als sie langsam vor ihm zur Treppe ging . . .

„Schauderhafte Enge!" sagte zur selben Stunde Eduard zu Kyrill, als sie sich abfahrend in ihrem Coupé arrangierten. „Um diese Zeit streckte man auf Excelsior die Beine, nichts ratterte, alles glitt nur so hin."

„Realität nach dem Traume rattert immer," sagte der Russe. „Gleiten ist angenehm, Rattern ist lehrreich."

„Schnellzug als pädagogisches Mittel," sagte Eduard. „Was, meinen Sie, machen die letzten Excelsiorleute in diesem Augenblick?"

„Sie trägt das schwarze Kleid, weil es am tiefsten geht," sagte Kyrill, „und Scherer probiert's!"

Eduard, durch dies Wort peinlich berührt, erwiderte: „Halten Sie tatsächlich unsern teuren Nährvater für verliebt?"

„Sie ist schön," sagte Kyrill sachlich. „Einmal habe ich sie in Berlin ein Bild darstellen sehen, so etwas wie die Göttin Diana. Waren Sie vielleicht auch da?"

Eduard zitterte. „Nein, leider —. Habe gehört. Soll charmant gewirkt haben."

— Wie er lügt, mit welcher Stirne diese Prinzen lügen, dachte Kyrill, verächtlich, als sagte er immer die Wahrheit.

— Tausend Männeraugen, dachte Eduard gleichzeitig, tausend Gedanken haben sie umkrochen, damals. Oh, warum denn nicht? Was weiß denn ich, welche Männerlippen aufzucken werden in Palermo, in Dresden, in Kairo, wenn wir eines Morgens durch die Halle eines Hotels schreiten werden! Die Last eines Gauklerlebens lade ich auf diese Schultern, indem ich sie mit der Flugkraft eines Raubvogels beschwinge! Wird es supportabel sein?

„Aber der kriegt sie nicht," sagte Kyrill dunkel, wie ein Besitzender, der eines Weibes selbst in der Ferne sicher bleibt.

— Russische Bestie! dachte Eduard, aber er sagte: „Die junge Dame scheint unbestechlich."

Dies Wort blieb in der Luft zwischen beiden Männern hängen, es schwankte hin und her, wie im Winde ihres Atems und gehörte nun dem einen, nun dem andern, der es dann dem Gegenüber wieder zuhauchte. Und während Diana, ihrer Frei-

heit trotzend, sich auf dem Meer, in der kleinen Kabine des weißen Schiffes dem Manne ergab, den sie nicht liebte, der ihre Rätsel zerreißen wollte, würgten sich im Coupé des Schnellzuges unsichtbar um sie zwei Männer, von denen einer sich ihr liebend unterworfen, der andere sie zwischen Haß und Liebe überwinden wollte.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Als Scherer am Morgen in Venedig erwähnte, er hoffte mit der Entlassung der Jacht, mit Hafenpapieren und Gepäck bis zum Abendzuge fertig zu werden, wunderte er sich nicht, daß Diana einen Tag länger zu bleiben wünschte. Die Nähe einer langen Bahnfahrt wäre beiden peinlich gewesen, und sie konnte ihren Vater glaubhaft genug als Grund vorschieben. Ihr Gepäck ließ sie zur Bahn schaffen, nur zwei kleine Stücke sollte Mary zum Palazzo Tiepoletto bringen, denn ein Wunsch nach Schutz, sonst selten in ihr, ließ sie vor einem Hotel zurückscheuen.

Als alles geordnet war und die Gondel wartend am Fallreep stand, suchte sie Scherer, um ihm für achtundvierzig Stunden Adieu zu bieten. Der Matrose lief, er suchte, fand ihn nicht, kam wieder, Diana schloß, er hätte sich zu diesem Abschied in seine Kabine zurückgezogen, sie schickte Mary ins Boot und ging unerschrocken, um ihn zu suchen. Er stand in der Kapitänskajüte, allein, wartend, auf sie wartend. Sie trat in die Tür, in ihrem Reisekleid, kleinem Hut, wehendem Schleier.

„Auf Wiedersehn! Freitag um Neun im Bureau!"

Ihre Stimme klang frisch wie nach einem Seebade. Er schwieg, er bat sie mit den Augen näher. Sie kam. Sie sah ihn unruhiger atmen, obwohl er's versteckte.

„Diana?"

„Nun!"

„Sie verlassen mich. In wenigen Minuten bin ich allein. Streuen Sie mir doch noch ein freundliches Wort auf dies Deck!"

„Excelsior war schön!" sagte sie leise, mit verwandelter Stimme. „Haben Sie Dank für die Fahrt! Ich will sie nie vergessen!"

Die Einfachheit ihrer Worte, der Ton, die kinderhafte Haltung des halb gesenkten Kopfes rührte ihn übers Maß, schon wollten seine Hände dies sehr geliebte Haupt erfassen, doch da stockte er.

„Wollen wir — nicht weiterfahren?" fragte er, und es gelang ihm ganz, seine Stimme zu meistern.

„Die Kohle ist ja aus!" sagte sie lächelnd. „Heut abend werden die Kessel kalt sein."

„Diana?"

„Nun?"

„Sprich noch ein anderes Wort!"

Sie zögerte, dann sagte sie leise:

„Sie waren gut."

Er wollte sie erfassen, aber sie war so schnell, wie sein Gedanke brauchte, dem Arm zu befehlen. Bevor er erwidern konnte, schwankte das Fallreep von ihren leichten Füßen. — Verloren, dachte Scherer, als er der Gondel nachsah, aus der kein Gruß mehr winkte, und als er langsam die Stufen zu den Kabinen hinabschritt: — Nie hätte ich sie nehmen dürfen. Dann hätte ich sie vielleicht gehalten . . . Sie waren gut . . .

Er trat in seine Kabine, nahm Strohhut und Stock, blickte in den Spiegel. Dann streckte er sich wie ein Mann. — Und doch! Es lohnte. Sie halten mich alle für einen Asketen. Diese täglichen Fresser. Ich kann von heut fünf Jahre fasten.

— Lebe wohl, weißes Schiff! dachte Diana, als sie in einer Entfernung sich umwandte, die keinen Gruß mehr gebot.

— War Excelsior dein Name auch für mich? Trugst du mich denen zu, die für mich sind? Zwei Freunde hab' ich hier verloren, weil ich sie zu sehr umarmte, aber der, den ich liebte, küßte mich nur ein einziges Mal . . .

Als sie bei ihrem Vater eintrat, blickte er überrascht von seinem Frühstück auf. Wie sie aber diesen geistigen alten Kopf vor sich sah, war es, als wollte die Spannung der letzten Tage gelöst sein, sie warf sich ihm zu Füßen, sie weinte. Der alte Herr, der sie, nach wenig Tagen, so allein, so bewegt wiedersah, mußte an Streit und Bruch und wilde Dinge denken und suchte sie im allgemeinen zu sänftigen:

„Sei gut, Diana! Ich will dir helfen! Es ist nie so schlimm, als man zuerst meint! Steh auf, mein Kind!"

Sie merkte, daß er sie für eine Hilfesuchende hielt, sie stutzte plötzlich und lachte. Sie sprang auf, setzte sich zu ihm und rief, indem sie sich putzte und trocknete:

„Nicht doch! Verzeih mir nur! Die Freude! Mary ist auch da! Können wir bei dir wohnen? Eine einzige Nacht! Morgen muß ich fort! Lieber Vater! Was frühstückst du hier! Ist auch alles gut? Du bist doch warmes Fleisch gewohnt von London? Zieht es dir nicht vom Balkon? Ach, lieber Vater!" Und sie stand auf und ließ sich die Locken streicheln.

„Niemand tut das! Das hat niemand getan! Sie reißen einen an sich, sie hetzen, hasten, sie wildern so sehr! Ich möchte leise um dich sein und dir süße Worte sagen!"

Er staunte über die ungehemmte Wildheit ihrer Worte, er hieß sie erzählen. Sie fuhren nach der Piazzetta, im Palazzo Ducale blieb sie nirgend stehen, gradenwegs ging sie zu den Bildern des Tintoretto, die sie liebte, und schweigend bat sie den Vater, ihr zu folgen. Erst vor der Ariadne blieb sie stehn.

„Nein, ich gleiche ihr nicht," sagte sie leise. „Ihre Knie sind weicher und ihre Brüste. Aber der Gott ist ein Knabe! Sieh doch, lieber Vater, wie er wirbt, wie zart er bittet, statt zu be-

fehlen! Hymen hat er herbeigerufen, damit er seine Hand in die ihre legen soll — und konnte sie doch rauben! Sicher wird er ihr die Locken streicheln, wenn sie allein sind, dort draußen auf dem schönen Segelschiffe! So ist Eros, ja, nicht wie — wie — diese andern —! Wie ist Eros, Vater, sag' es mir!"

Eine melodische Süße war in ihre Stimme gedrungen, er fühlte sie beschwingt, und indem sie sich zu ihm umwandte, fragend, mit gefeuchteten Lidern, sagte er:

„— Helena! So war auch deine Mutter zuweilen, wenn auch sehr selten . . ."

Sie nahm seinen Arm und fing eine Promenade durch die Prunksäle des Palastes an, immer hin und her.

„Vater?"

„Diana?"

„Rate mir, hilf mir!" sagte sie, rasch, leise, beinahe heiter, immer im langsamen Schritt. Zwei alte Damen kamen vorbei, sie suchten in ihren roten Büchern.

„Der Prinz, weißt du, Prinz Eduard, der damals, in San Lazzaro, solchen Unsinn über Lord Byron als Edelmann gesprochen hat — nun, der ist also unerwartet Thronfolger geworden. Du hattest es ja gelesen. Ich liebe ihn, aber er will mich zur Frau, und ich tauge doch einmal nicht zur Ehe. Er ist zart und gut und klug, aber meine Freiheit, weißt du, ist metallen, hart und sie glänzt wie Bronze. Dort aber ist ein Schloß, kälter wie dieses, Säle, viel zu steil für mich, Leute mit kleinen Gesichtern und störrischen Händen, die Komödie der Pflichten — o! Wie soll ich das möglich machen!"

Der Vater hörte sie ruhig an. Nun blieb er an einem Fenster stehn, er trat zur Nische, lehnte sich hinein, faßte den Stock von Elfenbein in beide Hände:

„Du liebst ihn — und willst doch nicht . . . Liebst du noch einen andern?"

Sie sah überrascht zu ihm auf:
„Nein, nein! Jetzt nicht!"
„Aber du fürchtest, später . . ."
„Ich muß immer frei sein!"
„Und sagst das ganz allgemein?"
Sie stockte.
„Ich glaube — ja."
„Mir schien, dir gefiele auch dieser Russe?"
„Ich hass' ihn!"
„Ja eben!"
„Laß den aus dem Spiele!"
„Nicht doch. Ziehen wir ihn zu unserem Konzilium hinzu."
„Warum?"
„Weil du ihn hassest."
„Was soll ich tun?"
„Dem Herzen folgen."
„Das schließt nur Eduard ein!"
„Dann werde sein!"
„Aber er fordert die Ehe, Gemeinschaft der Arbeit, Rat und Gedanken für zweimalhunderttausend Menschen! Sonst will er's nicht wagen! Begreifst du nun?"

Er schwieg, sie setzten die Wanderung fort. Nach einer Weile nahm der alte Herr auf einem hohen Sessel Platz, der Fensterwand gegenüber, vom Lichte des Hofes beleuchtet. Diana stand vor ihm, wie im Beichtstuhl. Er sagte:

„Wenn du es abschlägst, was tust du dann? Bleibt alles beim alten, wie du mir's geschildert hast? Dein Bureau bei Herrn Scherer, sein Vertrauen, seine Freundschaft?"

Diana zuckte. Dann sagte sie, und ihre Stimme, bisher ganz in schmelzende Töne gelöst, wurde plötzlich hart:

„Nein, das hört auf."
„Und was denkst du zu tun?"

„Irgend etwas."

„Und wird dabei dein Herz den Prinzen entbehren?"

„Es liebt ihn ja!"

Er blickte sie an, dann stand er auf und sagte leise, bestimmt:

„Alle Bedingungen sind ohne Wichtigkeit. Nur das Herz solltest du fragen!"

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Als Eduard von der verregneten Leichenfeier ins Schloß zurückfuhr, in der Ecke des geschlossenen Wagens, nahm er den Tschako ab und fuhr glättend über den Scheitel. — War nicht übermäßig schlimm, dachte er. Hatte mir diese Schaustellerei eigentlich gräßlicher vorgestellt. Schließlich ist's doch nur wie Parade, und bißchen begaffter wie Kaisers Geburtstag . . . Bloß die Fahrerei hinaus war horribel. Enfin, der alte Öhlke hat ganz vernünftig geredet, bißchen lang, aber ohne viel Schwindel. Stefan ist eher zu kurz gekommen, war doch eine Art Herzensmensch! Was wird nur aus seiner langen Geigerin? War nicht zuletzt auch ein Kind da? . . . Mathilde scheint gar enttäuscht, sogar der Versuch, publice zu schluchzen, mißlang. Dazu heiratet man diesen Heinrich, lust- und kinderloses Bett, damit dann vierzigjährige apanagierte Witwenschaft folgt statt Regiererei? Arme Familie. Wenn wir's hätten, meinetwegen könnte sie kriegen, was sie für zweite Ehe brauchte! . . . Papa ist allerdings für Sparen. Hat ganz recht. Schließlich tragen's doch irgendwo die Leute . . . Nein! Nichts einreden. Veränderung ist zu deutlich. Gut, daß er sich schließlich bereden ließ, zu Haus zu bleiben, bei dem Wetter! Letztes Mal, das war doch schon März? Vor sechs Wochen oder sieben, wie wir Untern Linden speisten, und er war extra rübergekommen, mich zur Räson zu bringen. Wie rührend ihm so was mißlingt! Kann einfach nicht befehlen, wo er liebt. Hät-

ten wir hier auch diese großmäuligen Epitheta wie in Berlin, den würde man den Gütigen nennen! Blauer Abgrund, diese Augen, wie wenn man in den Himmel reitet . . .

Der Wagen und die ihm folgten, hatten die inneren Straßen des Städtchens erreicht, deren breite Einstöckigkeit die Wagen allen Fensterblicken aussetzte, und so setzte Eduard den Tschako wieder auf, rückte sich grade, raffte das düster entschlossene Gesicht auf, das die Leute nach dem Begräbnis vom Thronfolger erwarten dürften, fing an zu grüßen und versuchte den Ausdruck der Leute zu studieren, soweit es die heroische Gemessenheit seinem Blicke erlaubte, die er in völlig hergestelltem ironischen Gleichgewichte kundgab.

— Breite Köpfe, dachte er, mehr platt als hoch, mitteldeutsch bockig, Mißtrauen nur langsam weichend. Und doch so schwer movibel, weil dynastisch bis zum Irrsinn! . . . Dauernd diese edle Schloßstraße? Zum Auswachsen! Drei Monat Urlaub jedes Jahr, sonst nehm' ich meinen Abschied, wie Wilhelm so hübsch zu Bismarck sagte . . . Da steht schon der gute Tauernheim im Portale! Schluß. Abstellen. Geschäfte.

„Seine Durchlaucht erwarten Eure Durchlaucht im blauen Arbeitszimmer."

„Wo ist der Professor?"

„Er wartet nebenan."

Als Eduard im Vorzimmer eintrat, drückte er den alten Arzt in seinen Sessel zurück, warf sich selbst in einen andern, stellte den Tschako ab, pustete etwas, zog eine Zigarette hervor.

„Bis auf den Regen alles glatt gegangen."

„Leider hielt mich der Dienst ab," sagte der Arzt, „den durchlauchtigsten Prinzen das letzte Geleite . . ."

„Nichts versäumt, lieber Professor. Und nun — sind wir solo? Tür zu oder bloß angelehnt?" Er stand auf, untersuchte

die Türen, setzte sich wieder. „Sie lächeln. Aber da ist so ein langer schwarzer Paul oder Max, der taucht immer plötzlich mit Sherry auf, wie die Erda im Siegfried. Na. Und nun, da das Unglück leider geschehn und absolut nichts mehr zu machen ist, richte ich an Sie die scheußliche Frage, die ich hoffte, zwei Brüdern überlassen zu können."

Aus den klugen überbrillten Augen blickte ihn der Arzt ernsthaft, sachlich an:

„Leider finde ich den Verfall rapide. Dem verewigten Prinzen habe ich es schon im März gesagt, er sollte sich vorbereiten. Nun, in der schrecklichen Nacht, vorigen Sonntag, gab es einen neuen Anfall, der sich erst nach zwei Kampfer- und einer Morphiumspritze besänftigte. Morgens wieder stark Eiweiß, wie immer nach Aufregungen. Pulsschlag intermittierend beim sechsten, siebenten. Subjektiv Rückgang der Arbeitslust. Dazu zweiundsiebzig Jahre. Ich bitte Eure Durchlaucht, jeden Tag als ein Geschenk zu betrachten."

Eduard stand auf, warf die Zigarette in den Kamin, trat zum Fenster, er dachte:

— Hab' ich das nicht alles mal gelesen? Erbprinz als Husar, klirrend, kommt von Leichenfeier, kann Vaters Tod nicht erwarten? Gott! Was schenkte ich diesem Manne, wenn er mit seinem Kopfe meinem Vater noch ein Jahrzehnt — nur noch drei Jahre verbürgte! — Aber er sagte: „Vielen Dank. Ich gehe hinein." An der Tür drehte er sich um und fragte, wie zufällig: „Alles Erregende also vermeiden, wie?"

„Ich muß sogar bitten, die auswärtigen Herrschaften nicht mehr vor der Abreise einzulassen." —

Verfallen saß in seinem altmodischen Waffenrock der alte Fürst im trüben Lichte des großen Raumes vor seinem Schreibtisch, an dem er mehr als zwanzig Jahre lang gesessen. Die Eleganz des Rittmeisters gefiel ihm an dem Eintretenden und fiel ihm eigentlich auf, denn seinen jüngsten Sohn konnte er

nie bewegen, Uniform zu tragen, wenn es der Anlaß nicht unbedingt befahl.

— Eigentlich ist er schneidiger, als er's wahr haben möchte, dachte der Fürst, als sich Eduard zu ihm niederbeugte, um ihm die Stirn zu küssen.

— Schöne Stirn, dachte Eduard, gebogen und gefurcht wie eine edle Kalville."

„Nun?" fragte der Vater. „War alles würdig? Wie hat sich Adalbert gehalten?"

Eduard erstattete Bericht.

„Er ist also nicht als erster an die Gruft getreten," konstatierte nochmals der Vater. „Wäre noch schöner. Was dieses Berliner Marschallamt sich manchmal leistet! Und Mathilde?"

„Tränenlos."

„Mein Gott, ich hab' ihn nicht zu dieser Ehe gezwungen. Tauernheim behauptete immer, es würde sänftigend wirken, drüben. Mag sein. Aber ich bin gegen Cousinenheiraten, wo Kinderlosigkeit am Ende noch besser ist als Cretins. Ich dachte mir immer, macht's Heinrich nicht, dann wird Stefan für Nachwuchs sorgen. Nun ist das alles passé. Nur gut, daß das eure Mutter nicht mehr gesehn hat. Ach Eduard, ich bin sehr müde. Nimmst du nicht Platz?"

Eduard, im Innersten bewegt, hätte des Vaters Stirne streicheln wollen, aber er nahm den nunmehr dargebotenen Sessel, gegenüber, und sagte, den Säbel zwischen den Stiefeln, ganz leise klirrend:

„Darf ich gehorsamst bitten, Eure Durchlaucht von nun an nach schwachen Kräften etwas zu entlasten?"

Der alte Herr blickte auf, er sah das blonde gescheitelte Haar, er strich sich über die langen weißen Musikerhaare, er sagte: „Komm, laß das, lieber Eduard. Reden wir doch menschlich, vielleicht ist es das letzte Mal oder bestenfalls das drittletzte. Natürlich wirst du mich entlasten, das heißt, ich

werde dich sehr bald mit allem belasten, indem ich mich zu deiner Mutter begebe. Du bist etwas hypermodern, Tauernheim hat schreckliche Angst um die Zukunft, alle sind im Grunde des Todes erschrocken, als sie sahen, Prinz Eduard kommt dran. Ich bin ganz ruhig, denn du bist ja sehr gut. Soll ich dir Lehren geben wie Polonius? Du kennst doch den Rummel. Immer an die Leute denken, aber nicht einundzwanzigstes Jahrhundert spielen und namentlich nicht hier. Demokratisch, natürlich, aber nicht Karl Marx, lieber Eduard, den du ja sehr schätzen sollst, und auch nicht Herwegh. Wir sind doch Liliputaner. Mein Gott, ich brauche doch nicht wie der alte Moor seitenlang zu rezitieren, was du seit zehn Jahren mit angesehen hast."

Er pausierte, er suchte eine andere Stellung im Fauteuil. „Eins allerdings, lieber Eduard. Du siehst, wie rasch ein Auto den Berg herunterrutscht. Auf zwei Augen darf also die Sache nicht stehn."

Eduard hatte sich's zugeschworen, er wollte dieses sich verklärende Gemüt nicht mit seinen Plänen beunruhigen. So sagte er nur allgemein:

„Gewiß, Papa, es wird geheiratet werden. Du meinst doch wohl Leonore?"

Der alte Herr lächelte, und nun vollends sah der Sohn den Verfall des Auges, das nicht mehr blitzte, als er sagte:

„Die Frage wäre, wen du meinst?"

„Raison d'Etat, lieber Vater. Wir sprachen ja früher wiederholt."

„Eduard?"

„Ja, Papa."

„Wie war es denn auf der Jacht, deren Bild du schicktest. War's nicht aus Messina?"

Eduard spielte mit der Koppel an seinen Knien.

„Excelsior? Tja. Charmante Wochen."

„Und bist du nun durchs Ziel gegangen? Ich zweifle ja nicht an deinen Reizen, aber eine kapriziöse Frau, weißt du, zu fünf Männern — und dieser Scherer zählt doch auch als Rivale!"

Der Vater, dem niemand die Zugehörigkeit dieser Frau zu seinem Sohne hätte erweisen können, hatte von der Seefahrt dessen Sieg und Rettung erhofft, denn nach den ihm gewordenen Schilderungen aus Berlin mußte er bisher auf die Berechnung einer klugen Frau schließen, den verliebten Prinzen bis zu einem Eheversprechen zu bringen. Mit dem Unglück und der veränderten Thronfolge wuchs seine Befürchtung, denn nun mit einem Male hing das Geschick des Erblandes daran. Der Sohn, der auf diese Konklusionen des Fürsten schließen konnte, wollte um alles nicht den Herzleidenden erregen, der eine morganatische Ehe nun offenbar weniger als den Hinwegfall ebenbürtiger Kinder und somit den stets sorgsam verhüteten Erbfall des Landes an die Vettern fürchten mochte. Er war entschlossen, sich zu verschweigen, und doch trieb ihn moralische Rücksicht auf Klugheit und Güte des Vaters an, nicht direkt zu lügen. Aber zugleich hatte er sich, in Erwartung dieser Fragen, verschworen, mit Worten nicht zu geloben, was er bald, vor einem Toten, nicht mehr widerrufen könnte. Deshalb erwiderte er zunächst:

„Ja, Scherer ist ein bedeutender Kerl, dabei uneigennützig. Man sollte ihn in Bankfragen zu Rate ziehn."

— Er weicht aus, dachte der Vater besorgt, und immer in Angst, morgen könnt' es zu spät sein, ging er nun direkt vor.

„Und hat Scherer auch die Sympathien der Dame gewonnen?"

„Ich denke wohl."

„Eduard?"

„Ja, Papa."

„Bist du frei?"

„Wie meinst du das wohl?"

„Keinerlei Verpflichtungen?"

„Keine!" sagte Eduard mit formeller Betonung. — Leider noch keine, dachte er daneben.

Der Alte atmete leicht auf.

„Tja, lieber Papa, mit dem Herzen werden doch wohl nicht Erbfolgen gesichert."

„Ich kann also ruhig sein?"

— Jetzt will er das Versprechen, dachte Eduard, entschlossen. Und ich werd' es dennoch nicht geben! — Aber er lächelte höflich, er sagte:

„Schwer zu garantieren, bester Papa. Heinrich zum Beispiel hatte in drei Jahren keine."

— Er ist doch ein Diplomat, dachte der Vater, und es ist schade, daß er nun nicht im auswärtigen Dienst bleiben kann. — Nun lächelte auch er und sagte:

„Du wirst, mein' ich, das deinige tun, damit hier — kein Wechsel eintritt?"

Wieder klirrte Eduard ganz leise, indem er den Säbel um ein paar Zoll weiterrückte. Zögernd sagte er:

„Ich — kann, als Edelmann, doch wohl nur für mich gutsagen, und da ich denn berufen sein soll, so will ich, zu meiner Zeit, alle Kräfte ansetzen."

— Wie die Stunde fliegt, dachte der alte Herr wieder kummervoll, und der Junge weicht in Floskeln zurück! Er muß im Garn stecken, zumindest sein Herz. — Er blickte auf diesen gesenkten Scheitel, die große Platte des Schreibtisches zwischen ihren Köpfen wurde ihm zum Symbol, mit Anstrengung rückte er den Sessel, wie um dem Sohne noch vertrauter zu werden. Nach einer Pause entschloß er sich, er sagte leise:

„Versprich mir, lieber Eduard . . ." Eduard zitterte, und nun geschah es ohne seinen Willen, daß der Säbel an seinem Knie leise klirrte.

„Was denn, Papa?"

„Daß du dich um ebenbürtige Erben bemühen wirst!" Langsam legte er die adernreiche alte Hand auf den Tisch, zu ihm hinüber, und sie zitterte nicht. Der Sohn hob nicht den Kopf, er sah die alte Hand, deren Finger ein letztes Geschenk erbaten, zugleich ein erstes. Er fühlte die große sorgende Einsamkeit des Sterbenden, der eben zwei Söhne begraben, aber zugleich durchzuckten ihn die Gesichte der Zukunft, wie er sie, seit drei Tagen, nur immer neben Diana sah. Er stand auf, er erfaßte und küßte lange diese Hand, doch er schwieg.

— Ich habe nichts gelobt, dachte der Sohn, während es vor seinem Auge purpurn wogte.

— Er liebt sie, dachte der Vater. Da kann ich ihn nicht binden.

Und schweigend blickten sie einander an, als Eduard nun langsam den blonden Kopf zu dem weißen emporhob. Beide wußten, sie hatten einander verstanden.

Nun dauerte das Schweigen nur noch Sekunden. Dann stand der alte Herr mühsam auf, suchte, ergriff ein Aktenstück, setzte sich wieder, lud den Sohn in seinen Sitz, klingelte. Der Diener trat an die Tür.

„Exzellenz Tauernheim!"

Wieder verging eine halbe Minute schweigend. Mit liebendem Blicke umfaßte der junge Mann die Gestalt des alten Mannes, wie er sich, nach diesen Erschütterungen, wieder vor den Wagen spannte. Dieser blätterte, suchte. Der alte Minister trat ein. Der Fürst sagte:

„Nehmen Sie Platz, lieber Tauernheim. Wir müssen von heut ab alles zu dritt besprechen, damit Prinz Eduard sich orientiert. Hier liegt noch immer dieses Projekt der Neuburger Chaussee. Wie steht denn nun die Sache?"

DREISSIGSTES KAPITEL

Diana trat aus dem großen Rohbau der Zeitung, der sie seit einigen Wochen wieder vom Morgen bis zum Nachmittage aufnahm, und wie sie, sommerlich einfach, langsam die Einfahrt durchschritt, übereilt von schnelleren Mädchen, die ihre Bahn erreichen wollten oder einen Verehrer, der an der zweiten Ecke wartete, war ihr, als sehe sie sich selbst hier wieder eintreten, zum ersten Male, unbekannt mit jedem dieser Gesichter, ausgeforscht von diesem Riesenportier, der sie später immer mit so erlesener Würde grüßte, und ihr fiel ein, daß sie nun zwei Jahre älter wäre. War nicht heute der Jahrestag? Indem sie langsam die Friedrichstadt verließ, überlegte sie:

— Es war der 14. Mai wie heute, das weiß ich genau, denn am nächsten Tage fing ich an, und ultimo bekam ich ein halbes Monatsgehalt, es waren hundertundzwanzig Mark. Bin ich glücklicher, weil ich das Zehnfache beziehe? J'aime l'argent, parce que j'aime la liberté. Hab' ich das Wort von dem alten Rückenmärker in Genf, den ich immer für Voltaire hielt, oder hab' ich es bei Voltaire gelesen? . . . Liberté! Etwas peinlich gascognisch klingt das französische Wort. Libertà ist schon reiner, Freedom ist dumpf, Freiheit ist schön. Aber es ist doch nur ein antikes Wort! Einmal konnte ich alle die herrlichen Verbindungen, libertatem concedere, desiderio libertatis flagrare, aber das schönste war die libertas innata! Und dann ἐλεύθερος, eleutheria, und wie ich mit siebzehn das erstemal

im griechischen Lexikon las: „eleutheros: erstens frei, unabhängig, zweitens selbstbeherrscht, freimütig, doch auch rücksichtslos, ungeniert" . . . Doch auch rücksichtslos . . . Wie die Jüngsten das Wort in die Lüfte schrein und begreifen es doch nicht! Mit fünfundzwanzig fängt man vielleicht an, es zu fassen. Jetzt kommt es also schon vor, daß ich denken kann: Als ich vor zehn Jahren . . .

Ihr Blick fiel auf ein Paar, das lachend und verliebt die Straße überquerte, vor dem großen Schaufenster eingehängt stehenblieb, und wie sie mit den kleinen behandschuhten Katzenfingern gegen das Glas stach und ihm das Etui zeigte, aus dem die ersehnten Gabeln und Messer glänzten.

— Wie sie Nester suchen, dachte Diana, und dann begatten sie sich, brüten, nähren und sterben. Ich habe wohl aus einem vorigen Leben eine zu große Vorstellung vom Vollkommenen mitgebracht, zu viel Anmaßung, immer den Anspruch auf das Fürstliche . . . Auch dies Wort wird bald verschwinden müssen. Was man nahe sieht, ist gleich wieder nichts. Wie schwer ist Eduard, daß er mit seinem Ernste sich jede Gegenwart verstellt! Hat sein Gefühl des steten Vergangenseins am Ende andere Wurzeln in mir? Zehn Tage seit dem Adieu — warum läßt er mich ohne Gruß, während sein Herz fiebert, sein Kopf hämmert, immer nur im Bergwerk der Zukunft! Diese Verzichtenden, um aufzubauen, diese Architekten des Lebens, Eduard, Scherer, der Russe — Der Russe? Der faucht doch wenigstens zuweilen seine Theorien an, daß sie erschrocken in den Winkel fliehn!

Sie bog in die Linden ein, sie dachte: — Nun sind die Linden grün, und ich spüre ihren etwas zu süßen Duft voraus. Immer treibt es mich nach Deutschland, im Mai, aber hat man genug davon? Libertas, mit sieben Bureaustunden? Es hat seinen Reiz verloren. Nicht nur um Scherers willen, doch auch! Das war doch sehr hübsch, wie er, gegen drei, immer kam,

und das Papier, das er brachte, wie ein Fechtplatz aussah. Wie gern ließ er sich bei einem Gange schlagen, aber schließlich touchierte er doch noch lieber mich! Und nun ist immer Vorwurf und Bitte und Demut zwischen uns, — und Güte, wie wir sie beide etablieren möchten, ruft immer leise: Ich bin ja die Güte, wir wollen doch alle verständig sein! . . . Wie breit und weiß die Bibliothek dort liegt! Sie ist beruhigt, denn sie weiß alles. Sollt' ich nicht wieder durch ihre kühle Pforte gehn und lernen? Manchmal scheint einem dies aufgeregte Spiel um nichts, um Nachrichten recht lächerlich, plötzlich, wenn das Geheimnis zwischen den Akteuren dahin ist . . .

Sie blieb an einem Reisebureau stehn, sie schaute die Weltkarte an, auf deren Meeren kleine Schiffe fuhren. Ein Arm, von rückwärts durch die Vorhänge gezwängt, bewegte sich darüber, groß griff die Hand nach einem Schiffchen bei den Azoren und setzt' es um einen Grad westlicher. Dann nahm die Hand ein anderes auf, das dicht vor Kapstadt stand, hob es hinein, verschwand.

— Wie die Götter, dachte Diana bewegt. Ohne Ärmel und Manschette konnt' es Neptuns Arm sein. So ist es nur Merkur. Wie klein die Meere sind, wie rasch die Schiffchen laufen. Excelsior machte ja nur elf Meilen, ohne Wind, die dort haben's auf dreiundzwanzig gebracht. Sollte man nicht — ich könnte . . . Sie durchsuchte die Karte, die sich ihr nun immer mehr belebte, entwarf, verwarf, schließlich dachte sie: — In vierzehn Tagen geht der Vater, dort, mit dem Simplon-Expreß über Paris nach London zurück . . . Macdonald hat mir damals versprochen, die Stelle im British Museum hält er mir immer frei. Es ist wieder einmal Zeit. Zu viele Augen kennen mich hier schon. Untertauchen, neue Unbefangenheiten spüren, neue Befangenheiten . . .

Nun blieb sie bei den Auslagen des großen Juweliers stehen. Sie dachte:

— Wie vergangen wirken diese Diademe! Wenn es alte wären! Aber daß das alles noch immer gemacht und gekauft wird! Eduard ist doch vielleicht der einzige aus jener Welt, der im Tiefsten fühlt . . . Ja, große Perlen, birnenförmige, eine graue Kette, das möcht' ich wohl einmal. Die kommen aus dem Meere, und wen die Götter die rechte Muschel finden lassen, der öffnet sie leicht, da liegt sie schon. Geschenke der Tiefe, schwermütig gelagerte — nicht diese strahlenden Diamanten, um die sich hunderttausende schwarze Hände, gräßliche Maschinen mit Tod und Sprengung knechten müssen, bis ein paar ermüdete Steinchen, grau und schmutzig aus solchem Aufwande rieseln!

„Gefallen Ihnen die glitzernden Stirnbänder?" fragte plötzlich eine tiefe Stimme. Kyrill grüßte: „Guten Tag, gnädiges Fräulein."

Diana sah in diese forschenden blauen Augen, sie fühlte die große Bauernhand, sie sagte:

„In diesem Augenblicke dachte ich so abseitige Dinge über Brillanten und Fürstenkronen, daß ich unzweifelhaft sogleich auf Sie verfallen wäre, wenn Sie mich nicht gestört hätten!"

„Dann gehe ich wieder, denn wenn wir einmal aneinander denken, wird es gewiß fruchtbarer, als wenn wir reden."

„Warum?"

„Weil es da niemals fruchtbar wurde. Gehen Sie nach dem Tiergarten?"

„Nach Hause," sagte Diana. Sie setzten sich in Bewegung, Kyrill blieb — war es Zufall oder Opposition — an ihrer Rechten.

— Wie viel besser dieser altmodische Anzug zu ihm paßt und der weiche Hut als die Eleganz der Jacht, dachte Diana.

— Heut ist sie einfach angezogen und scheint ernst, dachte Kyrill, der ihren kritischen Blick vor den Steinen aus kleiner Entfernung beobachtet hatte. Sie sprachen von den letzten zwei

Wochen, gaben Auskunft, seit wann, wie lange, bis der Russe sie nach dem Prinzen fragte. Sie passierten das Tor, als Diana erwiderte:

„Das dacht' ich von Ihnen zu erfahren, Sie reisten ja noch zusammen."

„Seitdem erhielt ich nur einmal einen Brief. Sie nicht?"

„Ich hörte nichts," sagte ruhig Diana.

— Sie lügt, dachte der Russe.

— Was schreibt Eduard an Sergjewitsch? dachte Diana, aber sie sagte allgemein:

„Er schien doch recht desperat, am letzten Tage?"

„Im Zuge fand ich ihn ruhig. Man sprach Politik. Bei glücklicher Leitung könnte er manches leisten. Wille und Vorstellung sind gut."

„Zweifellos," sagte Diana. „Vortrefflicher Charakter." Sie merkte nicht, daß sie für diese drei Worte Eduards Tonfall annahm, aber Kyrill dachte: — Ja, so schnarren diese Leute, wenn sie lügen! Ah, ich will fort!

Er blieb an einer Ecke stehen. Sie sagte: „Vielleicht sehn wir uns einmal, bei Scherer?" Und dabei dachte sie: — Jetzt müßte er mitkommen und den ganzen Abend Cello spielen! Aber sie forderte ihn nicht einmal auf sie zu besuchen.

„Vielleicht," sagte er kalt. Sie stand versonnen, sie hörte ihn nicht und sagte freundlich: „Dann spielen Sie mit ihm die Sonate aus dem Palazzo Tiepoletto . . ."

„Da würden Sie wieder die Tagesstunde kritisieren. Sie wünschen ja abends Notturni!" Sie erwachte von dem spöttischen Ton.

„Adieu," sagte sie und grüßte so, daß er die Hand nicht einmal heben konnte.

Zu Hause fand sie ihren Bruder, wartend. Er hatte sie nach der Rückkehr einmal aufgesucht, sich vom Vater erzählen lassen, selbst geschwiegen, und wie er ging, gesagt, vielleicht reiste

er bald fort. Sie war's zufrieden und im Grunde nicht sehr erfreut ihn heute zu finden, da sie mit sich allein ins Reine kommen wollte.

„Verzeih! Stör' ich? Habe mir erlaubt — Zigarette — Vielleicht riecht sie dir zu stark — Ein bißchen Opium — Aber die Fenster —"

— Warum spricht er so viel und so unsicher? dachte Diana. Sie sagte sitzend: „Nimm doch Platz."

„Ich gehe, wenn du gestattest."

„Du bist unruhig."

„Ein wenig."

„Brauchst du mich?"

„Ja."

„Geld?"

„Gewiß."

Diana war es eigentlich lieb, daß er sie bat statt unbekannter Freunde, aber da er es nach zwei Jahren zum ersten Male tat, schloß sie auf große Schwierigkeiten, auf eine Krisis, sie sagte:

„Ja natürlich. Was ich habe."

Er blieb stehn: „Danke. Aber es ist ziemlich viel."

„Nun?"

„Viertausend."

Sie hatte die Kühle wiedererlangt, stand auf, ging zum offenen Fenster. Nun sprach sie wie ein junger Mann:

„Es ist notwendig?"

„Dringend."

„Bald?"

„Sofort."

„Hm. Ich habe im ganzen fünf auf der Bank. Morgen könntest du vier beheben."

„Morgen ist Sonntag, Banken geschlossen."

„Also Montag."

„Da ist es zu spät."

„Ja, was läßt sich da tun?"

„Inzwischen borgen."

„Nein!"

Es kam so kalt, daß er erschrak, denn es klang unwiderruflich. Er sagte:

„Nun — dann vorläufig gutsagen."

„Bitte."

Sie ging zum Tische, schrieb, dann sagte sie: „Bitte um den Namen."

„Den — möcht' ich selber einsetzen."

Sie drehte sich langsam nach ihm um. Wie er da stand, elegant, schön und bleich, mißfiel ihr diese ganze Existenz. Und doch stieg ein Stück Neid in ihr auf um dies völlig Geheimnisvolle seines Lebens, das scheinbar in gefurchten Bahnen lief. Sie wandte sich zurück, schrieb zu Ende, signierte, übergab es ihm in offenem Kuvert:

„Mehr hab' ich nicht, weißt du, ich werde nämlich meine Stellung aufgeben."

Es war, als hörte er das gar nicht mehr. Er dankte nur noch, er ging. Sie klingelte.

„Mary, mach' mir Tee. Nein, bring' mir Früchte!"

„Es gibt ja nichts. Orangen sind aus und Erdbeeren noch nicht da."

„Doch! Unten im Blumenladen steht ein Erdbeerstock!"

„Ja, die!"

„Gewiß die! Geh hinunter!"

— Warum ist niemand, der sie mir hinstellt? dachte sie eigensinnig. Was ist das für ein Tag! Untergrund in ein heißes Bureau, gleichgültige Briefe, Ärger mit der Registratur. Lunch im Bureau zwischen peinlichen Leuten, von denen einer schnalzte. Eine Notiz von Scherer, er bäte sehr höflich um die neue Aufstellung. „Mit Gruß der Ihre . . ." Der meine? Sehnsüchtiger Blick nach der Bibliothek. Widerstand gegen

Diademe. Ein Bauer, Anarchist und Cellospieler, der mich höhnt, weil ich ihm an einem Abend in Venedig den Johann Sebastian verärgert habe. Ein Bruder, der vier Fünftel meiner Ersparnis verspielt. Eine Dienerin, der die ersten Erdbeeren für mich zu gut sind. Und doch, Diana! Eine Sekunde lang sahst du eine große Hand mit Meer und Schiffen spielen. Es war zwar nur Merkur, aber doch immerhin ein Gott! Nein, es muß etwas anderes angefangen werden . . .

Als sie den kleinen Strauch liebreich in Händen hielt, trug sie ihn langsam auf den Tisch, fühlte die Reife der Früchte, nickte, brach langsam die reifste. Gregor fiel ihr ein, und wie sie immer in umgekehrter Folge frühstückten. Sie grub die Zähne hinein, sie schlürfte die Frucht. Dann noch eine. Dann setzte sie sich und schrieb:

„Heute vor zwei Jahren schritt durch das Portal Ihres Geschäftshauses Paula Linke, einer Annonce folgend. Sie lasen meine Berichte, lieber Herr Scherer, Sie suchten, holten mich, Sie entdeckten Diana Wassilko.

Daß damals mein Blick grade auf diese Annonce gelenkt wurde, war nicht Ihre Kunst noch die meine. Aber Ihr Verdienst war es, die Fremde so rasch zu erkennen. Alles, was mir dann auf meinen Reisen in Ihrem Dienst an Dingen und Menschen begegnete, danke ich somit Ihnen, nächst dem Schicksal.

Vor allem Ihre eigene Gestalt, Ihre Lehre, Ihre Freundschaft. Erhalten Sie mir, was ich nicht löse, wenn ich Sie heute bitte, das Unternehmen verlassen zu dürfen, das mich schnell ersetzen wird. In neue Bewegung drängt es mich, ich drehe den Globus. Bis 1. Juni hoffe ich alles geordnet übergeben zu können.

In hundert Lagen des Lebens wird mein Auge freundlich zurückblicken auf das weiße Bureau, auf den runden Eßtisch und auf Excelsior.

Diana“

Sie überlas, sie kuvertierte. Als sie das Siegel ergriff, läutete das Telephon am Schreibtisch.

„Hier Scherer. Guten Abend."

„Diesen Augenblick schloß ich einen Brief an Sie."

„An mich? Ein Novum. Ich besitze nur eine Karte."

„Und was gibt es denn?"

„Da kommt eben telephonische Nachricht, Fürst Heinrich ist heut vier Uhr fünfzehn verschieden. Ich dachte, vielleicht interessiert es Sie . . ."

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Diana saß am Schreibtisch und setzte zwei Depeschen auf, die eine in Englisch an Herbert Macdonald, Direktor des Neuen Flügels im British Museum, die andere an Professor Dufour, Institut Physiologique in Genf. In beiden fragte sie an, ob sie ihre frühere Tätigkeit wieder aufnehmen könnte. Sie klingelte, um zur Post zu schicken, aber im gleichen Augenblick wurde ihr Signal von einem andern geschnitten, das zweimal von der Haustür kam. Türen gingen, sie hörte eine Stimme, einen Säbel, der klirrte, bis mit sichtbaren Zeichen der Aufregung Mary den Prinzen meldete, wobei sie sich, durch die Zeitungen orientiert, in Fürst verbesserte und noch stotternd stand, als Eduard als Husar schnell eintrat. Noch ehe er Diana erreichte, blieb er stehn, blickte sich um, als wollte er die Dienerin rascher entfernen. Bis diese die Tür geschlossen, bis ihr Tritt verhallt war, hatte sich Eduards Aufregung so weit gesänftigt, daß er imstande war, Diana mit Hackenschlag und Handkuß zu begrüßen und sich, als er ihren staunenden Blick auf die Uniform sah, rasch in das ironische Zitat zu retten:

„Ich versprach dir einmal spanisch zu kommen. Pardon für dies Kostüm!"

Er stellte den Tschako ab.

„Sie sollten nie anders gehn!" sagte Diana. Von Wuchs und Haltung, von diesen Hüften überrascht, dachte sie wirklich im Augenblicke nichts anderes als Klärchen vor Egmont, ja sie

trat noch weiter zurück, um ihn besser zu sehn. Ein paar Sekunden hielt er es aus. Dann griff er heftig nach ihren Händen, zog sie auf ihr Sofa, fiel vor ihr hin, riß sie näher, fuhr mit beiden Händen um sie her, tupfte sie mit zitternden Fingern ab, immer ganz leise, überstürzt redend:

„... Diana ... Da bist du nun ... Ja, das bist du ... Verzeih mir nur ... Ich bin, ich habe ... Diese Tage, diese Dinge, keine Seele, lauter Verneigungen ... Es ist gar nicht so ridicule, wie ich dachte, weit schlimmer, es ist Eis, es ist Grönland ... Ah; laß mich ruhen, nur fünf Sekunden, alles geht schneller zu machen, als es in den Büchern steht, Menschen werden in zwei Minuten gemacht und sterben in einer, plötzlich rutschen Automobile aus der Chausseebiegung, ein altes Haupt legt sich zur Seite, während es eben noch sprach, sehr schnell, Diana, und steht man auf, so tritt ein Minister auf einen zu und erklärt einen für lebenslänglich gefangen — alles in zwanzig Minuten, alles in vierzehn Tagen von Excelsior bis zu diesem — diesem — Diadem!"

Sein Kopf fiel in ihren Schoß, er schluchzte kurz auf, zweimal, wie in ungeheurer Entspannung. Sie saß erschüttert, wortlos, sie hielt diesen zuckenden Kopf.

Langsam hob er ihn, er nahm ihre Hände von seinem Haar, er küßte sie, nacheinander, behutsam.

„Wie warm du schweigen kannst," sagte er leise. „Dort die schweigen kalt! Einzige fühlende Brust im ganzen Fürstentum, unser alter Butler, hat sich nach ein paar ausgeglittenen Floskeln wiedergefunden. Was ich schwatze, nicht wahr, Diana?"

„Eduard ..."

„Deine Locken schaukeln über mir wie Rettungsboote. Manchmal seh' ich die geschwungene Ohrmuschel durch, das wäre also die Küste, ja ..."

„Drückst du dich nicht?"

„— Himmlisch. Nur wahnsinnige Furcht, du könntest aufstehn. Denn ich gedenke hier liegenzubleiben."

Sie lächelte, sie lehnte sich zurück, sie sagte leise:

„Und ich dachte, du würdest mich küssen."

Im Augenblicke war er auf den Füßen, im nächsten über sie geworfen. In einem einzigen Drucke von den Lippen bis zu den Knien spürten sich zum ersten Male diese beiden jungen Körper, die seit so viel durchpulsten Monaten, in so viel beschwingten Minuten durch das Fluidum der Luft zueinander vibrierten, lustvoll im Entsagen, zitternd in Erwartung, träumend, schweigend.

Nach einer Weile flüsterte er an ihrem Ohr:

„Diana!"

„Eduard!"

„Bist du mein?"

„Ich liebe dich . . ."

„Bleibst du nun mein?"

„Ich fühle dich . . ."

„Schwörst du mir?"

„Wie du jung bist . . ."

„Nie mehr abzulassen?"

„Später . . ."

„Nein! Jetzt!"

Er schwang sich auf, rückte an Rock und Kragen, strich sich das Haar, setzte sich neben die Liegende. Sein letztes Wort klang so entschlossen, daß Diana nicht mehr ausweichen konnte. Sie hob sich auf einen Arm, sie strich ihr hellgrünes Kleid.

„Hat dich — meine Knöpfe —?"

„Nein, nein."

„Nun bitt' ich dich um dein Wort!" Er sagte es einfach, werbend, aber sie hörte das Dunkel darin grollen. Sie legte ihre Hand auf die seine:

„Laß mir Zeit . . ."

„Fünf Minuten."

Sie ließ bei diesem Worte seine Hand los, sie blickte aufgestützt an ihm vorbei. Er stand auf, schob den linken Ärmel vom Gelenk, las die Uhr ab, ruhig sagte er:

„Es ist fünf Uhr fünfundfünzig. Bis sechs muß ich um Antwort bitten." Er hielt noch das Gelenk.

Plötzlich stand Diana neben ihm, gestrafft; zornig sprühte ihr Auge zu ihm auf, heftig wollte sie erwidern —: da sah sie, wie der heraufgeschobene Ärmel umflort war, dicht über dem Gelenke, das er festhielt. Und plötzlich sänftigten sich Blick und Haltung, ihre Gestalt wurde hingebend, der Wunsch sich anzulehnen, den sie seit Tagen in sich bekämpft, überwuchs sie, sie sah ihren eigenen Vater vor sich stehn, und so ergriff sie diesen Arm und küßte den breiten schwarzen Flor. Eduard, ergriffen von dieser Geste der Überwindung, faßte in ihre Locken, während er sich zurückbog, um nicht zusammenzufallen.

Als sie voneinander ließen, ging Diana langsam an ihren Schreibtisch, nahm die beiden Depeschen auf, wie um sich an ihnen zu prüfen. Er fiel ihr in den Arm, entriß sie ihr, sie, überrascht von dieser autokratischen Geste, zog sie ihm wieder weg und legte sie nun, mit betonter Langsamkeit, unter den Kristall, der als Beschwerer diente.

„Was war das, darf man fragen?"

„Depeschen."

„Hm. An Scherer?"

„Im Gegenteil. Von Scherer weg."

„Das heißt?"

„Daß ich fortgehe."

„Diana!"

„Eduard?"

„Es ist Sechs. Wirst du mir folgen?"

„Ich — mag nicht von deinem Armband bedrängt sein!"

„Es eilt!"

„Warum?"

„Unten wartet mein Auto, bin inkognito hier, muß nachts zu Hause sein. Morgen will Hofmarschall Eidesleistung besprechen."

„Was hab' ich damit zu tun!"

„Eidesleistung wird meinerseits abgelehnt, falls du nicht — jetzt — versprichst!"

Sie standen, durch den flachen Schreibtisch getrennt. Er sprach sachlich, scheinbar kühl, die Knöchel beider Hände auf die Platte stützend. Sie schwieg, ihre Rechte lag auf dem kalten Kristall, unter dem sie, in Form von zwei Depeschen, zwei Wege zur Freiheit spürte. In dieser Stellung, einander fest ins Auge fassend, standen sie eine Weile, schweigend. Dann sagte Diana, ohne sich zu rühren:

„Und was geschähe in diesem Fall?"

„Formeller Verzicht. Übergang Fürstentums an die Vettern."

„Was kümmern mich deine Vettern!" sagte sie leise, unbeweglich.

„Habe beileibe nichts dagegen!" nickte er.

In diesem Augenblicke standen sie voreinander, zu einer Entscheidung aufgerufen, die ihr Herz längst gefaßt hatte, die Form allein war ungewiß.

— Wie er wartet, dachte Diana und blickte auf den Kristall. Und weiß doch, daß ich dem Schicksal nie ausweiche! Wie er wirbt — und könnte doch ein Diadem verschenken! Sollt' ich ihn aus dem Blute zerren, aus der Bahn, in die er seit Jahrhunderten geboren ist? Sein Arm wird mich umgürten, sein Blick vor Hof und Narren schützen! Bin ich neulich erst siebenundzwanzig geworden? Mir ist, ich hätte fünf Jahre mehr. Ist man denn doch verwickelt in diese Zeit, in Menschen und Läufe, so will ich's wenigstens in weiter Kurve sein!

Ein Park wird mich umschließen, daß ich die Mauer nicht mehr sehe ... Sie blickte auf, sie sah ihn vor sich stehn, sie dachte: — Schlanker Husar, ich will dich ohne dein Opfer.

Eduard, reglos, sah sie denken, fühlen. Er wagte nicht ein drittes Mal zu fragen. Nun ließ sie den Kristall los, besah die etwas gedrückte innere Handfläche, strich darüber. Dann blickte sie auf, bat mit den Augen um seine Hand, die er langsam vom Knauf löste und ihr, über die Platte weg, hinhielt. Sie hielt sie neben die ihre, verglich, fuhr die Linien nach. Dann faßte sie ruhig diese Hand mit der ihren, sie sah ihn an, nicht schwermütig, nicht kühn, doch ernster, als er sie je zuvor gesehn. Sie sagte:

„Laß es uns also wagen!"

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Eduard an Herrn von Wassilko

19. Mai

Verehrter Herr de Wassilko!

Als Sie vor vier Wochen neben Ihrer Tochter die Löwentreppe der Akademie herabschritten, fuhr meine Gondel grade vorüber, ich erkannte Sie nicht, obwohl mir einmal ein Bild gezeigt worden war. Mir war, als sähe ich meinen Vater, geführt von Ihrer Tochter, die Treppe unseres Schlosses niedersteigen, und ich beschloß, alles zu tun, dies Bildnis zu verwirklichen, doch konnte ich, wie die Dinge lagen, Sie selbst in jenen Tagen noch nicht bemühen.

Ereignisse, von denen Ihnen vielleicht Kunde wurde, haben die schwere Aufgabe auf mich gelegt, die Natur und Recht meinen Brüdern übertragen, zugleich hat der Schrecken das Leben meines leidenden Vaters geendet. Als letzter Erbe mußte ich dem Amt meine Freiheit opfern.

Nach der beschworenen Verfassung meines Landes kann ich rechter Hand nur eine, im Sinne des Gesetzes ebenbürtige Ehe eingehen. In anderen Fällen ist nur die sogenannte morganatische Ehe möglich. Kirchliche Bedenken bestehen nicht, da beide Teile protestantisch getauft sind.

Nachdem nun Ihre Tochter gestern eingestimmt, beehre ich mich, Sie, hochgeehrter Herr, um Ihre Einwilligung zu bitten,

und dies, sobald es Ihnen beliebt: denn mannigfache Gründe, vor allem der Wunsch, die Fama abzukürzen, drängen mich vorwärts. Fräulein Diana soll Rang und Namen einer Gräfin Wassilko annehmen. Kinder aus dieser Ehe würden erbberechtigt, jedoch nicht zur Erbfolge berechtigt sein.

Genehmigen Sie, verehrter Herr de Wassilko, den Ausdruck wahrer Verehrung Ihres

sehr ergebenen

Eduard, Fürsten zu . . .

Diana an ihren Vater

19. Mai

Vielleicht bringt diesen Brief die Abendpost Dir zu, Du, lieber Vater, erkennst die Handschrift im Dämmerlichte der Lagune, die Du nun bald verlässest. Dann läßt Du Dir die hohe rötliche Stehlampe anzünden, schiebst den gotischen Sessel darunter und lächelst, denn Du weißt voraus, was der Brief enthält.

Und wußtest Du nicht immer alles voraus, das Schicksal meiner Mutter und das Deine? Als Deine langen Finger in mesopotamischer Erde gruben, die Nägel schwarz, die Glieder müde geworden waren, am Ende stießen sie doch auf ein Festes, und mit verdoppelter Vorsicht gruben sie weiter und ergruben sich ein Glas, das das Geheimnis von Wasser und Erde mit den sieben Farben des gebrochenen Lichtes schmückte. Licht, das dem Finsteren sich entrückte, hobst Du empor, Weisheit aus der Dämmerzone der Seele trugst Du ins Licht.

Bist Du ein Magier — o, so befrage die Sterne nun auch um mein Geschick, ergründe es an seiner Beugung, aber verrate es mir nicht. Denn wenn ich schon die Freiheit gab, um einer schönen und bedrängten Seele willen, so mag ich doch nicht

meine Natur um die Erwartung betrügen, die mir die Zukunft bedeutet.

Doch über alle dunklen Mächte weg sprachst Du in dem übergoldeten Kuppelsaale das alte einfache Wort: Das Herz muß entscheiden! Daß Du das sagtest, nachdem Du Eduard gesehen, bot mir die letzte Gewähr.

Ich weiß nicht, wie das alte große Haus aussieht, in dem ich wohnen soll. Aber es gibt, das weiß ich, dort einen alten Park mit hohen fernen Mauern, und darin möchte ich mit Dir wandeln. Laß es nicht zu spät werden, denn Eduards Herz ist rasch, aber nur das Deine ist weise.

Diana

Wilhelm an Diana

Liebe Diana! Heut früh hat die Gräfin aus der Zeitung vorgelesen, Sie werden den Prinzen Eduard heiraten. Maria kam aus dem Frühstückszimmer herausgerannt, als ich grade Clemens lehrte, wie man mit dem Hinterkopfe Nüsse aufknackt. Vor Schreck ließ ich sie fallen, was mir noch nie passiert ist.

Nun wird es nie mehr wie früher, und wenn man Ihnen im Tiergarten aufpaßt, wird erst ein galonierter Diener kommen, dann Sie und dann noch ein Diener. Und dabei bekommen Sie nicht mal die Krone, die Ihnen so gut stehen würde wie der Königin Genoveva, als sie den König Arthus mit Lanzelot betrog.

Der Durchlaucht war freilich ein lustiger Mensch, besonders wenn er so überlegen tat, abends, auf Excelsior, und dabei fraß er Sie mit allen zweiunddreißig Zähnen auf, weil der Russe seinen Sessel ziemlich nah gerückt hatte, und es war in der Rauchkabine nach Tische, wo es ohnehin immer sehr schumm-

rig war. Aber wenn sie dann regieren, werden sie alle bitter und hochfahrend! Sie werden es ja sehn!

Die Gräfin ist schön, sie rauscht wie Wasserfälle am Abend. Maria hat viel breitere Hüften, als man zuerst denkt. Clemens war in Sie verliebt, aber jetzt hält er sich an Maria. Ich habe eine Menge dalmatische Lieder gelernt, die spiele ich Ihnen vor. Aber wann und wo?

Ihr Wilhelm

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Es war gegen acht, aber es war noch hell, als am vierten Juni der geschlossene Wagen vom Bahnhofe nach der Schloßstraße lenkte. Die Trauung in Berlin, bei der Scherer und Tauernheim als Zeugen fungierten, war standesamtlich in zehn Minuten vollzogen, Herrn von Wassilkos Zurückhaltung ließ ihn den Besuch lieber für später ankündigen, Sidney war fort, auf Kirche wurde verzichtet, und um den Empfang in der kleinen Residenz, der einen Ozean von Etikettenfragen entfesselt hätte, kam man mit der Begründung der tiefen Landestrauer.

Eduard wollte die aufgescheuchten Bürger noch in der ersten Verwirrung fassen, in der ein Doppelbegräbnis, eine Regentschaft, Tod des alten Fürsten, neues Leichenbegängnis mit Kaiserbesuch, Thronbesteigung, Eidesleistung die stillen Leute überschüttet und mit beglückendem Stoffe für lange Zeit beschenkt hatten. Als dann die Nachricht kam, der junge Fürst, über den ohnehin die dunkelsten Dinge kursierten, werde sich linker Hand mit einer Unbekannten trauen lassen, die die Geliebte eines Grafen war, und das sofort — da war die Fähigkeit zur Erregung aufgebraucht, der Bürger war durch Schrecknisse und Krisen saturiert, es wurde als Schickung des Himmels geduldig hingenommen. Einige fanden es sogar interessant, verwiesen auf Beckers Weltgeschichte, in der ähnliche Heiraten verzeichnet ständen, und ließen durchblicken, die Erb-

folgefähigkeit solcher Kinder wäre zuweilen durch Kaiser und Reich ausgesprochen worden, Blutmischung wäre nach den neueren Forschungen sogar erwünscht und jedenfalls besser als der Einbruch fremder Vettern in ihr schönes Land.

Als es schließlich heute Wahrheit wurde, konnte es niemand zu Hause aushalten, und obwohl Musik und Fahnen wegen Trauer verboten, obwohl es Abend war, hatte man doch ohne Abrede diese seltsame Gelegenheit für die neuen Sommerkleider ergriffen, die ohnehin an diesem traurigen Pfingstfeste hatten im Schrank warten müssen.

Inmitten vielfacher Pflicht hatte Eduard doch immer nur diesen einen Abend kommen sehn, und wie er denn gewohnt war, seit Jahr und Tag Diana in Situationen zu denken, in denen er andere Frauen, besonders seines Standes, sah, wie sein formaler Sinn sie in allen Lagen der Wirklichkeit ausprobiert hatte, war ihm ihre geschlossen freie Haltung nur eine Bestätigung seiner inneren Vorschau: bei Vorstellung des alten Ministers, bei der Trauung, beim Adieu von Scherer, beim Gruß des Stationschefs, beim Besteigen des Wagens. So konnte er im Einfahren mit ihr eine Sprache führen, als hätten sie das alles schon oft geteilt.

„Siehst du, Diana?" sagte er leise. „Alles Zylinder, sogar abends. So vornehm sind unsere Leute!"

„Warum gehen denn aber alle drüben?"

„Weil sie dachten, du säßest links!"

Diana lachte unter ihrem schwarzen Schleier, aber so lautlos, daß er erschrak, wie er der Freiheit ihres Lachens gedachte, und wie nun ein erster Zwang ihre Züge und ihre Stimme verhüllte. Er sagte, verlegen:

„Häuser hübsch niedrig, wie? Besser als diese Kasernen!"

„Und gesünder," sagte sie.

„Findest du Pflaster sehr holprig?"

„Aber gar nicht!"

„Schloßstraße wird demnächst hergerichtet."
„Das ist ja sehr gut."
„Übrigens annehmbarer Reitweg daneben!"
„Ach! Wohin führt er denn?"
„Hübsches Gehöft, gute Bauern, frische Milch."
„O wie schön!" sagte sie, aber sie dachte immerfort: — Er ist der beste Mensch, und ich fahre mitten in den blauen Himmel hinein.

— Sie ist müde, dachte er, oder sehr traurig. Ob man doch Sekt geben sollte?

— Gebt mir doch ein Zeichen! dachte Diana, als sie des Schloßturmes ansichtig wurde, und wie nun der Wagen eine letzte unerwartete Wendung machte, erblickte sie, am Rande der plötzlich sichtbar werdenden weiten Fläche vor dem Schlosse, die Sonne dicht über dem Horizonte, hinter einer kleinen hartnäckigen Wolke versteckt, die sie nicht mehr durchließ vor dem Untergange. Aber sie umgab den zackigen Rand mit einem inneren Glanze von solcher Kraft, als wäre sie noch stark und stände im Mittag. Dianas Herz schlug laut, aber Eduard sah nicht ihren Blick, der seine hatte das Portal umfaßt, forschend, ob alles nach seinem Geheiß wäre.

Zwei Diener standen, als höfisches Minimum, auf der Schwelle, auch sonst hatte er alles ins Landhausmäßige abzudämpfen gewußt. Im ersten Stockwerk führte er Diana in ein paar alte getäfelte Zimmer, und während sie ganz unbefangen dalagen, fühlte Diana, wie er hier jede Gardine, jeden Barockstuhl, jede Vase selbst für sie gewählt hätte. Aber sie schritt doch gleich in den Erker, ans offene Fenster und fing an, sich mit dem alten großen Nußbaum zu unterhalten, der bis ins dritte Stockwerk reichte.

„Wie er rauscht," sagte sie leise und wandte sich um.
„Er begrüßt dich," sagte er, hinter ihr.
„Wie viele Geschlechter hat er schon begrüßt?"

„Drei, vielleicht vier."

„Sind wir die Fünften?" fragte sie leise. „Fünf wäre eine gute Zahl."

Sie setzte sich auf das große Sofa im Erker, und wie sie ihn mit der Rechten zu sich einlud, sah er sie heut zum ersten Male lächeln, auf ihre sinnende Art.

Dann, neben ihr, ergriff er ihre Hand.

„Bist du traurig?"

„Ein wenig."

„Bist du müde?"

„Kaum."

„Möchtest du essen?"

„Ja."

Er klingelte. Der Diener stand da.

„Die Gräfin befiehlt anzurichten."

„Zu Befehl, Durchlaucht."

Die Leere, die um diese sieben Worte lag, das maschinelle Auftauchen und Verschwinden dieses Dieners hatten mit einem Male Dianas Heiterkeit wiedererweckt. Mit einer mutwilligen Gebärde warf sie, als er sich ihr wieder zuwandte, die Arme um seinen Hals, sie rief:

„Nein, du! Das war viel älter als der Nußbaum! Das war ja aus dem Dreißigjährigen Krieg!"

Er war ein wenig überrascht, denn er hatte den Befehl selbst kaum beachtet, doch froh, die Spannung behoben zu sehn, sagte er:

„Kleidest du dich vielleicht um zum Souper?"

„Zu Befehl, Durchlaucht!"

Als sie nach einer Stunde von der kleinen runden Tafel aufstanden, an der zwei staunend schweigende Diener den Fürsten und seine junge Frau in tiefem umflorten Dekolleté bedienten und trotz der vorgeschriebenen Trauerhaube die kurzen Locken entdeckten, hatten Diana und Eduard, vom Wein, vom Licht,

von der französisch geführten Unterhaltung, ihre natürliche Frische wiedererlangt, und wie er sie in ihren kleinen Salon führte, sagte er:

„Oder befehlen Gnädigste Zigarette auf Deck?"

„Es ist heute zu windig, meinen Sie nicht, Prinz?"

„Nordwest. Vierzehn Meilen. Reffsegel kaputt!"

„Und Giorgino?"

„Da müßte schon Doktor Sergjewitsch hinauf!"

Es war geschehn: der Name war gefallen, und wie sie sich nun in den großen Gobelinsesseln gegenübersaßen, sah Eduard in Dianas Züge einen Schatten steigen, von unten, als sendete ihn das Herz empor. Aber nun fühlte er sich sicher, nun saß er ja in seiner Väter Saal, sozusagen, und an jenem vierten Finger dort drüben steckte sein Ring. Darum faßte er die Sache kräftig an, er sagte:

„Apropos, Sergjewitsch. Den hab' ich uns gesichert."

„Uns?" Sie faßte leicht den Sesselrand.

„Tja, also ich meine, dem Ländchen."

„Wie —?"

„Ich schrieb ihm, als Vater noch lebte, ob er nicht hier die ganz verfahrene Arbeiterfürsorge arrangieren möchte. Ist ja Fachmann, hat grundlegend darüber doktoriert, hätte längst Ruf Leipzig oder wo, wenn er nicht Russe wäre. Enfin, man setzt ihn als Ausländer neben unser kleines Ministerium. Formelle Bestallung: Bibliothekar, wofür wir natürlich so ein paar Philologen haben. Paßt es dir nicht?"

Sie lächelte: „Was hätte denn ich da zu sagen?"

„Alles, Diana!" sagte er ernst. Dabei stand er auf, er wollte die Hand auf ihren Scheitel legen, da war die Haube, er hob sie sacht ab.

„Wann war das, daß du ihm schriebst?"

„Zwischen Ankunft und Vaters Tod, in dieser einen Woche. Warum denn?"

Sie dachte: — Das hat mir der Russe verschwiegen, als ich ihn bei den Edelsteinen traf. Warum? . . . Und warum mußte Eduard den Menschen, grade diesen beschwören? Sie sagte:

„Eduard?"

„Du bist ja blaß!"

„Warum hast du den Russen berufen?"

Er ließ die Hand von ihren Locken, er schritt, mit seinen langen Beinen, zweimal die ganze Länge des Zimmers ab, dann sagte er, vor ihr, unruhig:

„Tja, warum? Nicht wegen Fürsorge und Bibliothek. Sind damals nachts nach Wien gefahren, da gab's noch prinzipielle Fechterei. Wollte mich dieses Explosivstoffes versichern. Hygienische Maßregel. Trägt die Zukunft in sich, der Mann, und wir — wir wollen ja das Unmögliche möglich machen, mitten in Deutschland, als die ersten, die einzigen: du und ich!"

„Willst du denn die Revolution?" fragte sie ruhig.

„Dann hätte ich doch verzichtet und dich nicht heut mit dem Ringlein beunruhigen müssen! Ich will — den Ruf des Unzufriedenen immer an meinem Ohre! Ich will, wenn wir uns hier modernisieren, immer die Stimme hören, die sagt: Das ist alles noch nichts! Sergjewitsch als gotischer Dom, sozusagen, quand vous excuserez le mot affreux!"

Und während vor ihm die Gestalt des schönen Russen auftauchte, drehte er an seinem neuen Ring. Diana stand auf, sie sagte entschlossen: „Du bist jung und ich bin auch noch jung! Wir wollen ein Werk aufbaun und eine holde Bahn! Wen wir brauchen, den wollen wir verschlucken — und wenn es ein Bombenwerfer wäre!"

Sie stand vor ihm, ihr braunes Auge stach vogelhaft in sein blaues. Die Welle vollen Glückes wankte durch seinen gestrafften Körper. Er sah nur noch die junge Frau vor sich, die ihm nach langer Zögerung nun zufallen sollte, und wie sich Krepp und Schwärze um sie hüllten. Langsam griff er nach ihrem

Halse, er löste die Brosche, sie hob die Arme halb, sie lächelte dem Liebesspiel entgegen. Mit gleichmäßig sorgsamer Gebärde hob er die Zeichen der Trauer von ihren Schultern, einen doppelten Schleier, bis er hinter ihr niederfiel. Er sah sie an, mit leicht zuckenden Lippen.

Plötzlich warf er sich in ihren Busen.

WERKE VON EMIL LUDWIG

DRAMEN:

EIN FRIEDLOSER. Dichtung. 1903
NAPOLEON. Drama. 1906
DER SPIEGEL VON SHALOTT. Dichtung. 1907
TRISTAN UND ISOLDE. Rhapsodie. 1909
TRILOGIE DER RENAISSANCE:
I. EIN UNTERGANG. Drama. 1904
II. DIE BORGIA. Schauspiel. 1907
III. PAPST UND ABENTEURER. Komödie. 1910
ATALANTA. — ARIADNE. Dichtungen. 1911
FRIEDRICH, Kronprinz von Preußen. Schauspiel. 1914
DIPLOMATEN. Komödie. 1919
ÖDIPUS. — GALATEA. Dichtungen. 1921

PROSA:

MANFRED UND HELENA. Roman. 1911. 2. Auflage.
BISMARCK. Psychol. Versuch. (9. Auflage vergriffen.)
In Vorbereitung: 10.—12. Auflage
WAGNER oder DIE ENTZAUBERTEN. 1913. 4. Aufl.
RICHARD DEHMEL. 1913. 2. Auflage.
DIE REISE NACH AFRIKA. 1913. 3. Auflage.
DER KÜNSTLER. Essays. 1914. 2. Auflage.
DIANA. Roman. 1918. 4. Auflage.
GOETHE. Geschichte eines Menschen. 3 Bände. 1920.
1.—7. Auflage.



